ESK. 108

# Lesebuch

der

# Weltgeschichte

oder

## die Geschichte der Menschheit

von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit,

allgemeinfaßlich erzählt

von

**Wilhelm Redenbacher.**

Dritte Auflage.

**Erster Band.**

Preise:
Unmittelbar in Calw gegen kostenfreie Vorausbezahlung einzeln das Exemplar roh 30 kr., 25 Ex. à 27 kr.
Im Buchhandel einzeln 40 kr. oder 13 sgr., in Partieen 36 kr. oder 12 sgr.

Calw, in der Vereinsbuchhandlung.
Stuttgart, in Commission bei J. F. Steinkopf.
1873.

# Lesebuch

für

der

# Weltgeschichte

oder

## die Geschichte der Menschheit

von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit,

allgemeinfaßlich erzählt

von

**Wilhelm Wachsmuth.**

Dritte Auflage.

Erster Band.

Preis:
Einzelpreis dieses soeben vollendeten Vereinsausgabe einzeln 10 Groschen
oder 36 Kr. rh. 90 Kr. ö. W.
Im Subscriptions-Einzelpreis 10 Gr. oder 12 Sgr. in Preußen 36 Kr. rh. oder 90 Kr. ö. W.

Leipzig, in der Vereinsbuchhandlung
Stuttgart, in Commission bei J. B. Steinkopf
1873.

# Vorwort.

Die nächste Absicht, mit der ich an das Werk gieng, dessen erster Band hier erscheint, war die, eine Weltgeschichte für's Volk zu schreiben, die ausführlicher und specieller wäre als die bereits vom Calwer Verlagsverein herausgegebenen. Dann hatte ich aber auch dabei ein besonderes Absehen auf die Töchter gebildeter Familien, für welche meines Wissens noch keine recht geeignete Weltgeschichte vorhanden ist, deren sie doch bedürftig sind, und denen wollte ich hier geben, was sie ungefähr brauchen. Die zweifache Absicht ließ sich nach meiner Empfindung wohl miteinander verbinden.

Möchte das Werk im Ganzen nicht mißlungen sein! Der HErr lasse es etwas Gutes wirken, so es Ihm wohlgefällt.

D. V.

# Inhalts-Uebersicht.


| | | Seite |
|---|---|---|
| I. | Die erste Zeit . . . . . | 1 |
| II. | Das neue Menschengeschlecht . . . . . | 9 |
| | Die ersten Reiche . . . . . | 17 |
| III. | Die Israeliten, das Volk der Wahl . . . | 20 |
| IV. | Aelteste Geschichte von andern Völkern und Ländern | 56 |
| | 1. Egypten mit Meroe . . . . . | 57 |
| | 2. Die Arier . . . . . | 65 |
| | 3. Die Phönizier . . . . . | 71 |
| | 4. Griechenlands Urzeit . . . . . | 75 |
| V. | Die Israeliten, das Volk der Wahl . . . | 93 |
| VI. | Das babylonische Weltreich . . . . . | 121 |
| VII. | Das persische Weltreich . . . . . | 126 |
| VIII. | Griechenlands Hauptgeschichte . . . . | 144 |
| IX. | Das macedonische Weltreich . . . . . | 224 |
| X. | Das römische Weltreich . . . . . | 252 |
| | 1—9. Roms Könige . . . . . | 254 |
| | 10—20. Die Republik bis auf Camillus . . | 273 |
| | 21—23. Herrschaft über Italien . . . | 293 |
| | 24—30. Die Punischen Kriege . . . | 304 |
| | 31—51. Innere und äußere Kämpfe . . | 337 |
| | 52—53. Octavian, der erste Kaiser . . . | 406 |

# I. Die erste Zeit.

Der Anfang der Welt, werthe Leser! liegt nicht in einem undurchdringlichen Dunkel. Gerade von ihm haben wir sichere Nachrichten, denn sie finden sich in dem geoffenbarten Worte Gottes (1 Mos. 1 ꝛc.). Und alle wahrhaft gelehrten Naturforscher sagen aus, daß diese Nachrichten ganz erfahrungsgemäß seien.

## § 1.
## Die Schöpfung.

Die Welt ist nicht ewig, wie viele Heiden gemeint haben. Gott allein ist ewig, und vor der Welt war nichts außer Gott, dem Dreieinigen, Vater, Sohn und Geist.

Am Anfang schuf Gott aus freiem Willen durch Sein Wort Himmel und Erde (1 Mos. 1). Unter „Himmel" hat man sich hier die unsichtbare Welt, dazu Engel und Erzengel gehören, unter „Erde" die sichtbare Welt vorzustellen. Aber die Erde war noch wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe. Das heißt man das Chaos, die ungeformte Masse, darin Alles noch durcheinander war. Aber der Geist Gottes schwebte sinnend und bildend auf dem wässerigen Stoff, und in sechs Schöpfungstagen empfieng die Welt ihre Gestalt und Schöne.

Am ersten Schöpfungstage sprach Gott: „Es werde Licht!" Da ließ Er das Urlicht, das allem Geschaffenen einwohnt, aus der finstern Masse herausgehen, daß es leuchtete. Am andern Tage bildete Er die Himmelsfeste; Er schied das flüssige Element der Luft in den Dunstkreis und in den Aether (die feinere Luft höher

hinauf) welcher nun als sichtbarer Himmel über unsrer Erde sich ausspannt. Am dritten Tage schuf Gott Gras, Kraut und Bäume; Er sonderte die weiche breiartige Erdoberfläche in Wasser und Land, welches letztere sich gleich mit Grün bekleidete, um den Thieren Nahrung zu geben, die noch geschaffen werden sollten. Am vierten Tage ließ Er Sonne, Mond und Sterne werden; Er faßte das Licht, das bis dahin durch die ganze Schöpfung zertheilt war, in besondere Lichtkörper zusammen, und so erglänzten die himmlischen Gestirne, die unsrer Erde scheinen und ihr Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre geben sollten. Mit dem fünften Tage giengs an's Lebendige; Er bevölkerte das Wasser und die Luft mit allerlei Thieren. Am sechsten schuf Er die Landthiere, und zuletzt nach Allem den Menschen. Und nun ruhete Gott von Seinem Schaffen, und heiligte den siebenten Tag für die Menschen.

Und Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Und die Morgensterne lobten Ihn miteinander und alle Kinder Gottes jauchzten. Gott schuf die Welt zur Offenbarung Seiner Herrlichkeit.

## § 2.
## Der Mensch.

Der Mensch ist das Haupt oder die Krone der irdischen Schöpfung. Für ihn ist Alles da. Zwar bildete Gott seinen Leib von Erde, aber feiner und wunderbarlicher als alle Thiere; und Er hauchte ihm einen höhern Lebensodem, eine vernünftige Seele, ein. Der Mensch ist gar was Anderes als alle übrigen Geschöpfe der Erde — in seiner aufrechten Gestalt, die frei zum Himmel blickt, mit der Gabe der Sprache, durch die er seine Gedanken Andern mittheilt, und mit seiner vernünftigen Seele, welche Gott erkennen und lieben und Sein sich freuen kann. Ja, Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde; sein Verstand war mit Weisheit begabt und erkannte Gott im Licht, sein Herz war rein vom

Bösen und voll Liebe zum Schöpfer; Friede und Freude wohnte in seinem Gemüth; auch war er zur Unsterblichkeit geschaffen und hatte eine Herrschaft über die irdischen Geschöpfe durch Wort und Blick, von der jetzt nur noch Spuren vorhanden sind.

Der erste Mensch hieß „Adam;" das bedeutet roth und Erde, während unser deutsches Wort „Mensch" seinen denkenden Geist bezeichnet. Gott ließ ihn nicht allein; Er gab ihm seines Gleichen zu, eine Gehilfin, die um ihn sei. Er baute, da Adam schlief, aus seiner Seite das Weib. Denn der Mann soll sein Weib ansehen als einen Theil seiner selbst, und das Weib den Mann, als dem sie zugehört; beide sollen gleichsam nur Ein Mensch, Ein Fleisch und Eine Seele sein. Gott brachte das Weib zum Manne und segnete sie; und so hat Gott den Ehestand selbst gestiftet. Derselbe ist die urälteste göttliche Einrichtung unter den Menschen; er ist die Wurzel, aus welcher Familie, Staat und Kirche herauswachsen. Adams Weib hieß „Hava," Mutter der Lebendigen, denn diese Zwei sind die Stammeltern des ganzen Menschengeschlechts.

Sie wohnten von uns gegen Morgen (in Vorderasien; genauer läßt sich der Ort nicht bestimmen) in dem Garten Eden, den ihnen der HErr gepflanzt hatte zu einem wunderherrlichen Aufenthalte; und der Baum des Lebens stand mitten im Garten, und durften auch von seinen Früchten essen. Und sie sollten den Garten bauen, denn der Mensch soll thätig sein, wirken und schaffen; doch war da die Arbeit noch keine Mühe, sondern eitel Lust. Aber die höhere Lust sollte ihnen ewig nur aus dem Verkehr mit Gott kommen. Und sie lebten mit Gott in Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit.

## § 3.

## Der Fall.

Gott prüfte den freien Gehorsam der Menschen, indem Er ihnen verbot, von dem „Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen" zu essen, der im Garten neben dem

Baume des Lebens stand. Und Gott sagte ihnen, wenn sie davon äßen, müßten sie sterben.

Nun aber war bereits etwas in der Geisterwelt vorgegangen; ein hoher Engel hatte sich von dem Schöpfer losgerissen; und dieser gefallene Geist, welcher viele Geister in seinen Sturz hineingezogen, suchte neidisch auch die Menschen zu fällen. Er versuchte sie, in einer Schlange sich bergend, zur Uebertretung des göttlichen Gebotes. Zuerst reizte er sie zu Zweifel und Unglauben: „Ja, sollte Gott das gesagt haben?" „Und wenn auch — ihr werdet doch mit nichten des Todes sterben!" Dann reizte er sie zum Hochmuth: „Wenn ihr davon esset, werdet ihr sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist." Und das Weib schaute an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, ein lieblicher lustiger Baum, weil er klug machte; und sie nahm von der Frucht und aß, und aus ihrer Hand aß auch der Mann. So war die Sünde da, denn Sünde ist Uebertretung des göttlichen Gebotes; und in dem Willensvermögen der Menschen lag die Möglichkeit, zu sündigen.

Ihr Glück war jetzt dahin; die Schlange hatte sie schändlich betrogen. Klüger waren sie geworden; sie wußten jetzt nicht nur, was gut, sondern auch was böse ist; aber sie hätten die Kenntniß des Bösen in Ueberwindung des Reizes dazu und nicht durch eigene Uebung, durch die Sünde, lernen sollen. Auf die Sünde folgt Strafe. — Im Augenblick nach der Missethat fühlten sie Scham, Unruhe, Schrecken vor Gott, dessen Umgang ihnen sonst die seligste Freude geschafft hatte. Ihr ganzer innerer Zustand litt Verderben; ihr Verstand verdunkelte sich; ihr Herz ward ein Sitz unheiliger Lüste. Ihr Leib fiel mancherlei Gebrechen, Krankheiten, Schmerzen, und zuletzt der Zerstörung anheim. Und der Herr stieß sie aus dem schönen Garten hinaus auf den Acker, den er mit einem Fluche belegte. Die ganze Erde sank unter dem Falle des Menschen; nur mit Mühe und Arbeit, im Schweiße seines Angesichts, ringt er ihr seine Bedürfnisse ab; böses Wesen drang auch in die Thierwelt, daß sie ihm selbst

theilweise schädlich ward; mit allen Elementen, die sein zeitlich Leben tragen, hat er auch zu kämpfen, bis er wieder zur Erde wird, davon er genommen ist.

So ist die Sünde kommen in die Welt, und der Tod durch die Sünde, und ist der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben. So ist das göttliche Ebenbild verloren, das im Anfang den Menschen herrlich geschmückt hatte. So ist das Paradies verloren, von dem sich eine dunkle Sage bei vielen Völkern erhielt, die Sage von einer ursprünglichen goldenen Zeit, die vorüber ist. — Aber der heilige Gott, der die Sünder strafte, ist auch der Gnädige; er tröstete sie mit einer wunderbaren Verheißung von einem Nachkommen des Weibes, welcher der Schlange den Kopf zertreten, d. i. dem Satan seine Macht nehmen und damit alles Verlorne wiederbringen sollte. Und darum singen wir am Feste der Geburt dieses gebenedeiten Weibessamens:

Heut' schließt Gott wieder auf die Thür
Zum schönen Paradeis;
Der Cherub steht nicht mehr dafür;
Gott sei Lob, Ehr' und Preis.

## § 4.
## Adams zweierlei Nachkommen.

Die ersten Menschen thaten gewiß ernstliche Buße, und so kamen sie wieder in die Gemeinschaft des Herrn, wenn auch (auf Erden) nicht mehr in eine so nahe, als die im Anfang bestand. Aber nicht alle ihre Nachkommen, die alle ihrem eigenen Bilde ähnlich (1 Mos. 5, 3.), d. h. sündiger Natur geboren wurden, bekehrten sich.

Sie erzeugten viele Kinder, Söhne und Töchter. Ihr erster Sohn hieß Kain, und der zweite Abel. Dieser ward ein Schäfer, jener ein Ackermann. Ackerbau und Viehzucht sind also uralt. Doch genoß man damals nur die Milch vom Vieh; Fleisch wurde erst nach der Sündfluth gegessen (vrgl. 1 Mos. 9, 3. mit 1, 28.).

Nun brachten einmal die zwei Brüder ihre Opfer dem

HErrn. Diese sollten ein Zeichen ihrer Abhängigkeit von Ihm und ihrer Hingebung an Ihn sein; und wenn Abel sein weißes untadeliges Lamm auf dem Altare schlachtete, so mochte schon der Geist in ihm sprechen, daß die Sünde der Welt zur Versöhnung das Opfer eines reinen Gotteslammes bedürfe. Die Opfer waren beide recht; es kommt aber bei dem äußern Werk immer auf die Gesinnung an. Der HErr sah Abels Opfer gnädig an, denn er war fromm; aber Kains goldene Garbe sah er nicht gnädig an, denn er war gottlos. Das gab ihnen der HErr auch zu erkennen. Darüber ergrimmte Kain und — schlug seinen Bruder todt. Er begieng einen Brudermord. Da mußte wohl der HErr zu ihm sprechen: „Was hast du gethan? Die Stimme des Blutes deines Bruders schreit zu mir von der Erde! Und nun, verflucht seist du! Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden."

In solches Verderben sank frühe die menschliche Natur; und solches Herzeleid erlebten die ersten Menschen an ihren ersten Kindern! Gott aber schenkte ihnen für den Ermordeten einen andern Sohn besserer Art, den sie Seth hießen. — Von Seth kam ein frommes Geschlecht, das sich zum HErrn hielt und in seiner (ob auch getrübten) Erkenntniß und in seinem (ob auch mangelhaften) Dienste blieb eine lange Zeit. Diese sind, sammt denen, welche von den andern Kindern Adams sich zu ihnen thaten, „die Kinder Gottes" genannt. Die Hauptlinie über Seth läuft also fort: (Adam, Seth), Enos, Kenan, Mahalaleel, Jared, Henoch, Methusalah, Lamech, Noah. Sie lebten nach unserem Maße lange auf Erden; denn sie waren ursprünglich zur Unsterblichkeit geschaffen; Adam wurde 934 Jahre alt, Jared 962 und Methusalah 969. Dieser lebte noch 243, Noahs Vater Lamech noch 56 Jahre mit Adam zusammen. So lebten, wie Luther sagt, die lieben alten Väter untereinander in Verstand, Weisheit und voll Geistes, und erzählte einer dem andern die Thaten des Schöpfers und die Herrlichkeit des Paradieses, und weinten mit einander um das Ver-

lorene, und freuten sich des verheißenen Samens, der es wiederbringen sollte, und sahen mit Verlangen und Sehnsucht nach ihm aus. Sie predigten auch von des HErrn Namen, daß sich Alle zu Ihm kehren möchten.

Aber Kains Nachkommen wollten nichts von dem HErrn wissen und fürchteten ihn nicht; und sie mit Allen, die ihnen glichen, sind „die Kinder der Menschen" genannt. Doch gab es kluge Leute unter ihnen, erfindsam in mancherlei Kunst. Jubal erfand Saiten- und Blasinstrumente, und ist also der erste Musikus; Thubalkain arbeitete künstlich in Erz- und Eisenwerk und kann der Urmeister der Eisen- und Kupferschmiede genannt werden. — Aber die Kinder Gottes hielten sich von den Kindern der Menschen geschieden.

## § 5.
## Die Sündfluth.

Endlich jedoch, als sich die Menschen sehr zu mehren begannen, vermischten sich die Kinder Gottes mit den Kindern der Menschen, von der Schönheit ihrer Töchter verleitet, die sie zu Weibern nahmen; und jetzt ward die Gottlosigkeit allgemein. Sie glaubten nicht mehr an Gott; sie aßen, sie tranken und lebten in Wollüsten hin. Gott warnte sie; aber sie wollten sich Seinen Geist nicht mehr strafen lassen. Gott gab ihnen eine lange Frist zur Buße; aber sie achteten derselben nicht; ihre Bosheit ward immer größer. Da beschloß Er, dieses Geschlecht zu vertilgen von der Erde.

Nur Noah fand Gnade vor dem HErrn; denn er war ein frommer Mann und führte ein göttlich Leben zu seinen verderbten Zeiten. Noah baute nach Gottes Gebot und Anweisung einen großen Kasten, die Arche genannt, ein schwimmendes Haus von Holz. Es war ein ungeheures Gebäu, 300 Ellen lang, 50 Ellen weit und 30 Ellen hoch, und hatte drei Stockwerke über einander. Dahinein brachte er allerlei Thiere der Erde, die gerettet werden sollten, Vögel, Vieh und Gewürme, Paar und Paar, und Speise

für Menschen und Thiere; und er gieng selbst hinein sammt seinem Weibe und seinen drei Söhnen und ihren Weibern, acht Seelen zusammen; Alles auf Gottes Geheiß.

Da brachen auf alle Brunnen der Tiefe, die weiten tiefen Wasserbehäler im Innern der Erde, und ergoßen ihre Ströme; und die Fenster des Himmels thaten sich auf und schütteten Regen herab 40 Tage und Nächte. Und die Wasser wuchsen und hoben den Kasten auf, und trugen ihn empor über die Erde. Und die Menschen draußen, die erst noch so sicher lebten, flohen erschrocken hinan an Bergen und Bäumen; aber die Sündfluth verfolgte sie und Gottes Zorngericht ereilte sie. Das Gewässer wuchs so sehr auf Erden, daß alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel bedeckt wurden; 15 Ellen hoch gieng zuletzt das Gewässer über die Spitzen der höchsten Berge. Da gieng alles Fleisch unter, das im Trocknen lebt. Ein furchtbares Gottesgericht!

Die Sage von diesem Ereigniß kommt fast bei allen Völkern vor. In der alten und neuen Welt (Amerika, Australien) erzählen sie von ihren Urahnen her von einer großen, die ganze Erde bedeckenden Wasserfluth, durch welche das erste Menschengeschlecht untergegangen und bei der nur etliche Menschen wunderbar erhalten worden, die das Geschlecht fortgepflanzt hätten. Nur daß sie andere Namen machen. Bei den alten Griechen ist aus dem Noah ein Deukalion, bei den Kelten ein Dwiwan geworden; bei den Indern heißt er Manu, bei den Chinesen Fohi, bei den Chaldäern Xisuthros ꝛc. Aber auch die Erde selbst gibt ein augenfälliges Zeugniß für die Wahrhaftigkeit der Schrifterzählung; denn man findet in allen Theilen derselben die Spuren einer durch Wasser untergegangenen Vorwelt unter Geröll- und Kieslagern, sowie in den Höhlen der Berge eine Menge Ueberreste von Thieren.

150 Tage standen die Wasser über der Erde; da gedachte Gott an Noah und ließ sie fallen. Die Arche ließ sich auf den Ararat (in Armenien) nieder, einem der höchsten Berge der Erde; denn er steigt auf einer Hochebene von nahe an 3000 Fuß über dem Meeresspiegel noch über

16,000 Fuß empor; und er steht „inselhaft," abgesondert von andern Gebirgen, in einsamer Majestät. Allmählich verlief sich das Gewässer von der Erde. Schon grünt sie wieder, daß Noahs andere ausgelassene Taube ihm ein Oelblatt bringen kann. Als aber die Erde trocken geworden war, gieng Noah auf Gottes Befehl aus dem Kasten und die Seinen mit allen Thieren.

Wie mochte das Angesicht der Erde verändert, wie mochte sie so öde und leer gegen vorhin sein! Aber der errettete Fromme baute dem HErrn einen Altar und opferte ihm ein Dankopfer. Und der HErr hatte Wohlgefallen daran und segnete die Menschen aufs Neue, daß sie fruchtbar sein und sich mehren und die Erde erfüllen sollten. Und Gott richtete mit ihnen und ihrem Samen nach ihnen einen Bund der Gnade und Verschonung auf, daß hinfort keine Sündfluth die Erde verderben sollte, und setzte seinen schönen Bogen in die Wolken zum Zeichen des Bundes.

Die große Wasserfluth war gekommen im Jahre der Welt 1656. Ihr altdeutscher Name „Sint- oder Sinflut" will besagen „die allgemeine Fluth."

---

## II. Das neue Menschengeschlecht, das sich über die Erde verbreitet.

---

### § 1.

### Noahs Söhne und die Völker von ihnen.

Auf der großen Erde waren nun wieder nur wenige Seelen, nämlich achte. Sie wohnten unten am Ararat, welcher der Mittelpunkt der wohnbaren Erde genannt

werden kann, weil er in der Mitte der längsten Landlinie liegt, die sich von der Südspitze Afrika's über die Landenge Suez bis zur Nordostspitze Asiens erstreckt. Einen passendern Ort, von dem aus das Menschengeschlecht sich über die Erde ausbreiten sollte, konnte es nicht geben.

Noahs drei Söhne hießen Sem, Ham und Japhet; „von denen," sagt das Wort der Wahrheit 1 Mos. 9, 19., „ist alles Land besetzt."

Es läßt sich nicht von allen Völkern, die gelebt haben und leben, angeben, wer von den Dreien ihr Stammvater sei; es sind ja wohl auch Mischlingsvölker entstanden. Aber Folgendes läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen:

Von Sem stammen die Völker Südwestasiens und namentlich Assyrer, Chaldäer, Aramäer (Syrer), Araber und das Volk Israel; von Ham die meisten Bewohner Afrika's, die Egypter, Nubier, Aethiopier (Kusch, bei Luther Mohren), aber auch die Phönizier und Kananiter; von Japhet die nördlichen Bewohner Asiens, sowie auch das große Volk der Inder, die meisten Kleinasiaten und fast alle Europäer, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven ꝛc.

Es hatte aber ein Vorgang in Noahs Familie einen höchst merkwürdigen Einfluß auf das Geschick der Nachkommen seiner Söhne. Noah pflanzte Weinberge und lernte Wein bereiten, von dessen Genusse er einstmals trunken in der Hütte lag. Da spottete Ham des Entblößten, während Sem und Japhet ihn ehrerbietig bedeckten. Der erwachte Vater sprach im prophetischen Geist über den frevelnden Sohn einen Fluch, über die frommen Söhne einen Segen aus. Sem empfieng den Hauptsegen; und von ihm ist zwar der geringste Theil der Menschen nach der Zahl, aber das Volk der Wahl und aus diesem der verheißene Weibessame, der Heiland aller Welt, gekommen. Japhet wurde von Gott am weitesten ausgebreitet; ihm entsproß die zahlreichste Nachkommenschaft, und „er wohnt in den Hütten Sems;" seine Nachkommen sind vorzugsweise in die Kirche Christi

eingeführt worden. Aber der Fluch über Ham gieng auch schauerlich in Erfüllung; sein Geschlecht ist am tiefsten in geistliches und zeitliches Elend versunken. Denkt nur an die armen Neger, welche zu Millionen als Sklaven verkauft und „die Knechte aller Knechte unter ihren Brüdern" geworden sind; wiewohl nun auch Mohrenland seine Hände ausstreckt zu Gott und ihm von Dem, der nicht ewiglich Zorn hält, in beider Hinsicht beginnt geholfen zu werden. Aber, o daß doch Vaters Segen und Vaters Fluch wohl in Acht genommen werden möchte!

## § 2.
## Der Thurmbau.

Die Familie Noah's vermehrte sich außerordentlich schnell, und wuchs schon in den nächsten Gliedern zur Menge heran, obschon das Lebensalter der Menschen nach der Sündfluth kürzer ward und immer mehr sich abkürzte. Sem wurde noch 600, sein Enkel Salah 433, dessen Enkel Peleg 239 Jahre alt, und so fiel's herunter, bis schon Moses sagt und klagt: Unser Leben währet 70 Jahre, und wenns hoch kommt, so sinds 80.

Die Menschen blieben noch eine geraume Zeit beisammen, aber nicht fest an ihrem Berge sitzen. Sie wanderten weiter in die Welt hinein und zwar zuerst westlich, bis sie oben zwischen die Quellen der zwei Ströme Euphrat und Tigris kamen, da sie denn nun südöstlich in das Land zwischen diesen Strömen hereinzogen, das in der Bibel Sinear, sonst Mesopotamien und auch Chaldäa heißt. Hier nahmen sie auf wunderbare Weise zu, konnten sich aber auch wohl ernähren, weil dieses Land im Alterthum so fruchtbar war, daß (nach Herodot) das Getraide zwei-, ja dreihundertfältige Frucht trug, und die Blätter des Waizens und der Gerste vier Finger breit wurden.

Da sich die Menschen nun in einer schönen Ebene Sinears mit einander niedergelassen hatten, geriethen sie, etwa 100 Jahre nach der Sündfluth, darauf, eine Stadt

mit einem Thurme zu bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche. Einen Namen wollten sie sich damit bei der Nachwelt machen und zugleich einen Sammelpunkt haben, wenn sie doch ob ihrer Menge weiter auseinander müßten. Aber Gott gefiel der Hochmuth der Menschenkinder nicht; auch sah er wohl, daß die Sünde nur desto größer würde, je dichter sie beisammen wären, wie ja auch bei uns in den bevölkertsten Städten das Laster am meisten wuchert. Darum als sie in der eifrigsten Arbeit begriffen waren, fuhr der HErr HErr darein. Er verwirrte daselbst ihre Sprache, daß Keiner den Andern mehr verstand und der Bau nicht vollendet werden konnte; wobei Er zugleich einen mit Schrecken verbundenen Trieb in ihnen erweckte, sich zu theilen und in alle Länder zu zerstreuen.

Die Stätte empfieng von der Begebenheit den Namen Babel, d. h. Verwirrung. Und neuere Reisende haben zu Babylon Ruinen gefunden, welche wahrscheinlich Ueberreste jenes Thurmes sind. Ein Grundbau von ungeheurem Umfange erhebt sich 200 Fuß hoch, und auf diesem stehen Reste eines aus Backsteinen gebauten Thurmes von annoch 35 Fuß Höhe. — Bei dieser Gelegenheit gieng auch die Ursprache unter, die bisher alle Menschen gleichmäßig geredet hatten; es entstanden dafür die mancherlei Sprachen der Menschen, deren jede noch etwas von der Ursprache in sich hat. Es bildete aber jeder sich zusammenhaltende Menschentheil seine eigene Sprache aus, und nach den Sprachen theilten sich die Menschen hinwiederum in verschiedene Nationen.

Wenn nun die Menschen vorhin nur ein Stück des vordern Asiens bewohnten, so gieng jetzt die Verbreitung der fort und fort erstaunlich sich Mehrenden rasch über diesen Welttheil hin und in die mit ihm zusammenhängenden Welttheile Afrika und Europa herüber. Und wo sie sich ansiedelten, lösten sich doch bald wieder Stämme von ihnen ab, die noch weiter vorwärts drangen. — Allmählich sahen sie sich auch nicht mehr Alle so gleich, als da

sie vorhin bei einander waren. Die Verschiedenheit ihrer Wohnplätze, insonderheit die Kälte und Hitze derselben, hatte allerdings Einfluß hierauf, wie ja z. E. noch heutzutage die Europäer in heißen Ländern dunkler als ihre in der Heimat gebliebenen Landsleute werden. Allein es hat die Verschiedenheit des menschlichen Aussehens noch andere, innere Ursachen; und wenn man Hams schwarze Nachkommenschaft erblickt, drängt sich unwillkürlich ein Gefühl von dem Fluche auf, den der Vatersverspotter sich zugezogen.

## § 3.

## Leben und Treiben der nunmehrigen Menschen.

Das gestaltete sich jetzt freilich zum Theil anders als zuvor. — Die Einen waren in Gebirge und Wälder gezogen. Diese legten sich auf die Jagd, um ihres Lebens Bedürfnisse zu gewinnen. Indem sie aber Hirsche und Rehe erlegten, erwachte in ihnen auch eine Lust, mit Löwen und Bären anzubinden; oder sie mußten sich gegen solche wehren, wenn sie von ihnen angefallen wurden. Dieses rauhe Leben hatte einen Reiz für ihre kräftige Natur; aber sie verwilderten dabei so sehr, daß sie selbst oft nicht viel besser als Raubthiere wurden. — Andere waren an Seen oder an's Meer gekommen, und ergaben sich dem Fischfang mit Netzen und Angeln. Sie wurden nicht so wild und grimmig wie die Vorigen; aber doch sahen sie den Himmel meist nur im Wasser.

Wieder Andere beschäftigten sich mit der alten Viehzucht; nur daß sie gewöhnlich mit ihren Schafen und Ziegen, Rindern und Kameelen, Eseln und Pferden mehr ins Weite zogen. Sie wanderten von Waideplatz zu Waideplatz und hatten die lieben Hausthiere, welche Gott von Anfang den Menschen besonders beigegeben, aber kein eigentliches Haus, sondern zum Schutz wider Sonne, Thau und Regen nur leichte Zelte, welche sie schnell abbrechen und am andern Ort wieder aufrichten konnten. Diese Wanderhirten hießen Nomaden. Sie führten ein einförmiges Leben, behielten aber auch einfache Sitten; und

wenn sie bei ihrem steten Ziehen nicht allerlei menschlicher Kunst und Wissenschaft obzuliegen vermochten, so hatten sie doch viel Veranlassung, zu den Sternen hinaufzublicken; ja wir werden bald Beispiele bekommen, daß sie mit Dem sehr wohl bekannt sein konnten, der über den Sternen ist.

Andere endlich trieben in fruchtbaren Ebenen, in fetten Thälern den alten Ackerbau fort. Sie pflügten die dampfende Erde, denn den Pflug hat schon Thubalkain erfunden, und bauten ihren Waizen und überhaupt das edle Getreide, das nirgends in der Welt wild wächst, und ließen sich unmittelbar von der Erde ernähren, die unser aller Mutter ist. Diese hatten Ursache, an ihrem Platz zu bleiben, und legten Dörfer und Städte an.

Die Städter überließen allmählich den Dörflern die Landwirthschaft und widmeten sich vorzugsweise den Gewerben und Künsten, welche dem Leben nöthig und nützlich sind und es verschönern. Da kamen zu den Maurern, Zimmerleuten und Schmieden auch Tischler, Töpfer, Flaschner, Gerber, Riemer ꝛc.; da kam zur Baukunst die Bildhauerei und zur Musik die Malerei ꝛc.; und alles wurde in der Uebung vervollkommt. In den festen Wohnplätzen konnte die Cultur oder Ausbildung des zeitlichen Lebens der Menschen am besten vorwärts schreiten.

Uralt unter den Menschen ist auch der Handel. Die verschiedenen Natur- und Kunsterzeugnisse der Orte und Länder wurden gegen einander ausgetauscht. Um gegen wilde Thiere und räuberische Menschen sicher zu sein, vereinigte man sich zu reisenden Handelsgesellschaften oder Karawanen. Hunderte von Kaufleuten mit ihren schwerbepackten, ausdauernden und genügsamen Kameelen zogen mit einander durch die lachenden Gefilde und die weitgestreckten dürren Wüsten hin. Das ist der Landhandel, der in der ganzen alten Zeit der wichtigste blieb. Frühzeitig kam aber doch auch schon der Seehandel in Gang, indem die Menschen in Schiffen am Meeresufer hin ihre Güter in andere Gegenden schafften und fremde dagegen heimholten. — Zuerst wurde Waare gegen Waare buchstäblich aus-

getauscht. Es kam aber auch so frühe schon das Geld auf, daß man gar nicht sagen kann, wann und wo. Anfangs wurde Silber und Gold zugewogen; daneben gab's aber doch auch bald schon geprägtes Geld. Man hat erstlich auf ein größeres Stück einen Ochsen, auf ein kleineres ein Schaf gegraben, indem die Münze gerade den Werth eines solchen Thieres hatte. Ich weiß aber nicht, daß sich solche Ochsenthaler oder Schafgroschen bis auf uns erhalten hätten.

Bisher sprachen wir vom zeitlichen Leben und Treiben der damaligen Menschen; wie stand's aber mit ihrem geistlichen? Sie wohnten jetzt weiter auseinander, frömmer wurden sie jedoch nicht. Sie vergaßen der Wohlthaten und der Schrecknisse Gottes. Die Sünde nahm abermals überhand auf Erden, und jetzt fielen sie in eine neue gräuliche Thorheit. — Noch wußten sie alle von dem Einen wahren Gotte. Je weniger sie Ihn aber priesen und Ihm dankten (Röm. 1, 21. ꝛc.) und Seiner Stimme, die in ihrem Gewissen eingeschrieben war, gehorchten, desto mehr wurde ihr unverständiges Herz verfinstert; da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren worden, und haben die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes gegen — Götzen ausgetauscht. Es kam nun das Heidenthum in die Welt; wie die Menschen vor der Sündfluth in Unglauben verfallen waren, so verfielen sie nach derselben in Aberglauben.

Der Mensch kann sich der Religion doch nicht so leicht ganz erwehren. Es wohnt tief in der Seele das Gefühl der Abhängigkeit von einer höhern Macht, der man irgendwie dienen müsse, um ihre Hilfe zu erlangen und ihre Strafen abzuwenden; hat man aber den rechten Gott verloren und regt sich dieses Gefühl, so geräth man auf den Götzendienst.

Der älteste Götzendienst ist der Gestirndienst. Die Menschen verehrten die Sonne als Gott, den Mond als Göttin, die größeren Sterne und sonst merkwürdige Sternbilder als lauter Gottheiten. Sie verehrten dann auch die Elemente und Naturkräfte, aus denen sie eigene göttliche

Wesen machten. Sie sanken zur Verehrung von Thieren, Vögeln, Vierfüßern, Schlangen, nützlichen und schädlichen Thieren, ja von Pflanzen, Bergen, Strömen 2c. herab. So dienten sie dem Geschöpf statt des Schöpfers. — Es mag sein, daß sie zuerst diese Dinge nur als Sinnbilder des verborgenen Gottes in Seinem Wesen und Wirken anschauten; aber gar bald blieben sie am Sinnbild selbst haften. Es mag sein, daß ihnen die Sonne zuerst nur für ein Gleichniß des unerschaffenen ewigen Lichtes galt; aber gar bald entschwand ihnen Gott hinter Seinem Gleichniß, und die Sonne selbst wurde ihr Gott.

Weiterhin vergötterten sie auch verstorbene Menschen, und machten sich Bilder von ihnen. Und sie machten sich Bilder von allerlei Gottheiten, die sie sich im Himmel, auf Erden und unter der Erde erträumten; und zuletzt dachten sie sich diese Bilder selbst mit ihren Göttern erfüllt, und so verehrten sie wie ihres eignen Wahns, so ihrer eignen Hände Werk.

Der Dienst, den sie ihren Göttern brachten, bestand in Opfer, Gebet, Gesang, Tanz und Aufzügen. Im Bewußtsein ihrer Schuld brachten sie von Anfang an blutige Sühnopfer dar zum Anzeichen, wie es die Menschen von jeher fühlten, „daß ohne Blutvergießen keine Vergebung geschieht." Im Dienst aber solcher falschen Götter konnten sie nicht besser werden, wenn gleich zugestanden werden muß, daß die Furcht vor denselben von manchem Bösen zurückzuhalten vermochte. Im Ganzen jedoch, besonders da sie auch böse Götter verehrten, denen sie mit Unreinigkeit und Sünde wohlgefallen wollten, fielen sie immer tiefer in verkehrten Sinn, zu thun, das nicht taugt; sie wurden „voll alles Ungerechten, Hurerei, Schalkheit, Geizes, Bosheit, voll Hasses, Mordes" 2c.

Man muß sich ja die Sache so vorstellen, daß es mit den Menschen nicht aus einer ursprünglichen Wildheit und Rohheit aufwärts, sondern von einer ursprünglichen Heiligkeit und Herrlichkeit immer tiefer abwärts gieng, daß sich bei all ihren Erfindungen und Fortschritten

hinsichtlich des zeitlichen Lebens ihr religiös sittlicher Zustand mehr und mehr verschlimmerte.

## § 4.
## Die ersten Reiche auf Erden.

Wer hat aber das Regiment unter den Menschen geführt? Es muß doch ein solches geben. Die Sache hat sich von selbst gemacht. Der Hausvater, der Erzeuger, Erzieher, Versorger der Seinigen, war der Familienfürst. Und bei der großen Fruchtbarkeit des damaligen Geschlechts kam wohl schon im ersten Glied ein beträchtliches Häuflein unter sein Scepter. Und bei dem längeren Leben der Menschen sah er auch gewöhnlich eine zahlreiche Nachkommenschaft bis ins vierte Glied. Seine verheiratheten Söhne und Enkel aber, welche zunächst wieder die Häupter ihrer Familien waren, standen doch mit den Ihrigen noch unter dem gemeinsamen Familienhaupte. So wurde er ein Stammesfürst, der wohl über einen großen Haufen regierte. Und so entwickelte sich aus dem Familienleben das Staatsverhältniß.

Es konnten mehrere Stammesfürsten, welche mit ihrem Volk in der Nähe beisammen wohnten, sich einem gemeinsamen Oberhaupte freiwillig unterwerfen, und das mag öfters, namentlich in gegründeten Städten, der Fall gewesen sein. Da haben wir dann schon einen kleinen König, wie denn die Beherrscher der ersten Städte bereits den Titel König führten.

Natürlich gab es zuerst keine Gesetzbücher, wornach regiert wurde, sondern der Wille des Oberhauptes, den aber die von den Vätern überkommene Sitte leitete, war das lebendige Gesetz. Wie dann der Hausvater ursprünglich auch Hauspriester war, so mochte der Stammesfürst zugleich Stammespriester, der König Oberpriester seines Volkes sein. Als sich aber allmählich aus den Gelehrtesten eine besondere Priesterschaft bildete, übte diese auch einen großen Einfluß auf die Staatsregierung aus.

Uebrigens ist es bei der Entstehung der Staaten nicht

immer so ordnungsmäßig hergegangen, wie oben beschrieben wurde. Es konnte Einer, der stark war, starke Angehörige und am Kriegen und Erobern seine Freude hatte, Andere, die ihm nicht angehörten, ganze Städte und Länder mit Gewalt unter sich bringen. Und gerade bei dem ersten Reiche, von welchem wir wissen, ist es also geschehen.

## Altbabylonien.

Die Schrift sagt 1 Mos. 10, 8. ꝛc., ein Nachkomme Hams, mit Namen Nimrod, habe angefangen, ein gewaltiger Jäger zu sein auf Erden. Die vielen wilden Thiere, welche damals die Menschen nicht wenig mögen geplagt haben, rottete er kräftig aus. Dabei aber ward er sich seiner Stärke recht bewußt, und wendete sie darnach zur Unterdrückung der Menschen an, über die er sich zum Herrn aufwarf. Die Stadt Babel im Lande Sinear war der Anfang seines Reiches. Er breitete es aber über andere Städte, Erech, Akad und Chalne, und noch weiterhin in diesem Lande, d. h. in Babylonien, aus. Er gründete um's Jahr der Welt 1790 das Altbabylonische Reich.

Nach der Sage baute er den babylonischen Thurm aus. Derselbe war viereckig und jede seiner Seiten 500 Fuß lang. Er erhob sich auf dem 200' hohen Unterbau in acht Absätzen noch 600' hoch, also in solch ungeheurem Umfang noch viel höher als unser höchster Thurm, der Straßburger Münster. Von einem Absatz zum andern zog sich rings herum ein Aufweg, an welchem von Zeit zu Zeit Ruhebänke angebracht waren. Auf dem letzten Thurmabsatze stand nun erst noch ein Tempel, der dem Gotte Bel (Baal, Sonnengott) geweiht war. In diesem befand sich ein gepolsterter Stuhl und ein goldener Tisch, aber noch kein Bild. Die Ruinen dieses Thurmes heißen bei den Leuten dort noch heut zu Tage Birs Nimrud, d. h. Nimrodsburg. — Aus den Gräbern von Erech (Warka) in Südbabylonien lernen wir jetzt erst Näheres über dieses kuschitische Reich, dessen ältester König Urukh viele Tempel

gebaut habe, während seine Nachkommen es gegen Norden und Osten ausdehnten. Hier bildete sich als älteste Wissenschaft die Gestirnkunde aus, eng verbunden mit der Religion, welche das Himmelsheer verehrte.

## Altassyrien.

Von Babylonien scheint auch (1 Mos. 10, 11.) der Semite Assur ausgegangen zu sein, der Ninive mit Rehoboth, Ir, Calah und Resen gebaut. (Möglicherweise kann es auch heißen, Nimrod selbst sei „nach Assyrien" gegangen und habe dort die aus vier Städten bestehende Weltstadt gegründet, die im Assyrischen Ninua heißt). Dieser Landstrich liegt jenseits des oberen Tigris. Das Reich, das dort gegründet wurde, heißt das Altassyrische.

Um die Zeit Abrahams herrschte über Altassyrien ein gewisser Ninus, der von alten Schriftstellern als der Erbauer Ninive's angegeben wird; er hat aber wahrscheinlich nur die Stadt vergrößert und verschönert, und ihr statt eines frühern Namens den gegeben, welchen sie hinfort durch alle Zeiten führte. Dieser Ninus war ein Eroberer. Er hatte auch ein kriegerisches Weib, die Semiramis, welche mit ihm zu Felde zog. Einst bat sie ihn inständig, er möchte ihr nur einmal auf fünf Tage unbeschränkte Herrschaft bewilligen, daß sie doch auch wisse, wie diese schmecke. Er that's. Aber ihre erste Handlung im Besitze der Gewalt war die, daß sie ihren Mann umbringen ließ. Darauf regierte sie, in Mannstracht, fast immer zu Pferde, vierzig Jahre lang, eroberte weit und breit, und zog mit ihren Heeren bis nach Indien und Aethiopien. Sie that aber auch viel für ihr Land, baute die Städte herrlich, legte Kunststraßen an, grub Kanäle. Wunderliche Sachen werden von ihr erzählt; sogar Gärten soll sie gehabt haben, die in der Luft hiengen, was uns jedoch nicht unmöglich erscheint, nachdem bei uns sogar Schiffe tragende Kanäle in der Luft hängen, darunter wir auf unsern Eisenbahnen durchfahren. Endlich übergab

sie das Reich ihrem Sohne Ninyas, von dem eine lange Reihe Herrscher kam.

Das sind die zwei ältesten Reiche der Welt, das Altbabylonische und das Altassyrische. Die näheren Nachrichten über das letztere gräbt man erst jetzt aus dem Schutte Ninive's und anderer Städte hervor. Da lernen wir nun allmählich manches auch über die Götter der Assyrer: Assur gilt ihnen als das Haupt der Götter und deren Vater; um ihn her ist ein Kreis von 12 Göttern, die Sonne, der Mond, Merodach und sein Sohn Nebo, der Löwenkönig Nirgal, der Heiland Salman ꝛc. und sie alle heißen Bel, Herr. Auch Göttinnen lernen wir kennen, z. B. die Istar, die Herrin der Schlacht ꝛc.

Fragt ihr, von welchen Völkern wir sonst die frühesten Nachrichten besitzen, so nenne ich die Israeliten, Egypter, Arier, Phönizier und Griechen.

---

## III. Die Israeliten, das Volk der Wahl.

Aus den Nachkommen Sems, auf dem die große Verheißung ruhte, wählte sich Gott ein Volk aus unter allen Völkern auf Erden, um in demselben und durch dasselbe das Reich des zukünftigen Messias, des Heilands aller Welt, des Wiederherstellers der Menschheit, vorzubereiten — das Volk Israel.

### § 1.

### Die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob.

(2000—1753 vor Christo.)

Dieses Volk stammt näher von Abraham her, dessen Vater Thara hieß, ein früherer Vorfahr Eber, von welchem der Name „Ebräer" kommt.

Abraham steht der Zeit nach mitten zwischen Adam und Christus; er lebte ums Jahr 2000, ob man von letzterem rückwärts oder von ersterem vorwärts zählt. Von jetzt an wollen wir aber von Christo rückwärts zählen und also sagen: dieß und das geschah so und so viel Jahre vor Christo.

Nun zu Abrahams Zeit war alle Welt schon, nur mit einzelnen Ausnahmen, in's Götzenthum verfallen. Er aber diente noch dem wahren Gott und diesem allein. Da offenbarte sich ihm Gott besonders und hielt ihn mit Seinem Geist bei der rechten Hand des Glaubens. In der Geschichte desselben, so wie seines Sohnes und Enkels — diese drei heißen die Erzväter oder ersten Väter des Volkes Israel — erkennen wir so recht den lebendigen Gott, der stets über ihnen waltet, ihnen sichtbar und hörbar nahe tritt, sie an der Hand leitet; und gegenüber den Glauben der Menschen, der auf Ihn merkt, Ihm traut, Ihm folgt, und wenn er auch zu Zeiten schwach wird, sich wieder findet und wächst zur Vollendung. Wir sehen auch bei ihren Nachkommen überall den lebendigen, mächtig und herrlich waltenden Gott, aber bei den Meisten nicht mehr den Sinn der Väter.

Abraham wohnte, ein Hirtenfürst, zu Haran in Mesopotamien. Da sprach der Herr zu ihm: „Gehe aus deinem Vaterland und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das Ich dir zeigen will. Ich will dich zum großen Volke machen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden." Mit diesen Worten, die auf den Welterlöser gehen, ist Abraham als der Träger der großen Verheißung bezeichnet. Das geschah um 1946 vor Christo.

Und er zog aus, im Glauben an seines Gottes Wort, mit seinem Weibe Sarah; und Lot, ein Brudersohn, schloß sich ihm an. Er wanderte immer gegen Abend und gelangte, von Gott geleitet, in's Land Kanaan. Als er aber das schöne Land mit seinen kräftigen Gebirgen, fruchtbaren Auen und fetten Weideplätzen betrat, da er-

schien ihm der Herr und sprach: Deinen Nachkommen will Ich dieß Land geben. — Er richtete seine Hütte auf da und dort, wo er Raum fand zwischen den Einwohnern des Landes, und Waide für sein Vieh. Er pilgerte immer, einmal sogar nach Egypten, um einer Theurung willen, von wannen er aber nach kurzer Frist ins Land der Verheißung zurückkehrte. Und wo er weilte, da baute er Altäre dem Herrn, und predigte den Heiden umher von dem Namen des Herrn, daß auch sie wieder zum wahren Gott kommen konnten, wenn sie wollten.

Wie schön bewies er seinen Glauben in Liebe und edlem Thun! Da seine und Lots große Heerden einander drängten und immer Zank war zwischen ihren Hirten, sprach Abraham zu dem Jüngern: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen uns, denn wir sind Gebrüder. Stehet dir nicht alles Land offen? Lieber, scheide dich von mir. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken." — Lot wählte sich die wasserreiche Gegend am Jordan, die da war als ein Garten des Herrn, und wohnte zu Sodom. Aber es zeigte sich hier wie oft, daß der augenblickliche Vortheil nicht immer das Bessere ist. Die Leute dieser Stadt waren böse und quälten seine fromme Seele; und es kam ihm noch mehr. Bera, der König von Sodom, ward von Kedor Laomer, dem mächtigen Könige von Elam, der auch Babel unter seine Oberherrschaft gebracht hatte, bekriegt und ward geschlagen und niedergelegt. Der Feind nahm Alles zu Sodom, Gut und Leute, auch den Lot und seine Habe, und zog davon.

Als dieß Abraham hörte, wappnete er schnell seine Knechte, 318 an der Zahl, und nahm noch etliche Amoriter dazu, die mit ihm im Bunde waren, jagte den Feinden nach, fiel des Nachts über sie und schlug sie mit seinem Gott; und er brachte all' ihren Raub wieder, auch den Lot mit Allem, was ihm zugehörte. Der König von Sodom sprach zu ihm: Gib mir die Leute, die Güter behalte dir! Doch Abraham nahm nicht einen Faden.

Damals, als er wiederkehrte von der Schlacht, da war's auch, daß ihm ein geheimnißvoller Mann entgegengieng, Melchisedek, König von Salem; diese Namen sind verdolmetscht: „ein König der Gerechtigkeit und des Friedens;" und er war auch ein Priester des wahren Gottes. Der trug dem Abraham Brod und Wein hervor, und segnete ihn. Demselben bezeugte Abraham eine tiefe Verehrung; denn er erkannte in ihm, vom Geist erleuchtet, ein Vorbild seines zukünftigen hohen, geheimnißvollen Sprößlings, der auch Priester und König zugleich und ein König der Gerechtigkeit und des Friedens für alle Welt sein sollte.

Aber wie sollte die göttliche Verheißung in Erfüllung gehen? Abraham war alt und sein Weib, und sie gebar ihm keine Kinder. Schon härmte er sich, daß er kinderlos sterben werde. Da hieß ihn Gott hinausgehen und sprach: „Siehe gen Himmel und zähle die Sterne, kannst du es? also soll dein Same sein!" Da richtete sich der Mann wieder auf, und er glaubte dem Herrn, und das rechnete der Herr ihm zur Gerechtigkeit. Und Gott machte einen Bund mit ihm, und gebot ihm die Beschneidung bei sich und allem Männlichen in seiner Familie zum Zeichen des Bundes.

Abermals erschien ihm der Herr, als er einst um Mittag im Hain Mamre saß an der Thür seiner Hütte. Siehe, drei Männer traten heran. Er gieng ihnen ehrerbietig entgegen und lud sie ein, unter den Bäumen zu ruhen und sich zu laben, ehe sie weiter zögen. Die schöne Gastfreundschaft ward überhaupt von den Besseren der alten Welt eifrig gepflogen. Eilig besorgte er ihnen ein Mahl, und brachte Kuchen, Butter und Milch und von einem zubereiteten Kalbe. Es war aber der Herr mit zweien Seiner Engel. Und Er sprach zu Abraham: „Wann Ich auf's Jahr wieder komme, so soll Sarah einen Sohn haben." Und Er wiederholte ihm das hohe Wort, daß alle Völker auf Erden in ihm gesegnet werden sollten.

Indessen bekam Abraham zu der Seligkeit dieser Bot-

schaft eine heilsame Beimischung heiliger Furcht. Der Herr offenbarte ihm auch, daß Er Sodom und Gomorrha um ihrer schweren Sünden willen verderben werde. Das jammerte den Mann mit dem glaubens- und liebevollen Herzen, und er unterwand sich, den Herrn zu bitten für die gottlosen Städte; wenn 50 oder 40 oder 10 Fromme drin wären, daß Er ihrer um dieser willen verschonen möchte. Allein es waren keine 10 Fromme darin. — Lot mit den Seinen wurde von den Engeln herausgeführt; die Andern alle erlagen dem göttlichen Zorngerichte. Denn es regnete Schwefel und Feuer vom Himmel, und die Städte brannten, — es war um 1922 v. Chr. — und der Erdboden sank ein weithin, bedeckt vom nahen See. Der ist heute noch da, und heißt das Salzmeer, denn er ist voll Salz und Erdharz; er heißt auch das todte Meer, denn todt ist's rings um ihn her und in dem düstern Gewässer.

Der Herr ist schrecklich Seinen Verächtern, aber Seinen Dienern ist Er gnädig und freundlich. Er, bei dem kein Ding unmöglich, suchte Sarah heim in ihrem 90. Jahre, daß sie schwanger ward; und sie gebar Abraham, dem hundertjährigen, einen Sohn, den er Isaak nannte.

Als aber Isaak ein Knabe geworden, seiner Mutter Freude und seines Vaters Wonne, unterzog Gott Seinen Diener der schwersten Glaubensprüfung, die derselbe jedoch, gestärkt durch die erfahrene Gnade und Wahrhaftigkeit Gottes, herrlich bestand. Gott befahl ihm, seinen eignen Sohn, den er lieb hatte, auf dem Berge Morija zu opfern. Welch eine Anmuthung! Und wo war da die Verheißung seiner weltsegnenden Nachkommenschaft? Aber Abraham wollte auch im Härtesten gehorchen; und er glaubte, Gott könne den Todten wieder lebendig machen (Hebr. 11, 19). Er stand auf des Morgens frühe, und gürtete seinen Esel, nahm mit sich zween Knechte und seinen Sohn, auch gespaltenes Holz zum Brandopfer, und machte sich auf nach dem Orte, den ihm Gott gezeigt. Am dritten Tage sah er die Stätte von fern; da ließ er die Knechte mit

dem Thiere zurück, legte das Holz auf des Sohnes Schulter, er aber nahm das Feuer und Messer in die Hand, und giengen die Beiden mit einander. Da sprach Isaak: „Mein Vater, siehe hier ist Feuer und Holz; wo ist aber das Schaf zum Brandopfer?" Abraham antwortete: „Mein Sohn — Gott wird Ihm ersehen ein Schaf zum Brandopfer!" Und als sie an die Stätte kamen, baute Abraham daselbst einen Altar und legte das Holz darauf, band seinen Isaak und legte ihn auf das Holz. Und er reckte seine Hand aus und faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachtete. Da rief die Stimme des Herrn vom Himmel: „Abraham! Abraham!" Er antwortete: „Hie bin ich!" Der Herr sprach: „Lege deine Hand nicht an den Knaben und thue ihm nichts; denn nun hast du gezeigt, daß du Gott fürchtest, und hast deines eigenen Sohnes nicht verschonet um meinetwillen." Und Gott wiederholte ihm zum Lohne Seine herrlichen Verheißungen mit einem heiligen Schwur. Uns aber will Gott dabei erinnern, wie Er noch mehr gethan als Abraham, wie Er Seinen eingebornen Sohn, den Er von Ewigkeit lieb hat, für uns in den Tod gegeben.

Als nun Sarah, die Fürstin, gestorben und begraben war in der Höhle eines von Abraham den Kindern Heth abgekauften Ackers — denn er hatte nicht einen Fuß breit Eigenthum in dem Lande, das er im Glauben schon als Besitzthum seiner Nachkommen erblickte, — da gedachte der Wohlbetagte seinem Sohne Isaak ein Weib zu geben, aber nicht von den Töchtern der Kananiter, denn sie waren Götzendiener. Darum sandte er seinen Hausvogt Elieser nach Mesopotamien zu seiner Freundschaft, bei der doch noch einige Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes war.

Der fromme Diener machte sich auf mit 10 Kameelen und zog nach Morgen hin (um 1881). Als er nun zur Stadt Haran kam, ließ er die Kameele sich lagern außen bei einem Wasserbrunnen des Abends um die Zeit, wann die Weiber pflegten herauszugehen und Wasser zu schöpfen.

Und er betete, daß Gott Barmherzigkeit thun wolle an seinem Herrn Abraham, und ihm die Dirne zeigen, die Er Seinem Diener Isaak beschеert habe; und daran wolle er sie erkennen, daß er sie um einen Trunk anspreche und sie antworte: „Trinke, ich will deine Kameele auch tränken." Kaum hatte er ausgebetet, siehe, da kam eine Dirne heraus, sehr schön von Angesicht. Sie stieg hinab zum Brunnen und füllte ihren Krug, hob ihn auf die Achsel und stieg herauf. Da trat Elieser zu ihr und sprach: Laß mich ein wenig Wasser aus deinem Kruge trinken. Und sie erwiederte: Trinke, mein Herr! ließ eilend den Krug auf ihre Hand nieder, und sprach: Ich will deinen Kameelen auch schöpfen, bis sie alle getrunken haben. Und sie schöpfte eilend. Der Mann aber wunderte sich und schwieg stille, bis sie fertig war. Dann gab er ihr einen goldenen Nasenring und Armringe und fragte sie, wem sie angehöre und ob Raum zur Herberge wäre in ihres Vaters Haus. Sie sprach: Ich bin Bethuels Tochter; es ist auch viel Futter bei uns und Raum genug zu herbergen. Als Elieser den Namen Bethuel hörte, der ein Sohn war von Nahor, Abrahams Bruder, betete er den HErrn an um Seine Barmherzigkeit. Die Dirne aber, Rebekka hieß sie, lief heim und meldete den Fremdling an.

Da lief ihr Bruder Laban zum Brunnen heraus und sprach zu Elieser: Komm herein, du Gesegneter des HErrn, was stehest du draußen? und führte ihn herein sammt den Männern, die bei ihm waren, und brachte Wasser, zu waschen seine Füße, und setzte ihm Essen vor. Er aber sprach: Ich will nicht essen, bis ich zuvor meine Sache ausgerichtet habe. Und er redete mit ihnen von seinem Herrn Abraham, wie Gott ihn reich gesegnet und was derselbe ihm befohlen habe, auch was draußen am Brunnen geschehen sei; und warb um Rebekka für seines Herrn Sohn. Da antworteten Laban und Bethuel zugleich: Das kommt vom Herrn, dawider können wir nichts; hier ist sie, nimm sie und ziehe mit ihr hin. Da

neigte Elieser sein Antlitz vor dem HErrn zur Erde und dankte Ihm. Und er brachte Kleinode, Kleider und Würze hervor, und beschenkte die Braut und die Ihrigen. Nun aß und trank er fröhlich. Des andern Morgens aber sprach er: „Lasset mich ziehen und haltet mich nicht auf." Sie fragten Rebekka: „Ziehst du denn gern mit dem Manne?" und sie erwiederte: „Ja!" So ließen sie sie ziehen mit ihrer Amme, nachdem sie dieselbe gesegnet hatten: „Wachse in viel tausendmal tausend!"

Isaak war hinausgegangen auf's Feld, zu beten. Dann hob er seine Augen auf gen Morgen, nach der Braut, die ihm der HErr bestimmt habe. Da kam Rebekka heran. Er nahm sie und führte sie in die Hütte seiner Mutter, und sie ward sein Weib und er gewann sie lieb. Also ward Isaak getröstet über seiner Mutter.

Abraham aber nahm ab und starb, um 1846 v. Chr., nachdem er 175 Jahre ein Pilger auf Erden gewesen, und gieng in das rechte Vaterland, das er im Glauben gesucht hatte. Sein Leib ward in der Höhle neben seine Sarah begraben.

Bei dem Glück, das Isaak unter dem Gnadenflügel seines Gottes genoß, hatte er doch einen herben Kummer; sein geliebtes Weib war unfruchtbar. Er flehte für sie zum HErrn, und dieser ließ sich erbitten; Rebekka ward schwanger, und sie merkte, daß es sogar Zwillinge wären. Der HErr aber sprach zu ihr, ehe sie geboren waren, daß der Größere dem Kleinern dienen werde. So gieng die große Verheißung auf den Jüngeren über; denn Gott will frei schalten in Verleihung Seiner Gnadengaben. Als ihre Zeit kam, gebar Rebekka zwei Söhne, den röthlichen rauhen Esau und den feinen Jakob. Esau ward ein Ackermann und schweifte noch lieber als Jäger umher; Jakob aber war ein frommer Mann und blieb in den Hütten beim Vieh. Als Letzterer einst ein Linsengericht gekocht, kehrte Esau müde vom Felde heim, und da er die einladende Speise sah, verkaufte er seinem Bruder um dieselbe sein Erstgeburtsrecht; so verachtete er Gottes Gabe.

Auch den Isaak würdigte Gott einer Erscheinung, und bestätigte ihm, was Er seinem Vater versprochen, daß seine Nachkommen das Land besitzen, und daß sie wie die Sterne des Himmels gemehrt werden, und daß durch seinen Samen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden sollten. Da nun Isaak alt war und sein Gesicht dunkel, hieß er den Esau ein Wildbret fangen und es ihm zubereiten, wie er's gern hatte, daß er esse und ihn dann segne, ehe denn er sterbe. Mit diesem Ersten Segen, den der Vater aussprach, hätte er das Kleinod der Familie, die Messiasverheißung, auf Esau übergetragen; und hier sehen wir den frommen Isaak fehlen, daß er im Trieb natürlicher Liebe zu dem ältesten Sohne der Bestimmung Gottes (1 Mos. 25, 23.) entgegen wirken wollte. Rebekka aber, als sie es hörte, wollte dem lieben Gott — was dieser freilich nicht nöthig hatte — helfen, Seine Verkündigung hinauszuführen. So bereitete sie denn, während Esau draußen jagte, von Böckleinsfleisch ein Wildbretessen, und beredete den Jakob, es dem blinden Vater hinein zu tragen, und sich von ihm, als ob er Esau wäre, den Segen geben zu lassen. Wohl schlug Jakobs Herz, und fürchtete erkannt zu werden und statt des Segens einen Fluch über sich zu bringen. Aber er gehorchte der Stimme der Mutter, und es gelang ihm, den Vater zu täuschen. Er empfieng von ihm den großen Segen. Wiewohl nun Esau sich nicht beschweren konnte, da er selbst dem Bruder seine Erstgeburt schnöde verkauft hatte, ward er ihm doch sehr gram, und sprach es laut aus, daß er ihn erwürgen wolle. Da mußte Rebekka ihren Herzensjakob eilends von sich lassen, daß er gen Mesopotamien zu ihrem Bruder Laban flöhe. Also wurden sie beide für ihren Betrug gestraft. Aber fällt auch der Fromme, so wird er nicht weggeworfen; denn der HErr erhält ihn bei der Hand (Ps. 37, 24.).

Der arme Flüchtling zog aus mit einem Stabe und reisete gen Haran, um 1784 v. Chr. Als die Sonne untergegangen war, blieb er an einem Ort auf dem Felde

über Nacht. Er nahm einen Stein und legte ihn zu seinen Häupten, und legte sich daselbst schlafen. Da hatte er einen wunderbares Traumgesicht: er sah den HErrn oben am Himmel und Gottes Engel auf und nieder steigen. Und er hörte Gottes Stimme, die sprach, wie zu seinen Vätern: „Das Land, auf dem du liegst, will Ich deinem Samen geben, und dein Same soll werden wie der Staub auf Erden, und durch deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden." Als Jakob erwachte, rief er aus: Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels!

Jakob kam unter Gottes Hut glücklich zu seinen Verwandten, und sie nahmen ihn freundlich auf. Er diente dem Laban als Hirte und begehrte nichts dafür. Doch derselbe fragte ihn: Was soll dein Lohn sein? Laban hatte aber zwei Töchter, die ältere hieß Lea und hatte ein blödes Gesicht, die jüngere, Rahel, war hübsch und schön. Da machte Jakob mit Laban den Vertrag, daß er ihm sieben Jahre um Rahel dienen wollte, und die sieben Jahre däuchten ihm wie so viele Tage, so lieb hatte er sie. Als aber die Zeit der Ehe kam, betrog ihn Laban, denn unter dem Schleier, in welchem er nach dortiger Sitte die Braut dem Bräutigam zuführte, war Lea. Der getäuscht hatte, wurde wieder getäuscht. Nun diente Jakob noch andere sieben Jahre um Rahel, und sie ward sein Weib neben Lea; denn solches war damals noch von Gott zugelassen. — Nach Verlauf der 14 Jahre begehrte Jakob mit seinen Weibern und Kindern heimzuziehen gen Kanaan. Aber Laban wollte ihn nicht lassen um des reichen Segens willen, den er von seiner Gegenwart spürte. So diente ihm Jakob noch weitere sechs Jahre nur um die farbigen Jungen, welche von den weißen Thieren fallen würden. Allein Gott segnete ihn, daß er über die Maßen reich ward, daß er viele Schafe, Knechte und Mägde, Kameele und Esel gewann.

Als aber Laban seinen Neid darüber nicht verbarg,

machte sich Jakob, auf Gottes Geheiß, mit seinen Kindern und Weibern, mit allem Vieh und aller Habe auf, daß er zu seinem Vater in's Land Kanaan käme. Und auf dem Wege begegneten ihm die Engel Gottes; und da er sie sah, sprach er: Es sind Gottes Heere. — Er schickte Boten vor sich her zu seinem Bruder Esau, dessen Zorn er fürchtete, um ihn zu begütigen. Allein es ward ihm angesagt, daß derselbe gegen ihn heranziehe mit 400 Mann. Da ward ihm sehr bange, und er betete: „Gott meiner Väter! der Du zu mir gesagt: ‚ziehe wieder in dein Land, Ich will dir wohlthun!' ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast; errette mich von der Hand meines Bruders!" Und er stand auf in der Nacht und war allein. Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröthe anbrach; und Jakob ließ ihn nicht, bis er ihn gesegnet hatte. Und hier empfieng er vom HErrn den Namen „Israel" d. h. Gottesüberwinder. Wir aber lernen, wie man Gott überwinden kann, im ernstlichen ringenden Gebete. — Als die Sonne aufgieng, sah er Esau kommen mit seinen Vierhunderten. Er gieng ihm mit tiefen Verbeugungen entgegen; aber Esau fiel ihm um den Hals, herzete und küssete ihn; und sie weinten. Da war alles Liebe und Friede, denn Gott hatte Esau's Herz umgewandelt.

So kam Jakob in's Land der Verheißung zurück, und baute einen Altar darin, und rief an den Namen des starken Gottes Israels. Er kam auch gen Mamre und sah seinen alten Vater Isaak noch, welcher erst im 180. Jahre zu seinen Vätern versammelt und von seinen beiden Söhnen begraben ward. Jakob aber hatte 12 Söhne: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphthali, Gad, Asser, Issachar, Sebulon, Josef und Benjamin, davon die zwei letzten von der Rahel geboren waren. Das sind die Stammhäupter des Volkes Israel.

## § 2.

## Joseph, der Retter seiner Brüder.

(1753—1660 v. Chr.)

Joseph war der Frömmste unter seinen Brüdern, und der Vater hatte ihn lieber denn alle seine Kinder und zeichnete ihn vor ihnen aus; darum waren ihm seine Brüder feind. Ihre Feindschaft wuchs, als er ihnen von seinen seltsamen Träumen sagte, daß auf dem Felde seiner Brüder Garben gegen die seinige, ein andermal, daß Sonne, Mond und eilf Sterne sich vor ihm geneigt hätten.

Siebzehn Jahre alt sandte ihn einst der Vater aus, sich nach den Brüdern umzusehen, welche in einer entfernten Gegend das Vieh weideten. Als sie ihn nun herwandeln sahen, sprachen sie unter einander: „Sehet, der Träumer kommt daher! Lasset uns ihn erwürgen, so wird sich zeigen, was seine Träume sind.“ Aber doch erwürgten sie ihn nicht, sondern warfen ihn in eine wasserleere Grube; und da eben eine Karawane Midianitischer Kaufleute vorüberreiste, zogen sie ihn wieder heraus und verkauften ihn an dieselben; seinen Rock aber, mit Blut besprengt, als welchen sie gefunden hätten, schickten sie dem Vater zu, so daß dieser meinte, ein wildes Thier habe ihn zerrissen, und um ihn Leid trug lange Zeit.

Joseph aber ward von den Kaufleuten — um 1753 v. Chr. — nach Egypten geführt und daselbst an Potiphar, einen Kämmerer oder hohen Beamten des Pharao — so hießen alle Könige in Egypten — als Sklave verkauft. Sein Herr sah, daß bei Allem, was er that, Glück war; darum setzte er ihn über sein Haus und all sein Eigenthum, und war eitel Segen Gottes in Allem, was der Egypter hatte. — Nun warf seines Herrn Frau die Augen auf ihn. Er weigerte sich aber ihres bösen Begehrens und sprach: Wie sollte ich denn ein solch groß Uebel thun und wider Gott sündigen? Da kehrte sie die Sache um und beschuldigte ihn eines gottlosen Gelüstes. Potiphar ließ den frommen Jüngling in den Kerker

werfen. Aber der Amtmann über das Gefängniß gewann ihn lieb und gebrauchte ihn als Knecht bei den Gefangenen.

Nach zweien Jahren hatte Pharao einen merkwürdigen Doppeltraum: Er stand am Wasser und sah aus demselben sieben schöne fette Kühe steigen; diesen folgten sieben andere, häßliche und magere, welche die ersten fraßen, ohne voller zu werden, und nachdem er erwacht und wieder eingeschlafen war, träumte ihm ähnlich von sieben vollen und dürren Aehren. Da es nun Morgen ward, war sein Geist bekümmert, und er schickte nach allen seinen Wahrsagern und Weisen aus: aber keiner davon konnte ihm seine Träume deuten. Da sagte ihm sein oberster Schenke von einem ebräischen Jüngling im Gefängniß, der ihm und dem Hofbäcker ihre Träume ganz richtig ausgelegt, zur Zeit da sie Pharao's Zorn in den Kerker gelegt hatte. So ward Joseph vor den König gerufen. Demüthig bekannte er, daß die Deutung der Träume nicht bei ihm stehe, sondern bei Gott, der ihm aber das Rechte offenbaren werde durch Seinen Geist. Und als er Pharao's nächtliche Gesichte vernommen, sprach er: „Beide sind einerlei. Gott verkündigt Pharao, was Er vorhat. Siehe, sieben reiche Jahre werden kommen in ganz Egyptenland; und nach denselben werden sieben theure Jahre kommen, die alle Fülle verzehren werden. Und das Zweimalige bedeutet, daß Gott solches gewiß und eilend thun wird." Nun gab Joseph dem Könige noch den Rath, einen verständigen Mann über Egyptenland zu setzen, der allen Ueberfluß der reichen Jahre sammle und aufschütte, daß das Land in den theuren Jahren nicht vor Hunger verderbe. Seine Rede gefiel Pharao wohl, und er hielt keinen für so verständig als Joseph, und setzte ihn zum Herrn über sein Haus und alle sein Volk; allein des königlichen Stuhls wolle er selbst höher sein denn er. Und er zog seinen Ring von seiner Hand und steckte ihn Joseph an, und kleidete ihn mit weißer Seide, und hieng ihm eine goldene Kette an seinen Hals, und ließ ihn auf seinem zweiten Wagen fahren und

nannte ihn: Erhalter der Welt. So wurde der geprüfte Dulder erhöhet.

Es kamen die sieben fruchtbaren Jahre, wie Joseph gesagt. Und er zog durch ganz Egypten und sammelte Getreide und schüttete auf über die Maßen viel, daß er aufhören mußte zu zählen. Darnach kamen aber auch die sieben unfruchtbaren Jahre, wie er gesagt. Da that er allenthalben Kornhäuser auf und verkaufte den Egyptern. Und alle Länder kamen, Speise bei ihm zu kaufen; denn die Theurung war groß in allen Ländern.

Auch Jakob mit den Seinen litt sehr von ihr, und auch er sandte, auf die Nachricht, daß in Egypten Getreide feil sei, seine Söhne dahin, zu kaufen. Nur den Benjamin behielt er bei sich. Da die Brüder nun vor Joseph kamen, der der Regent im Lande war, fielen sie vor ihm nieder zur Erde auf ihr Antlitz. Sie kannten ihn nicht; er aber kannte sie und gedachte seiner Träume. Er stellte sich fremd gegen sie, und redete hart mit ihnen, als ob sie Kundschafter wären; und da sie ihre Unschuld bezeugten, und von ihrer Familie, ihrem alten Vater, ihrem jüngsten Bruder daheim erzählten, wollte er erst ihre Redlichkeit erproben: sie sollten Speise heimschaffen, aber wiederkommen und ihren jüngsten Bruder mitbringen, bis dahin einer von ihnen als Geisel zurückbleiben. Da sprachen sie untereinander auf Ebräisch: „Das haben wir an unserem Bruder Joseph verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht erhören; darum kommt nun diese Trübsal über uns!" Joseph aber wandte sich von ihnen und weinte in Wehmuth und Freude, denn er merkte, daß seine Brüder einen bessern Sinn empfangen hätten. Aber Simeon ward aus ihnen genommen und vor ihren Augen gebunden, die Andern durften mit ihren beladenen Eseln heimziehen.

Als sie ihrem Vater das Begegnete berichteten, sprach dieser jammernd zu ihnen: „Ihr beraubet mich meiner Kinder! Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr, Benjamin wollt ihr hinnehmen; es geht Alles

über mich!" Er wollte auch den Kleinen, den Einzigübrigen von seiner geliebten Rahel, durchaus nicht von sich lassen. Als aber das Getreide verzehrt war, mußten sie wieder nach Egypten reisen, und durften doch vor den Mann nicht kommen ohne Benjamin. Da sprach Juda zum Vater: „Ich will Bürge für ihn sein; von meinen Händen sollst du ihn fordern; wenn ich dir ihn nicht wiederbringe, so will ich mein Lebetage die Schuld tragen." Da ließ ihn Jakob mit seinen Brüdern von sich, und befahl sie dem allmächtigen Gotte, daß Er ihnen Barmherzigkeit gäbe vor dem Manne.

Sobald Joseph seine Brüder wieder sah, ließ er sie in sein eigen Haus führen, und gebot dem Haushalter, ein Mahl für sie zu richten. Tröstlich wars ihnen, daß gleich Simeon frei zu ihnen geführt ward. Sie bereiteten unterdessen ein Geschenk für Joseph, das sie von Kanaans besten Erzeugnissen mitgebracht hatten. Als er nun Mittags zum Hause eingieng, brachten sie ihm das Geschenk in ihren Händen, und fielen vor ihm nieder zur Erde. Er aber grüßte sie freundlich und sprach: Gehet es eurem Vater, dem Alten, wohl? Und er sah seiner Mutter Sohn und sprach: Ist das euer jüngster Bruder? Gott sei dir gnädig mein Sohn! Und er eilte, denn sein Herz entbrannte ihm gegen seinen Bruder, und suchte seine Kammer, und weinte daselbst. Da er aber sein Angesicht gewaschen hatte, gieng er heraus und hielt sich fest. Er ließ sie zu Tische setzen nach ihrem Alter, darüber sie sich verwunderten. Man trug ihnen reichlich Essen vor, aber dem Benjamin am reichlichsten. Und sie tranken und wurden fröhlich. — Am andern Morgen zogen sie aus, und hatten Speise in ihren Säcken, so viel sie führen mochten. Und Joseph hatte wieder, wie das erste Mal, Jeglichem sein Geld oben in den Sack legen lassen, und dazu noch seinen silbernen Becher in des Jüngsten Sack. Als sie noch nicht ferne waren, jagte ihnen Josephs Haushalter nach, ergriff sie und sprach: Warum habt ihr Gutes mit Bösem vergolten? Ihr habt meines Herrn Becher gestohlen. Sie antwor-

teten: „Bei welchem er gefunden wird, der sei des Todes, und wir alle seine Sklaven.“ Der Haushalter suchte und fand den Becher in Benjamins Sack. Da zerrißen sie ihre Kleider und zogen wieder in die Stadt. — Sie warfen sich vor dem Bruder auf die Kniee und sprachen: „Was sollen wir sagen? Gott hat unsere Missethat gefunden! (nämlich die an Joseph). Siehe wir alle sind deine Knechte!“ — Er entgegnete aber: „Das sei ferne! Der, bei dem der Becher gefunden ist, soll mein Knecht sein; ihr Andern aber zieht mit Frieden zu eurem Vater.“ Da trat Juda vor und sprach: „Mein Herr, laß deinen Knecht ein Wort reden vor deinen Ohren, und dein Zorn ergrimme nicht über ihn. Wenn wir heimkämen zu unserm Vater, und der Knabe wäre nicht mit uns, so würde er, weil seine Seele an dieses Seele hängt, vor Gram sterben; so würden wir die grauen Haare unsres Vaters mit Herzeleid in die Grube bringen. Und ich bin Bürge worden für den Knaben gegen meinen Vater; darum laß *mich* hier bleiben als Knecht an seiner Statt und *ihn* mit seinen Brüdern hinaufziehen!“ Da hörte Joseph, daß Gott seinen Brüdern gar ein ander Herz gegeben, und konnte sich nicht mehr halten, ließ alle Egypter hinausgehen und weinte laut, und sprach zu seinen Brüdern: „Ich bin Joseph; und nun bekümmert euch nur nicht; denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt: denn es sind noch fünf Jahre, daß kein Pflügen und Ernten sein wird. Ziehet eilends hinauf zu meinem Vater und bringt ihn zu mir, daß ich ihn versorge mit all' seinem Haus.“ Hierauf fiel er seinem Benjamin um den Hals und weinte, und küßte alle seine Brüder mit Thränen. Darnach redeten sie mit ihm.

Joseph entsandte sie mit Wägen für den Vater, die Kinder und Weiber, und sprach ihnen noch besonders an's Herz: „Zanket nicht auf dem Wege!“ Als sie nun heimkamen und ihrem Vater verkündigten: „Joseph lebt noch und ist ein Herr in ganz Egyptenland!“ wollte er's nicht glauben. Da er sich aber überzeugen mußte, daß sie die

Wahrheit redeten, ward sein Geist lebendig, und er sprach: „Ich habe genug, daß mein Sohn Joseph noch lebt: ich will hin, und ihn sehen, ehe denn ich sterbe.“ Und er zog hin mit allen Seelen, die aus seinen Lenden gekommen waren, das sind 66 — mit Jakob selbst, Joseph und dessen zwei Söhnen sind es 70 — sammt den Weibern seiner Kinder und dem Gesinde, und mit allem Vieh und aller Habe. An der Grenze Kanaans brachte er Gott ein Opfer, und der HErr erschien ihm und tröstete ihn, daß er ohne Furcht nach Egypten ziehen solle, denn daselbst wolle Er ihn zum großen Volk machen; Er wolle mit ihm hinabziehen und ihn auch wieder heraufführen. Joseph fuhr dem nahenden Vater entgegen; und da er ihn sah, fiel er ihm um den Hals und weinte lange an seinem Halse. Jakob aber sprach: „Ich will nun gern sterben, nachdem ich noch dein Angesicht gesehen habe!“

Joseph bat den Pharao um Wohnung im Lande für die Seinen, und dieser erwiederte: „Laß sie am besten Ort, laß sie im Lande Gosen wohnen.“ Gosen lag im nördlichen Theil Egyptens zwischen dem Nilstrom und der Landenge Suez; von der Hauptstadt Raemses drin hieß auch der ganze Landstrich so; er hatte fruchtbares Ackerland und besonders treffliche Waideplätze, ganz geeignet für die neuen Bewohner, die Hirtenleute. So wohnte nun die Familie Israel in Gosen und Joseph versah sie reichlich mit Allem in der schlimmen Zeit, und sie wuchs und mehrte sich.

Noch 17 Jahre genoß Jakob die Liebe seines frommen Sohnes. Als nun sein Ende herbeikam, sprach er zu den Seinigen: „Siehe, ich sterbe, und Gott wird mit euch sein!“ Und er segnete den Joseph, und setzte dessen zwei Söhne, Ephraim und Manasse, seinen eigenen Söhnen gleich, so daß Josephs Nachkommen ein doppeltes Erbtheil im Land Kanaan bekommen sollten. Er segnete auch seine andern Söhne alle, jeden mit einem besondern Segen. Und erleuchtet vom Geiste Gottes verkündigte er ihnen, was ihnen begegnen würde in künftigen Zeiten. In-

sonderheit über Juda sprach er, daß von ihm der Held kommen werde, welchem die Völker anhangen würden, 1 Mos. 49, 10. So war die große Messias-Verheißung auf den Stamm Juda übergetragen. Dann gebot Israel, daß sie ihn nicht in Egypten, sondern in Kanaan bei seinen Vätern begraben sollten. Und da er Alles vollendet hatte, verschied er (1714). Es war eine große Klage um den ehrwürdigen Erzvater, wie von seinen Kindern, so auch von den Egyptern. Joseph ließ nach Egyptischer Weise seinen Leichnam einbalsamiren, brachte ihn mit einem großen Heere nach Kanaan und legte ihn neben seinen Vätern zur Ruhe.

Er aber wohnte fürder in Egypten mit seines Vaters Haus, und tröstete und versorgte es. Und das Land regierte er unter Pharao mit großer Weisheit. Als aber auch er den Tod nahen fühlte, nahm er einen Eid von den Kindern Israels, daß sie einst, so sie heimkehren würden, seine Gebeine mit von dannen führten. Er starb — um 1660 v. Chr. — 110 Jahre alt, Joseph der in die Sklaverei Verkaufte, der Retter seiner feindseligen Brüder in grauser Hungersnoth. Es ist noch ein Joseph; der ward von seinen Brüdern verfolgt und um 30 Silberlinge in den Tod verkauft, und errettete sie vom ewigen Darben.

## § 3.

## Mose, der Führer aus Egypten.

(1596—1476).

Nachdem Joseph sammt allen seinen Zeitgenossen lange todt war, kam ein neues Regentenhaus in Egypten auf, das nichts von ihm und der Wohlthat wußte, die er dem Lande gethan. Die Kinder Israels hatten sich unterdessen gemehrt, daß ihrer das Land voll war. Da fürchtete der König ihre Macht, und besorgte namentlich, sie möchten sich bei Gelegenheit zu den arabischen Grenzvölkern schlagen und mit diesen wider ihn streiten. Darum wollte er sie mit List dämpfen. Es kam jetzt eine harte Zeit über Israels Kinder, die freilich als eine gerechte Strafe da-

für erschien, daß sie vielfältig am Götzendienste der Egypter theilgenommen hatten. Pharao setzte Frohnvögte über sie, welche sie mit schwerer Arbeit drücken mußten in Bereitung von Ziegeln zu den großen Bauten, die im Lande aufgeführt wurden (s. IV. § 1.). Es ist in einem Grabgemach der alten Hauptstadt Theben ein Wandgemälde aufgefunden worden, worauf abgebildet ist, wie solche Frohnvögte die Aufsicht über Ziegelarbeiter führen, an denen man die ebräische Gesichtsbildung noch deutlich erkennt. Auf einem andern Gemälde liegen solche Arbeiter der Länge lang auf dem Boden und die Frohnvögte geben ihnen Stockschläge. „Apriu" wird das „fremde Volk" genannt, das die Steine herschleppte zum Bau von Ramses.

Jemehr aber das Volk gedrückt wurde, desto zahlreicher ward es. Da erließ der König (vielleicht Ramses II.), den entsetzlichen Befehl, daß alle neugebornen ebräischen Knäblein sollten getödtet werden. Jetzt gedachte Gott seiner Verheißung. Jochebed, die Frau Amrams, eines Mannes vom Stamm Levi, gebar einen Sohn, 1596 v. Chr. Sie verbarg das feine Kind drei Monate lang. Als sie's aber nicht länger verbergen konnte, legte sie es in einem Kästlein von Rohr ins Schilf am Ufer des Nilstroms. Seine Schwester stand von fern auf der Warte. Da gieng die Tochter Pharao's hernieder zu baden im Wasser; und als sie das Kästlein erblickte, ließ sie es holen, und sah das weinende Kind. Während sie nun mitleidig sprach: „Es ist der ebräischen Knäblein eins!" trat schon die Schwester heran und fragte, ob sie eine ebräische Mutter zum Säugen desselben holen solle. Die Prinzessin hieß sie hingehen, und bald kam Jochebed und nahm ihr Kind wieder, der es zum Säugen um Lohn übergeben ward. Da es aber groß ward, brachte sie es der Tochter Pharao's, und diese nahm es zu ihrem Sohn an und nannte ihn Mose. Und Mose ward gelehrt in aller Weisheit der Egypter, welche damals das gebildetste Volk der Erde waren; hielt aber treu zu seinem Volke und that ihm wehe, daß er es so geplagt sah.

Als Mose 40 Jahre alt war, gieng er aus zu seinen Brüdern, und sah ihre Last, und ward gewahr, daß ein Egypter einen seiner Brüder schlug. Da er nun Niemand sonst um sich erblickte, schlug er im menschlichen Eifer den Egypter wieder und so hart, daß derselbe todt blieb. Aber Mose mußte seinen sündlichen Zorn büßen! denn die Sache wurde laut, und Pharao trachtete ihm nach dem Leben, so daß er fliehen mußte. Er kam ins Land Midian in Arabien, wo er an einem Brunnen die Töchter eines Priesters Reguel oder Jethro gegen Gewaltthätigkeit der Hirten schützte. Dafür lud ihn derselbe in sein Haus ein, und er heirathete dessen Tochter Zipora, welche ihm zwei Söhne, Gersom und Elieser, gebar.

Mose war 80 Jahre alt und treulich von Gott gedemüthigt, als er einst am hohen Berge Horeb die Schafe seines Schwähers hütete. Da hatte er eine wunderbare Erscheinung: der Busch brannte mit Feuer und ward doch nicht verzehrt. Als er nun nahte, um dieß Gesicht zu besehen, rief ihm der HErr aus dem Busch entgegen: „Mose!" Er antwortete: „Hie bin ich!" Der HErr sprach: „Tritt nicht herzu: zeuch deine Schuhe aus, denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heilig Land!" Und weiter sprach Er: „Ich bin Jehovah, der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! Ich habe gesehen das Elend meines Volkes in Egypten, und habe ihr Geschrei gehört über die, so sie treiben, und komme, daß Ich sie errette aus der Egypter Hand, und sie ausführe in ein gut und weit Land, darin Milch und Honig fließt. So gehe nun hin, Ich will dich zu Pharao senden, daß du mein Volk aus Egypten führest." Mose sprach: „Wer bin ich dazu?" Aber Gott ermuthigte ihn: „Ich will mit dir sein!" Nochmals sprach Mose: „Ach, mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt gewesen; ich habe eine schwere Zunge." Gott aber tröstete ihn: „Dein Bruder Aaron soll dein Mund sein." — Da nahm Mose sein Weib und seine Kinder und zog nach Egypten zurück. Auf Gottes Befehl kam ihm Aaron entgegen. Sie ver-

sammelten nunmehr alle Aeltesten Israels. Aaron redete zu ihnen alle Worte, die Mose vom HErrn vernommen, und dieser that Zeichen vor dem Volk, daß es glaubte. Und da sie hörten, daß der HErr ihr Elend angesehen hätte und ihnen helfen wollte, beteten sie Ihn an.

Darnach giengen Mose und Aaron zu Pharao (vielleicht Menephthah), und sprachen: „So sagt Jehovah, der Gott Israels: laß mein Volk ziehen!" Pharao antwortete: „Wer ist Jehovah, deß Stimme ich hören müsse? Ich weiß nichts von Jehovah, will auch Israel nicht ziehen lassen." Zu den Vögten aber sprach er: „Man drücke die Leute mit Arbeit, daß sie zu schaffen haben und sich nicht kehren an falsche Rede!" Und Israel ward noch ärger geplagt denn zuvor, daß sie Mose's Trost nicht hörten vor Seufzen, Angst und harter Arbeit.

Da that Gott Zeichen und Wunder durch Mose's Hand, daß die Egypter Ihn als den wahren Gott erkennen konnten. Mit zehn schweren Plagen kam Er über das Land. Das Wasser des Nils wurde in Blut verwandelt, daß die Fische im Strome starben; das Land wimmelte Frösche heraus, die in Häuser und Betten der Menschen krochen; Stechmücken plagten Menschen und Vieh; anderes Ungeziefer (Fliegengeschmeiß) füllte alle Wohnungen; der HErr schlug das Vieh mit Pestilenz; Er schlug Menschen und Vieh mit schwarzen Blattern; Er ließ Hagel regnen über das ganze Land; was der Hagel nicht verdarb, fraßen Heere von Heuschrecken; darnach ward eine dreitägige Finsterniß, daß Niemand den andern sah. So ward Egypten heimgesucht; aber das Land Gosen blieb verschont. Selbst des Königs Zauberer bekannten: „Das ist Gottes Finger!" aber Pharao war verstockt und hörte nicht. War die Plage da, so wollte er Israel ziehen lassen und bat, daß sie weggenommen würde; sobald er aber Luft gekriegt, verhärtete er sein Herz wieder. Zuletzt gieng der HErr aus um Mitternacht und tödtete alle Erstgeburt der Egypter, vom ersten Sohne Pharao's an bis auf den ersten Sohn der Magd,

und alles Erstgeborne des Viehes. Da ward ein groß Geschrei im Lande; denn nicht ein Haus blieb ohne einen Todten. Jetzt forderte Pharao den Mose und Aaron noch in der Nacht, und hieß sie mit allem ihrem Volke schleunig von dannen ziehen. Und die Egypter trieben sie fort, denn sie sprachen: „Wir sind alle des Todes!"

Die Kinder Israel waren zum Auszuge bereit. Sie hatten in derselben Nacht das Passahlamm gegessen, dessen Blut am Thürpfosten sie vor dem Todesengel bewahrte, ein Vorbild auf jenes Gotteslamm, dessen Blut uns bewahrt vor dem ewigen Tode. Sie standen gegürtet und beschuhet und Stäbe in ihren Händen; alles, wie ihnen der HErr durch Mose befohlen hatte. So gieng das ganze Heer des HErrn, 600,000 Mann ohne Weib und Kinder, auf Einen Tag aus Egyptenland — 1516 v. Chr. — nachdem sie 430 Jahre von Abrahams Aufenthalt dort, oder 237 Jahre von Josephs Hinkunft an gerechnet, darin gewohnt hatten. Des Letzteren Gebeine nahmen sie mit sich. — Der HErr aber zog vor ihnen her des Tages in einer Wolken-, des Nachts in einer Feuersäule, und führte sie. Auf dem nächsten Weg über die Landenge hätten sie in 14 Tagen Kanaan wohl erreichen können; aber Gott, der erst einen Bund mit ihnen schließen und sich ein besseres Volk des Eigenthums bereiten wollte, führte sie einen andern Weg. Die Säule wandelte südlich an das Rothe Meer hinab.

Als aber der König von ihrem Auszug erfuhr, ward sein Herz abermals verwandelt, und er jagte ihnen nach mit Roß und Wagen, um sie zurückzubringen. Er ereilte sie, da sie ruhig am Meer lagerten. Das war vor ihnen im Osten, zu ihrer Rechten und Linken aber Gebirg, und hinter ihnen das Egyptische Heer. Da fürchteten sie sich sehr und schrieen zum HErrn. Mose jedoch sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht; stehet fest und sehet zu, was für ein Heil der HErr heute an euch thun wird!" Und er reckte seinen Stab übers Meer, und siehe, ein starker Ostwind fuhr daher und theilte das Wasser aus-

einander! und er wehte die ganze Nacht und hielt es, daß es zu beiden Seiten wie Mauern stand. Sechs Stunden war das Meer an dieser Stelle breit, und die Kinder Israel giengen mitten hindurch auf dem Trockenen. Als aber die Egypter ihnen nachfolgten, reckte Moses von jenseits die Hand übers Meer, und die Wasser fielen wieder zusammen über ihnen und bedeckten Wagen und Reiter und alle Macht Pharao's, daß nicht Einer übrig blieb. So half der HErr seinem Volk an dem Tage, und sie sahen seine große Hand. Da sangen Mose und Israel dem HErrn ein schönes Lied. 2 Mos. 15.

Drüben wanderte Israel in der Wüste des steinigten Arabiens. Da vergaßen sie bald der Herrlichkeit Gottes und murrten; denn sie meinten Hungers und Dursts sterben zu müssen. Doch der HErr ließ ihnen Brod vom Himmel regnen, das wunderbare Manna, das alle Morgen in kleinen süßen Körnern ums Heer her lag, das in jener Gegend noch heute fällt, nur viel spärlicher. Sie aber fanden dieses Wunderbrod zur vollen Genüge für ihr ganzes großes Volk, und aßen es alle die Jahre, die sie in der Wüste wanderten. Ebenso ließ der HErr ihnen Wasser aus dem Felsen fließen.

Im dritten Monate kamen sie an den Berg Sinai. Er liegt im Gebirg Horeb mitten zwischen den beiden Wasserzungen, in welche das rothe Meer gegen Norden ausläuft. Hier machte Mose Halt und verkündigte dem Volk von Gott, daß Er, der es auf Adlersflügeln getragen, einen Bund mit ihnen machen wolle, und daß es Sein Eigenthum vor allen Völkern der Erde sein sollte, so es der Stimme des HErrn gehorchen würde; und sollte Ihm ein priesterlich Königreich und ein heiliges Volk sein. Mose hieß sie ihre Kleider waschen und ihr Herz reinigen, und bereit sein auf den dritten Tag. — Als nun der dritte Tag kam, da lag eine dicke Wolke auf dem Berg, und es erhob sich ein Donnern und Blitzen und ein Ton einer sehr starken Posaune; das Volk aber im Lager erschrack. Und Mose führte es heraus Gott entgegen, und

sie traten unten an den Berg. Der ganze Sinai rauchte und bebte, und der Posaunenton ward immer stärker. Und nun hörte man Gottes Stimme laut aus der Wolke, wie Er sprach:

„Ich bin der HErr, dein Gott, du sollst nicht andere Götter haben neben mir.

Du sollst dir kein Bildniß machen, weder deß, das im Himmel, noch deß, das auf Erden ist; bete sie nicht an und diene ihnen nicht.

Du sollst den Namen des HErrn deines Gottes nicht mißbrauchen.

Gedenke des Sabbathtags, daß du ihn heiligest.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.

Du sollst nicht tödten.

Du sollst nicht ehebrechen.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Hauses; nicht seines Weibs, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsens, noch seines Esels, noch alles, was dein Nächster hat."

Das sind die heiligen zehn Gebote oder das Gesetz, gegeben von dem herrlichen und schrecklichen Gott, auf Sinai, und es hat den Anhang: „Ich, der HErr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der an allen, die mich hassen, die Sünde straft. — Verflucht sei, wer nicht alle diese Worte erfüllet." Eine Drohung, welche die Heiligkeit des himmlischen Gesetzgebers fordert. Und ist dieß Gesetz zur Verheißung hinzugekommen, daß es zur Erkenntniß und Bereuung der Sünde führe und eine Sehnsucht nach Erlösung errege, und also ein Zuchtmeister auf Christum sei. (Gal. 3, 24.)

Das Volk floh vor dem Donnern und Blitzen und vor der Stimme Gottes, trat von fern und sprach zu Mose: Rede du mit uns, wir wollen gehorchen, und laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben.

Mose that nach ihrer Bitte und handelte mit dem HErrn allein, erzählte ihnen aber alle Worte, die Er noch weiter zu ihm sprach. Und sie riefen mit Einer Stimme: Alles, was der HErr gesagt hat, wollen wir thun! Da opferte Mose und besprengte das Volk mit Opferblut, und heiligte es dem HErrn. Das ist der alte Bund, den Gott vorläufig mit dem Volke Israel geschlossen durch den Mittler Mose, bis die frohe Zeit erscheinen sollte, wo Er den Neuen Bund, einen ewigen Gnadenbund mit der ganzen Menschheit, aufrichten wollte durch den Mittler Jesus Christus, Seinen eigenen, menschgewordenen Sohn.

Die zehn Gebote heißen näher das Sittengesetz, und die Summa davon lautet: Du sollst lieben Gott von ganzem Herzen, und deinen Nächsten als dich selbst. Gott gab den Israeliten aber auch das Ceremonial- und Polizeigesetz. — Jenes enthält die Vorschriften für den äußern Gottesdienst. Das gesammte Volk sollte nur Ein Heiligthum haben, wo es opfern durfte, damit es ja nicht am heidnischen Opferdienst theilnehme. Dieses Heiligthum, die Stiftshütte genannt, sah Mose auf dem Berg im Bilde, und darnach ließ er sie fertigen. Die Stiftshütte bestand aus dem Allerheiligsten und dem Heiligen aneinander, und rings um diese herum zog sich der Vorhof. Sie war aus Teppichen und Brettern gemacht, daß man sie auf der Wanderung mit sich führen könne; die Teppiche waren kostbar und die Bretter vergoldet. Im Allerheiligsten war nichts als die mit Gold überzogene Bundeslade, darin die Gesetztafeln aufbewahrt wurden. Der Deckel auf derselben hieß der Sühndeckel (Gnadenstuhl); auf ihm standen zwei Cherube von dichtem Golde, zwischen denen Gottes Herrlichkeit wohnte. Im Heiligen war der siebenarmige goldene Leuchter, der übergoldete Rauchaltar und der in gleichem Schmucke glänzende Schaubrottisch, auf dem neben den frischen Broten auch Schalen mit Wein standen. Im Vorhof, gegen den Eingang zu, wo er am längsten war, befand sich der mit Erz überkleidete Brandopferaltar und ein ehernes Becken zur Rei-

nigung. — Das Volk durfte den Vorhof nicht überschreiten; nur die Priester durften in's Heilige treten, und nur der Hohepriester durch den Vorhang in's Allerheiligste gehen. Zum Hohenpriester ward zunächst Aaron verordnet, und seine Söhne zu Priestern. Aarons Geschlecht gab die Priester für alle Zukunft, aber der ganze Stamm Levi wurde zur Besorgung des Gottesdienstes abgesondert, indem die Leviten die niedern Dienste am Heiligthum zu verrichten hatten.

Zu feiern hatten die Israeliten: den urältesten Feiertag der Welt, den Sabbath; ferner die Neumondsfeste; dann die hohen Feste: das Passah zum Gedächtniß des Auszugs aus Egypten, Pfingsten als Früherntefest und zum Gedächtniß der Gesetzgebung, das Laubhüttenfest als Späterntefest und zum Gedächtniß des Wanderlebens in der Wüste; ein besonders heiliges Fest war endlich der Versöhnungstag, an welchem der Hohepriester Opferblut in's Allerheiligste eintrug für des ganzen Volkes Sünde und siebenmal damit gegen den Gnadenstuhl sprengte, — ein Vorbild auf den rechten Hohenpriester, der sich selbst als Gotteslamm opferte und mit Seinem eignen Blut in das obere Allerheiligste eingieng, zu versöhnen die Sünde des ganzen Menschenvolks. Alles im Ceremonialgesetz war vorbildlich, Schatten dessen, was einst in Christo und Seinem Reiche kommen sollte.

Das Polizeigesetz enthält die Vorschriften für's bürgerliche Leben. Gott wollte selbst der König Israels sein, und so gab er ihm auch die Ordnungen, welche sonst von den irdischen Königen ausgehen. Es ist auch in diesem Gesetz eine tiefe Weisheit und das Wehen eines heiligen Geistes, was sich hier nicht näher darthun läßt. Alle Israeliten waren im Rechte gleichgehalten. Es gab unter ihnen keine eigentliche Sklaverei; wenn Einer durch Zahlungsunfähigkeit oder durch Selbstverkauf des Andern Knecht wurde, so mußte er doch im siebenten Jahre, dem Sabbathjahre, wieder freigegeben werden. Ferner war Vorsorge getroffen, daß jede Familie bei ihrem Besitzthum

blieb. Niemand durfte sein ihm zugetheiltes Grundeigenthum förmlich verkaufen, sondern nur die Nutznießung davon; und im fünfzigsten, dem Hall- oder Jubeljahre, mußte Jedem (war er todt, seinen Angehörigen) das abgelassene Grundstück frei zurückgegeben werden. Alle Gesetze für das gesellschaftliche Leben tragen das Gepräge der Gerechtigkeit, Billigkeit und Liebe. Die Wittwen, Waisen, Fremdlinge werden besonders geschützt, die Armen besonders bedacht. — Das Polizeigesetz konnte natürlich nur für den Staat der Israeliten gelten, nach deren eigenthümlichen Verhältnissen und Bedürfnissen es eingerichtet war. Auch das Ceremonialgesetz sollte nur so lange bestehen, bis an die Stelle des Schattens der Körper, das Wesen der Güter selbst, an die Stelle des Vorbilds das Vorgebildete, die herrliche Erfüllung in Christo getreten war. Beide Gesetze gehörten nur für die Vorbereitungszeit; das Sittengesetz aber enthält den heiligen Willen Gottes für alle Völker und Zeiten.

Mose war oben im Dunkel bei Gott 40 Tage und Nächte. Nachdem der HErr mit ihm ausgeredet hatte, gab er ihm die zwei Tafeln des Zeugnisses, die steinernen, darauf die zehn Gebote geschrieben waren mit dem Finger Gottes. Aber wie schnell hatte das Volk die Furcht vor der Majestät Jehovahs verloren! Da Mose auf dem Berge verzogen, hatten sie sich ein Götzenbild, ein goldenes Kalb gemacht, das sie nach Kanaan führen sollte. An dem Tage, da der Mann Gottes vom Berge herabkam, hielten sie dem Götzen ein Freudenfest, opferten, schmausten und spielten. Als nun Mose dem Lager nahte und das Kalb und den Reigen sah, ergrimmte er und warf die Tafeln aus seiner Hand und zerbrach sie, so daß er nachher neue hauen mußte, die aber wiederum Gottes Finger selbst beschrieb. Das Götzenbild aber nahm er und zermalmte es zu Pulver und stäubte dieses aufs Wasser und gab es Israel zu trinken. Dann ließ er das Schwert durchs Lager gehen und unter den Abtrünnigen würgen, und fielen dieses Tages bei 3000 Mann. Es war eine harte

Strafe noth, um das Volk vom Abgrund des Götzendienstes zurückzuziehen. Zu Gott aber flehte der Mann: „Ach, sie haben eine große Sünde gethan; aber vergib sie ihnen!"

Schweigend hatten sich Israels Kinder der Strafe gefügt; aber sie bekehrten sich nicht rechtschaffen zum HErrn. Bald fiengen sie wieder zu klagen an; sie weinten und sprachen: „Wer will uns Fleisch zu essen geben?" und sehnten sich zurück nach den Fleischtöpfen Egyptens. Da ließ Gott einen Wind wehen, der Wachteln vom Meer her brachte, und er streute sie um das Lager her. Das Volk machte sich auf und sammelte zwei Tage lang. Da aber das Fleisch noch unter ihren Zähnen war, schlug sie der HErr mit einer sehr großen Plage.

Im andern Jahr sprach Gott zu Mose: „Sende Männer aus, die das Land Kanaan erkunden." Mose sandte zwölf Männer aus, die besahen das Land der Verheißung. Bei ihrer Wiederkehr trugen Zwei an einem Stecken eine Rebe mit Einer Traube, welche sie dort abgeschnitten hatten. Alle lobten das Land, daß Milch und Honig drinnen fließe; aber starkes Volk sei auch drinnen, Riesen sogar, Enakskinder, gegen die sie wie Heuschrecken gewesen, und sehr feste Städte. Und zehn der Boten sprachen: Wir vermögen nicht hinaufzuziehen, denn sie sind uns zu stark! Da fuhr die ganze Gemeinde auf und schrie. Und sie heulten die ganze Nacht; und murrten wider Mose und Aaron, und sprachen: „Ach, daß wir in Egyptenland gestorben wären, oder noch stürben in der Wüste!" Sie wollten auch gleich einen Hauptmann machen und wieder ins Dienstlhaus zurückziehen. Mose aber und Aaron fielen auf ihr Angesicht vor der ganzen Versammlung. Und Josua und Kaleb, die zwei Bessern der Kundschafter, zerrissen im Schmerz ihre Kleider und sprachen: „Das Land ist sehr gut; und wenn der HErr uns gnädig ist, so wird Er uns hineinbringen. Fallet nicht ab von dem HErrn und fürchtet euch nicht vor den Bewohnern des Landes, denn es ist ihr Schutz von ihnen gewichen." Aber da sie so redeten, wollte das Volk sie steinigen.

Siehe, da erschien die Herrlichkeit des HErrn in der Thüre der Stiftshütte allen Kindern Israels. Und sie vernahmen aus der Glanzwolke die Stimme des Ewigen: „Wie lange lästert mich dies Volk? Und wie lange wollen sie nicht an mich glauben? So wahr als ich lebe, ich will euch thun, wie ihr vor meinen Ohren gesagt habt! Alle die Männer, die meine Herrlichkeit und meine Zeichen gesehen, und mich nun zehnmal versucht und meiner Stimme nicht gehorcht haben, derer soll keiner das Land sehen, das ich ihren Vätern geschworen habe; alle, die ihr 20 Jahre und drüber seid, sollt nicht hineinkommen, ohne Josua und Kaleb. Eure Kinder will ich hineinbringen, daß sie erkennen sollen das Land, das ihr verwerfet; ihr aber sollt 40 Jahre in der Wüste irren und eure Leiber sollen darin verfallen." Und so geschah es.

Zwar machten sich die Israeliten, erst verzagten, nun trotzigen Herzens, des andern Morgens auf, und wollten jetzt hinaufziehen in das Land; Mose warnte: Es wird euch nicht gelingen, denn der HErr ist nicht unter euch! allein sie waren störrig und giengen ohne den HErrn. Da kamen die Amalekiter und Kanaaniter, die auf dem Gebirge wohnten, und schlugen und zerschmissen sie.

So irrten die Kinder Israel von dem an noch 38 Jahre in der Wüste herum, und sie fielen nach einander hin. Und obwohl sie die große Hand des HErrn fühlten, fürchteten sie Ihn doch nicht beständig, sondern lehnten sich immer wieder gegen Ihn auf und gegen Seinen Knecht Mose, den demüthigsten Mann auf Erden. Korah, Dathan und Abiram, drei angesehene Männer, empörten sich wider Mose und spotteten noch: „Wie fein hast du uns gebracht in ein Land, da Milch und Honig innen fließt, und hast uns Aecker und Weinberge zum Erbtheil gegeben!" Da schuf der HErr etwas Neues; denn es zerriß die Erde unter ihnen, und verschlang sie mit allem, was sie hatten, und fuhren lebendig hinunter in die Hölle. — Ein andermal war das Volk verdrossen auf dem Wege und redeten wider Gott und Mose: „Warum hast du uns

aus Egypten geführt, daß wir sterben in der Wüste? Denn es ist kein Brot und Wasser da, und unsrer Seele eckelt vor dieser losen Speise!" Sie meinten das Himmelsbrot!! Da sandte der HErr feurige Schlangen unter sie, die bissen sie, daß ein groß Volk in Israel starb. Jetzt kamen sie zu Mose und sprachen: „Wir haben gesündigt; bitte den HErrn, daß er unser schone." Und Mose thats. Da hieß der HErr ihn eine kupferne Schlange machen, und sie an einem Stabe aufrichten; wer gebissen sei, solle sie ansehen, so werde er leben. Mose richtete das Bild auf, und welcher Gebissene es im Glauben ansah, der blieb leben. So sollte einst des Menschen Sohn am Kreuz erhöhet werden, auf daß alle vom Schlangenbiß der Sünde Verwundete, welche gläubig zu Ihm aufsehen, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. (Joh. 3, 14. f.)

Die 40 Jahre der Wanderung giengen zu Ende. Die alten Israeliten waren alle gestorben nach dem Worte des HErrn, bis auf Josua und Kaleb; ein neues, Gott folgsameres Geschlecht war aufgewachsen. Mose führte dieses nicht gerade nördlich hinauf nach Kanaan, sondern um das Grenzvolk der Edomiter, der Nachkommen Esau's, herum, die den Durchzug verweigerten und deren verwandtes Blut er schonen wollte; so daß der Zug von Osten her gegen das heilige Land kam. Er schlug hier die Amoritischen Könige, Sihon zu Hesbon und Og zu Basan, und nahm das Ostjordanland ein vom Bache Arnon bis zum Jabok. In's eigentliche Kanaan, diesseits des Jordans sollte er aber nicht selbst hineinkommen; denn er war einmal schwach geworden im Glauben. — Der HErr verkündigte ihm sein nahendes Ende. Da ermahnte er noch alles Volk mit rührenden Worten, seinem Bundesgotte treu zu sein. „Höre, Israel," sprach er, „der HErr unser Gott ist ein einiger HErr; und du sollst den HErrn deinen Gott lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen!" — Der HErr zeigte ihm aber noch von dem hohen Berg Nebo das ganze

Land der Verheißung; und nachdem er es noch mit seinen Augen gesehen, starb er daselbst, 120 Jahre alt, der große Mann Gottes, dessen Augen nicht dunkel worden waren und dessen Kraft nicht verfallen war bis an sein Ende. Es war 1476 v. Chr. Er war der Herzog Israels, der es aus Egypten nach Kanaan führte, hindeutend auf den Herzog der Seligkeit, der uns aus der sündigen Welt in's himmlische Kanaan führt.

Nach seinem Tode ward Josua der Führer Israels; denn Mose hatte ihm auf Gottes Befehl die Hand aufgelegt und ihn der Gemeinde als solchen vorgestellt.

## § 4.

## Israel ein Gottesstaat.

(1476—1090 v. Chr.)

Kanaan im weitern Sinne wird begrenzt: nördlich vom Libanongebirge, östlich von der Syrischen Wüste, südlich vom steinigen Arabien und westlich vom Mittelländischen Meere. Da fließt der Jordan, von Mitternacht her, mitten hindurch, welcher drei Seen darin bildet, zuerst den kleinen Meromsee, dann den größern Genezareth und zuletzt das Todte Meer, darein er sich auch selbst begräbt. Im engern Sinne begreift man unter Kanaan nur das Land westlich vom Jordan, das nicht mehr als 62 Stunden lang und in seiner weitesten Ausdehnung 22 St. breit, aber gesegnet ist mit allerlei herrlichem Erzeugniß, Waizen, Wein, Feigen, Datteln, Oliven, Honig und allerlei Würze. Die Kanaaniter waren nur eine der mächtigern Völkerschaften, die darin wohnten. Ein besonders starkes Volk, das die Südküste innen hatte, waren die Philister, von denen auch das ganze Land Philistäa oder Palästina heißt.

Wir haben die Israeliten in dem schon eroberten Ostjordanlande gelassen. Jetzt sprach Gott zu Josua: Mache dich auf und ziehe über diesen Jordan mit dem ganzen Volk, und sei getrost, es soll dir in Allem gelingen. Und Josua machte sich frühe auf. Siehe, da wiederholte sich

das Wunder am rothen Meere. Die Priester trugen die Lade des Bundes voran; sowie aber ihre Füße das Wasser des tiefen und reißenden Stromes berührten, stand es oben, während es unten abfloß, so daß die Israeliten im Trockenen durch das Strombette gehen konnten. Die Priester mit der Lade blieben in der Mitte desselben stehen, bis alles Volk hinüber war. Sobald auch sie das jenseitige Ufer betraten, stürzte der Wasserberg herab und der Jordan floß wie vorher. — Josua war getrost und freudig nach Gottes also verherrlichtem Wort. Und es gelang ihm in Allem. Er eroberte Jericho durch die Wunderhilfe des HErrn, er eroberte Ai, eine Stadt nach der andern, denn Gott war mit ihm und erfüllte jetzt die den Vätern gegebene untrügliche Verheißung. In sieben Jahren war die Einnahme des Landes so weit gediehen, daß man zur Austheilung desselben schreiten konnte. Die darin noch übrigen Heiden sollten von den einzelnen Stämmen in ihren Erbtheilen vollends bewältigt werden.

Es sollten aber die heidnischen Einwohner gänzlich vertilgt oder doch ausgetrieben werden; das war ausdrücklicher Gottesbefehl. Derselbe scheint hart, aber man muß bedenken: daß der HErr auf Erden noch ein Land haben wollte, wo Ihm allein gedient würde, und daß diese heidnischen Völker das Maß ihrer Bosheit voll und sich zum Gerichte reif gemacht hatten. Nachdem Er sie lange Zeit mit göttlicher Geduld getragen, vollzog Er nun als gerechter Richter der Welt das Strafurtheil über sie, und die Israeliten waren die Werkzeuge in Seiner Hand. — Daß diese Gottes Befehl nicht völlig ausrichteten, daß sie solche tief entartete Götzenknechte unter sich leben ließen, ja mit ihnen Freundschaft und eheliche Verbindung eingiengen, das gereichte ihnen zum Strick und Fall, denn sie ließen sich von ihnen zu ihrer gräulichen Abgötterei verleiten, — und zu Jammer und Wehe, denn der Heilige in Israel strafte ihren Abfall. Und Er strafte ihn so, daß sie von denselben Völkern bedrängt und geknechtet wurden, deren Götzendienst sie angenommen hatten.

Das eroberte Land ward unter die Kinder Israels durch's Loos vertheilt mit Ausnahme dessen über dem Jordan drüben, welches die Stämme Ruben, Gad und halb Manasse auf ihre Bitte vorweg in Besitz erhielten. Obschon Josephs Söhne, Ephraim und Manasse, in ihren Nachkommen zwei Stämme bildeten, waren doch nur 12 Stammtheile zu machen; denn Levi erhielt keinen Landestheil, sondern Städte durch's ganze Land hin, auf daß überall Lehre und Anleitung zum Gottesdienst sei.

Josua regierte die Israeliten noch mehrere Jahre. Und der HErr gab ihnen Ruhe vor Allen umher, wie Er ihren Vätern geschworen, und fehlete nichts an all' dem Guten, das Er ihnen verheißen hatte. Als aber Josua merkte, daß seine Laufbahn zu Ende gehe, ließ er die ganze Gemeinde nach Sichem rufen, und verabschiedete sich von ihr. „So fürchtet nun," sprach er zuletzt noch, „den HErrn und dienet Ihm treulich, und lasset die fremden Götter fahren. Gefällt es euch nicht, dem HErrn zu dienen, so wählet, wem ihr dienen wollt. Ich aber und mein Haus, wir wollen dem HErrn dienen." Er starb im 110. Lebensjahre, 1459 v. Chr.

Nach ihm gab es kein gemeinsames Haupt über Israel. Jeder Stamm lebte für sich in seinem Erbtheil, und die Familienhäupter und Stammesältesten regierten. Gott aber war der König Aller, und so trat jetzt der Gottesstaat oder, wie die Gelehrten sagen, die Theokratie bei den Israeliten am deutlichsten hervor. So sollte es auch bei ihnen bleiben bis auf des Messias Zeit, wiewohl Gott voraussah, daß sie späterhin eigenwillig einen sichtbaren König fordern würden. Gott wollte allein ihr König sein; denn das leibliche Israel sollte ein Vorbild des geistlichen, der Kirche sein, und diese soll kein sichtbares Oberhaupt haben; der HErr allein will ihr Haupt sein. — Nicht als ob eine Staatsverfassung ohne Monarchen, eine Republik, auch für andere Völker die beste wäre. Vielmehr lehrt die Erfahrung aller Zeiten, daß bei der republikanischen Verfassung das Volk in der Regel am übelsten

berathen ist. Bei den Israeliten war es gar etwas andres; sie standen in der besondersten Regierung Gottes, der ihnen selbst auch die für sie passendsten bürgerlichen Gesetze gegeben, der hinfort noch, wo es nöthig war, durch außerordentlich von Seinem Geist erleuchtete Boten, die Propheten, mit ihnen handelte, der endlich Gericht mit ihnen hielt so mächtig empfindbar und auf der That schnell, als Er es bei den andern Völkern weder that noch thut. So lebte denn Israel im Lande der Verheißung als ein in seiner Art einziges Volk, das sich durch seine Religion, durch seine Reichsverfassung und durch das Leben und Walten Gottes unter ihm von allen Völkern der Erde auf's stärkste unterschied. Die übrigen Völker waren heidnisch, und Gott ließ sie „ihre eignen Wege gehen" bis zu der Zeit, wo Sein allgemeiner Gnadenrathschluß offenbar werden und das Reich Seines Gesalbten aufgerichtet werden sollte von einem Meer bis zum andern. Gott waltete wohl auch über den Heiden, der überall Gegenwärtige und Wirksame; Er ließ sich auch ihnen nicht unbezeugt, redete mit ihnen durch die Schöpfungswerke, durch ihr Gewissen, durch ihre Geschicke; aber Er gab ihnen noch nicht das Licht einer unmittelbaren Offenbarung, und nahm sie nicht gleichsam an Seine Hand, sie zu leiten und zu führen. Dem Volke Israel hatte Er sich unendlich näher bezeugt und bezeugte sich ihm fortwährend so. Doch fiel von diesem Volke, nach dem Rathe Seines gnädigen Willens, mancher Lichtstrahl auch in die finstere Heidenwelt.

Wie nun aber die Kinder Israels gegen den HErrn sich hielten, wohl oder schlimm, so ließ Er es ihnen ergehen. Dienten sie Ihm, so lebten sie glücklich unter dem Gnadenscepter ihres himmlischen Königs; wurden sie abtrünnig, so gab Er sie in die Hände ihrer Feinde hin. Es kamen die angrenzenden Syrer, die bezwungenen und auf die Seite gedrängten Midianiter, Moabiter, Ammoniter, Amalekiter, Philister ꝛc. über sie, beraubten und unterjochten sie und thaten ihnen viel Leides. Wenn sie

dann in ihrer Noth wieder den HErrn suchten und sich zu Ihm bekehrten, so war Er barmherzig und erweckte einen Helden aus ihnen, der sie befreite. Diese Befreier behielten dann auch nach dem Kriege eine gewisse Obergewalt, und man fügte sich ihren Aussprüchen. Richter hießen sie, und darum heißt die Zeit zwischen Josua und den Königen, welche eng genommen gegen 370 Jahre währte, die Richterzeit, das Heldenalter Israels. Die bemerkenswerthesten Richter sind: Athniel, Ehud, Samgar, Barak, Gideon, Jephtha, Simson, Samuel. Laßt uns nur von Zweien derselben besonders hören.

Die Kinder Israel thaten übel vor dem HErrn; dafür büßten sie sieben Jahre lang unter der Hand der Midianiter. Alle Jahre kamen diese herauf wie Heuschrecken, verderbten ihnen das Getraide und führten ihr Vieh hinweg. Da schrieen sie zu Gott. Und der Engel des HErrn erschien dem Gideon, einem jungen Manassiter (1298 v. Chr.), und sprach zu ihm: „Der HErr mit dir, du streitbarer Held! Gehe hin in dieser deiner Kraft; du sollst Israel erlösen aus der Midianter Händen; siehe, Ich habe dich gesandt!" Da zog ihn der Geist des HErrn an. Er schickte Boten aus, und es sammelten sich zu ihm 32,000 Mann. Aber Gott sprach zu ihm: „Des Volkes ist zu viel; Israel möchte sich rühmen, seine eigene Hand habe es erlöst." Und Gott schied nur 300 Mann zum Werke aus. Gideon theilte sie in drei Haufen; er gab jedem Manne eine Posaune und einen leeren Krug und eine Fackel darinnen. So fielen sie des Nachts den ungeheuren Schwarm der Feinde an; sie bliesen die Posaunen, zerschlugen die Krüge, schwangen die Fackeln, und riefen: „Hie Schwert des HErrn und Gideon!" Das feindliche Heer fuhr aus dem Schlafe auf, Schrecken befiel es über dem Geklirre, Geschmetter und Feuergeflamme; in der Verwirrung würgte es unter sich selbst, und nahm reißende Flucht. Auf die Nachricht hievon erhob sich die Menge Israels, jagte nach und fällte über hunderttausend der Verzagten. Da sprachen zu Gideon Etliche in Israel:

Sei Herr über uns! Er aber sprach: Der HErr soll euer Herr sein!

Der letzte und berühmteste aller Richter war Samuel. Er war „vom HErrn erbeten," wie sein Name bedeutet. Denn einst stand im Vorhof der Stiftshütte, die sich damals zu Silo befand, ein Eheweib, Namens Hanna, betrübten Herzens und betete mit Thränen, daß Gott ihre kinderlose Ehe mit einem Sohne segnen möge. Der Hohepriester Eli, dem sie ihr Herz aufgethan, sprach: Gehe hin mit Frieden; der Gott Israels wird dir deine Bitte geben! Hanna gieng heim, und der HErr gedachte an sie, und sie gebar einen Sohn. Nach etlichen Jahren brachte sie ihn zu Eli; denn sie hatte ihn dem HErrn zum Dienst an der Stiftshütte geheiliget. Der Knabe nahm zu, und ward angenehm bei Gott und Menschen. Er war des HErrn Diener vor dem Hohenpriester, und Gott offenbarte sich ihm, und salbte ihn frühe mit Seinem Geist zu einem Propheten. — Der alte Eli hatte zwei Söhne, Hophni und Pinehas, die des Priesteramtes pflogen. Die waren böse Buben, und trieben Muthwillen beim Heiligthum. Eli strafte sie mit Worten, that aber ihrem bösen Wesen keinen ernstlichen Einhalt. Darüber ergriff Gottes Gericht ihn und sie. Israel lag im Streit mit den Philistern, und Eli's Söhne zogen mit der Bundeslade hinaus, um dem bedrängten Heere durch die Gegenwart dieses Heiligsten Sieg zu verschaffen. Aber der HErr zog nicht mit. Israel ward geschlagen in einer sehr großen Schlacht, in welcher auch Hophni und Pinehas starben, und selbst die Lade Gottes vom Feinde erbeutet ward. Als der alte Eli diese Botschaft hörte, fiel er vor Schreck vom Stuhl zurück und brach den Hals. Die Philister nun stellten die Bundeslade zu Asdod im Tempel ihres Gottes Dagon auf. Am andern Morgen lag das Bild des Götzen zertrümmert vor ihr. Sie selbst wurden mit häßlicher Krankheit hart geplagt, bis sie die Lade in Furcht vor dem Gotte Israels Seinem Volke zurücksandten.

An Eli's Stelle ward jetzt Samuel Richter, obwohl er noch keine Kriegsthaten verrichtet hatte und, wie es scheint, nie selbst mit in den Streit gieng. Er machte aber Israel durch die Kraft seines Gebetes von der Gewalt der Philister frei. An der Grenze derselben richtete er einen Stein auf mit der Inschrift: Ebenezer! d. h. bis hieher hat der HErr geholfen! Er verwaltete sein Amt mit aller Treue, zog jährlich durch's Land, sprach überall Recht, stellte allenthalben Ruhe und Ordnung her, predigte dabei den Leuten fleißig Gottes Wort, und hielt sie ernstlichst zur Glaubenstreue und einem frommen Wandel an. Unter seinem Regimente blühte Israel herrlich. — Als er älter ward, ließ er sich von seinen Söhnen im Richteramte vertreten. Diese aber wandelten nicht in seinem Weg, sie nahmen Geschenke und beugten das Recht. Statt um Abstellung der Ungebühr zu bitten, forderten die Israeliten gleich trotziglich von ihm, er solle einen König über sie setzen, wie ihn die Heiden umher hätten. Das gefiel Samuel übel, denn er erblickte darin eine Auflehnung wider Jehovah. Und der HErr selbst, dem er's klagte, sprach zu ihm: „Sie haben nicht dich, sondern mich verworfen." Doch hieß der HErr ihn den Thoren willfahren zu ihrer eigenen Strafe. Da salbte ihnen Samuel (um 1090 v. Chr.) den Saul, aus dem Geschlechte Benjamin, zum Könige. Der war ein feiner junger Mann, eines Hauptes länger als alles Volk, und alles Volk jauchzte ihm zu.

---

## IV. Aelteste Geschichte von andern Völkern und Ländern.

Wir sind mit Israel schon bis in's eilfte Jahrhundert vor Christo herabgeschritten; müssen uns nun doch auch

bei den andern Menschenkindern ein wenig um- und da wieder in frühere Zeiten zurückschauen. Wir haben hier freilich keine zuverlässige Geschichte wie die der Israeliten, welche im Worte Gottes geschrieben steht; hier sind die Nachrichten oft nur Sage, manchmal offenbare, auch dem werthen Leser gleich in die Augen springende Fabel, aus der er sich selbst den Kern des Wahren herausklauben möge, der etwa in der Hülse steckt. Uebrigens gewähren noch erhaltene Schriften und Denkmäler aus jener Zeit doch vielfach ziemliche, ja theilweise völlige Sicherheit.

## § 1.

## Egypten mit Meroë und Ammonium.

Zunächst wollen wir von dem Land handeln, mit dem wir bei der Geschichte des Volkes Gottes schon einigermaßen bekannt geworden sind. Nachkommen Hams, doch nicht krausförmige kohlschwarze Neger mit plumpen Gesichtern, sondern Menschen von edlerem Ansehen, nahmen lange vor Abraham das Land Egypten in Besitz.

Dieses Land liegt an der Nordostgrenze Afrika's, und ist ungefähr zwei Dritttheile so groß als Deutschland. Ein schöner, mit breiten Blumensäumen eingefaßter Strom, der Nil, welcher aus Schneegebirgen jenseits des Aequators entspringt, durchzieht es von Süden nach Norden. Sein Thal ist westlich durch einen niedrigen Felsdamm von der lybischen Wüste geschieden, östlich von einem am rothen Meere hinlaufenden höhern Gebirgszuge begrenzt. Je weiter der Nil hinabkommt, desto breiter wird das Thal, und zuletzt theilt er sich in zwei größere, weit auseinander gehende Arme, mit denen er in's Mittelmeer fällt. Das Land zwischen diesen Armen hat die Form eines Dreiecks, und weil das griechische Delta (D, Δ) wie ein solches aussieht, wurde dieser unterste Theil Egyptens das Delta genannt. — Der Nil schwillt alljährlich im August durch andauernde Regengüsse im Hochlande so sehr an, daß er das ganze Thal zu überfluthen pflegt, so daß dieses Ein großer See wird, aus welchem nur Häuser,

Bäume und Hügel herausblicken. Bei seinem Wiederabfließen läßt er einen Schlamm zurück, auf dem das Getraide in überschwenglicher Fülle wächst, so daß Egypten bei den Alten die „Kornkammer der Welt" hieß. Man theilte es in: Obereghypten mit der Hauptstadt Theben (No), Mitteleghypten mit der Hauptstadt Memphis (Noph), Untereghypten mit der Hauptstadt Sais.

Zufrüheſt entstanden im Lande viele von einander unabhängige Staaten: ein Tempel wurde gebaut, eine Stadt um ihn her und von dieſer aus beherrſchte ein Prieſterfürſt einen kleinern Landbezirk. Man pflegte die Künſte des Friedens und umgab den Todten in ſeinem Grab mit Darſtellungen ſeines irdiſchen Beſitzes. Nachher aber kam das Land unter Einen König, der zwar ſelbſt kein Prieſter, ſondern ein Krieger war, jedoch von den Prieſtern ſehr abhängig gehalten wurde.

Als der älteſte König wird einſtimmig Menes genannt, der dem Nil Untereghypten durch Dämme abgewann. San (Zoan) war damals Hauptſtadt neben Memphis, und Phthah, der Gott des Urfeuers, wurde beſonders verehrt. Ihm folgten Könige wie Cheops, der (ums J. 2170) die größte Pyramide erbaute.

Dieſe in Mitteleghypten befindlichen Pyramiden machen einen gewaltigen Eindruck. Sie ſtehen auf Anhöhen, gewöhnlich in Gruppen, und hat man im Ganzen gegen 40 derſelben gezählt. Es ſind vierſeitige, ſchon von unten auf ſpitz zulaufende Gebäude rieſiger Art, deren Grund jedoch breiter iſt, als ſie hoch ſind. Von ferne ſehen ſie wie graue Gebirgsſpitzen aus. Die größte dieſer Pyramiden iſt noch jetzt am Boden 718′ breit und 468′ hoch; ſie ſteht aber wohl noch über 100′ im Sande, den die Stürme ſo langer Zeit um ſie hergeweht haben, und ihre Spitze iſt abgebrochen, daß der freie Platz oben die Breite eines kleinen Hauſes hat. Dieſe wurde, wie ein egyptiſcher Prieſter dem griechiſchen Geſchichtſchreiber Herodot ſagte, von Cheops erbaut, und es haben 100,000 Menſchen in ſchwerem Frohndienſt 30 Jahre daran ge-

arbeitet. Mit diesen Pyramiden wollten sich die Herrscher majestätische Grüfte bauen. Man hat auch in dem Innern derjenigen, welche man neuerer Zeit öffnete (denn sie sind ohne Thüren und Fenster), ein Gemach mit einem Sarkophage (Sarg von Granit oder Marmor) gefunden.

Noch staunenerregender, obschon kleiner, sind die Obelisken, welche vornehmlich in Oberegypten und zwar dort sehr häufig, namentlich vor den Ruinen von Tempeln und Palästen, angetroffen werden. Das sind viereckige, spitz zulaufende Säulen, die bei einer Breite am Grund von 8 bis 24′ eine Höhe von 50 bis 180′ erreichen. Die höchsten sind also so groß als ein wackerer Kirchthurm, — und sind doch aus einem einzigen Stück Granit oder Porphyr gehauen! Welch eine Kraft und auch Kunst gehörte dazu, solch einen Steinriesen aus dem Gebirge herbeizuschaffen und dann aufzurichten! Die Obelisken sind mit Hieroglyphen beschrieben, einer Bilderschrift, die unsere Gelehrten nach und nach enträthseln. Einen der kleineren Obelisken von 70′ Höhe, welcher im Dorfe Luxor stand, haben die Franzosen a. 1834 mit unsäglicher Anstrengung herübergeschafft und in Paris aufgestellt.

Nach zeitweiligem Verfalle des Reichs erhoben sich mit der zwölften Dynastie die kriegerischen Fürsten Oberegyptens, die das goldreiche Nubien eroberten und den Sonnengott Amen Ra verehrten.

Wie staunt man, wenn man die Ruinen ihrer Stadt Theben, jenes hundertthorigen No Ammon, betrachtet. Sie liegen rechts und links vom Nil und bedecken das ganze, dort vier Stunden breite Thal. Da sind Trümmerhaufen von Tempeln und Palästen, aus deren einem man ein Dorf bauen könnte. Noch sieht man bei einer Palastruine die berühmten Memnonssäulen, d. i. zwei 60′ hohe Bildsäulen des Königs Amenophis III., jede aus Einem Granitblock gearbeitet, davon die eine immer Morgens bei Sonnenaufgang geklungen haben soll. An einer andern Stelle ist noch eine Allee von 200 großmächtigen Sphinxen (fabelhafte Thiere mit weiblichem

Menschengesicht), welche zu einem eingesunkenen Tempel führt. Einem dieser Könige, Möris, oder Amenemha III. verdanken die Egypter den Mörisee, eine ungemeine Wohlthat, durch welche eine ganze, vorher öde Landschaft zum fruchtbarsten Ackerland umgeschaffen wurde.

Ein anderes Wunderwerk ist das Labyrinth (Irrgang). Innerhalb einer weit herumlaufenden Mauer stand ein ungeheures Gebäude, das hoch hinauf übereinander und ganz unregelmäßig durcheinander 1500 Gemächer enthielt, so daß man sich ohne Führer auch mit einer Lampe leicht darin verirren, und wenn einem das Licht ausgieng, bei der völligen Dunkelheit des Gebäudes, nimmermehr herausfinden konnte. Wenn man aber einen guten Führer und eine helle Leuchte hatte, ergötzte es sehr, die Gemächer beschauend zu durchwandern: denn alle Decken und Wände waren mit hübschen Bildhauerwerken (Basreliefs) und Gemälden verziert, welche egyptische Geschichte ꝛc. darstellten. Unter der Erde befanden sich abermals 1500 Gemächer. In diese wurde Herodot, dem ein Priester die oberirdischen zeigte, nicht eingelassen. Alle Landschaften kamen hier in ihren Vertretern zu gemeinschaftlichen Festen zusammen. Jetzt ist von dem Werke noch ein Berg von Schutt mit einigen hundert erhaltenen Räumen vorhanden.

Nun aber fanden auch semitische Stämme Aufnahme in Egypten. Zuerst die Aamu (Ammon?), dann andere Schasu, oder Hirtenvölker. Ihren Königen, den Hykfos, gelang es in wiederholtem Ansturm Mittel- und Unteregypten zu unterjochen, wo nun Jahrhunderte lang Fürsten aus diesem Geschlechte herrschten, bis ein König aus Oberegypten, Thutmosis, sie besiegte und wieder austrieb. Wir sind jetzt wohl schon über Joseph herabgekommen; unter welchem Könige die Israeliten eingezogen sind, steht im Dunkeln, doch mag es noch einer der Hykfos gewesen sein. Andere meinen, Joseph sei Minister des oberegyptischen Herrschers Sethos gewesen, der den Grundzins eingeführt haben soll. Von den Griechen wird

dieser Sethos mit seinem Sohne Ramses zusammengefaßt und als Sesostris gepriesen, der durch seine Eroberungskriege und Siege und durch seine trefflichen Anstalten im Frieden das Reich zu seinem höchsten Glanze erhob.

Die Bedrückung Israels fällt besonders in die Zeit Ramses II., der den Kanal durch Gosen führte, welcher das Mittelmeer mit dem Rothen verbinden sollte, und dort Pachthom und Ramses baute. Unter seinem Nachfolger aber erfolgte der Auszug aus dem Lande der Knechtschaft.

Nach mehreren Jahrhunderten wurde das Reich von den Aethiopiern, welche von Süden (von Meroë) herabzogen, bewältigt und eine Zeit lang in Unterwürfigkeit erhalten. Da vereinigten sich zwölf Edle in Unteregypten, schüttelten das äthiopische Joch ab (um 671), und führten eine Zwölferherrschaft ein. Bald aber unterwarf sich Einer der Zwölfe, ein Libyer Psammetich, mit Hilfe herbeigerufener griechischer Söldner das ganze Land wieder, und wurde so der Wiederhersteller der egyptischen Monarchie. Nach ihm sank indessen die Macht des Reiches mehr und mehr, bis es 525 in die Hände der Perser fiel.

Die alten Egypter waren ein ganz besonderer, ernsthafter, tiefsinniger, gegen Fremde zurückhaltender Menschenschlag. Sie waren unter sich selbst in verschiedene Kasten, d. h. Volksklassen, strenge geschieden, die nicht mehr Gemeinschaft unter einander hatten, als unumgänglich zum Leben und Bestehen nöthig gewesen. Es gab bei ihnen sechs solche Kasten, eine immer geringer als die andere: Priester, Krieger, Ackerbauer, Gewerbtreibende (Kaufleute, Künstler und Handwerker), Schiffer und endlich die Viehhirten, welche für ganz unrein geachtet wurden. Solch eine Kasteneinrichtung erscheint uns freilich sehr seltsam und verkehrt; indessen wird doch auch etwas Gutes von ihr ausgesagt, daß nämlich in jeder Kaste die ihr besonders anvertraute Weisheit, Kunst und Geschicklichkeit bewahrt und gepflegt ward. Das Bleiben bei dem zuständigen Geschäfte gieng so weit, daß der Sohn eines Maurers immer wieder ein Maurer, der Sohn eines Gerbers immer wieder ein Gerber wurde ꝛc.

Die Egypter hatten aber schon in der ältesten Zeit eine hohe Kultur, von welcher sie späterhin nicht noch höher gestiegen, sondern allgemach herabgesunken sind. Sie waren in der Astronomie (Gestirnkunde), Geometrie (Feldmeßkunst), Medizin (Heilkunde) und andern Wissenschaften wohl bewandert. Was für geschickte, Außerordentliches leistende Bauküustler sie gewesen, das verkündigen uns noch die Ueberreste ihrer Bauwerte, welche sich gerade aus jener ältesten Zeit herschreiben.

Wie merkwürdig sind nur die kunstvoll angelegten hochgedämmten Kanäle, durch welche sie das befruchtende Nilwasser auch in entferntere Gegenden leiteten. Wie gewaltig sodann ihre Bauten für Götter und Könige! Einen außerordentlichen Eindruck machen endlich die Katakomben, welche sich an vielen Orten, meistens aber in dem westlichen Felsenzuge vorfinden. Das sind unterirdische, in den Stein gehauene oder festgewölbte Gänge mit Nischen, Kammern und Sälen zur Aufbewahrung der Todten. Sie laufen, in mehreren Stockwerken übereinander, so weit unter der Erde fort, daß sie ein neuerer Reisender unterirdische Städte nennt. Sie sind mit Gemälden und Bildnereien auf's Sorgfältigste ausgeschmückt; denn auf die Wohnungen der Todten verwendeten die Egypter noch mehr als auf die der Lebenden. In ihnen ruhen die Leichname der alten „frommen" Egypter zu Tausenden nebeneinander, noch heutiges Tages zu sehen und zu betasten; denn sie sind mit Bergharz ꝛc. einbalsamirt und wider die Verwesung geschützt. Diese einbalsamirten Leichname heißen Mumien. In manchen Katakomben liegen aber auch Reihen einbalsamirter Thiere, so in einer ein paar tausend heilige Katzen nacheinander hin, die mit ihren ernsten schlafenden Katzengesichtern einen seltsamen Anblick bieten.

Wir haben wahrgenommen, daß bei den Werken der alten Egypter, wie überhaupt bei denen des hohen Alterthums, das Großartige vorherrscht. Die Ausbildung des Schönen bis zur höchsten Stufe war den spätern Griechen

aufbehalten. Doch zeigen die Bildhauereien und Malereien in diesen Riesenbauten, daß die Egypter auch im Kleinen und Feinen immerhin kunstfertig arbeiteten. Und die Bildwerke bestätigen, daß sie alle möglichen Künste und Gewerbe besaßen, denn auf denselben ist alles Mögliche dargestellt: wie der Bauer pflügt, der Winzer keltert, der Weber webt, der Färber färbt, und der Grobschmied Waffen, der Goldschmied köstliche Geräthe fertigt, der Koch Gerichte bereitet, der Musikus Flöte bläst ꝛc. Hochberühmt war besonders ihr Byssus, ein wunderfeiner schneeweißer Zeug aus Baumwolle oder Flachs (die köstliche Leinwand des reichen Mannes, Luk. 16). Ja sie waren sogar die ersten Papierfabrikanten. Bis dahin hatte man in Stein und Metall geschrieben. Sie aber erfanden ein Schreibmaterial, das unserm Papier glich und von dem dieses seinen Namen hat. Sie legten den leimgetränkten Bast einer Schilfpflanze, der Papyrusstaude, in Streifen aneinander und eine Querlage darüber, preßten das Blatt dann zwischen zwei Tafeln, trockneten und polirten es. So gab's schöne glatte und recht große Bogen. Man findet häufig in den Grabkammern Papyrusrollen mit Buchstabenschrift beschrieben.

Diese in menschlichen Künsten und Wissenschaften so wohlbestellten Leute waren jedoch in der Religion sehr verfinstert, ja ordentlich närrisch und wahnwitzig. Als hohe Götter verehrten sie vornehmlich den Osiris und seine Gemahlin die Isis, von welchen sich häufige Abbildungen finden. Sie dachten sich unter dem Erstern die Sonne, unter der Andern den Mond, und so weit machten sie's nicht ärger als andere Heiden auch. Sie verfielen aber auch je mehr und mehr einem lächerlichen und gräulichen Thierdienste. Da war ein Hauptgott von ihnen der Stier Apis, von ganz schwarzer Farbe mit einem weißen Dreieck auf der Stirne. Er wurde bei feierlichen Gelegenheiten herumgeführt, und alles Volk stürzte anbetend vor ihm nieder. Starb er — denn es war ein wirklicher lebendiger Ochse — so herrschte allgemeine tiefe

Trauer im Lande, bis ein neuer von gleicher Farbe und demselben Fleck geboren war, worauf ein allgemeiner Jubel durch's Land gieng, als ob ihm ein neues Heil aufgegangen wäre. Ferner verehrten sie den Ibis, einen prächtigen storchartigen Vogel mit weiß und schwarzem Gefieder. Und außer den Katzen waren ihnen auch noch Krokodile, Schlangen und Fische heilig. — Sie glaubten ein Fortleben des Menschen nach dem Tode. Starb einer, so hielten die Priester ein Todtengericht über ihn, dem selbst der König unterworfen wurde. Urtheilten sie, daß er fromm gelebt, so wurde sein Leichnam einbalsamirt, und seine Seele durfte in den Amenthes, d. i. in's selige Todtenreich, gehen; erklärten sie seinen Wandel für gottlos, so wurde der Leichnam zur Verwesung ausgesetzt und die Seele mußte in einen Thierleib fahren.

## Meroë.

Wenn wir über Egypten und Nubien hinaufblicken, so treffen wir dort, gerade zwischen den zwei Flüssen (dem blauen und weißen Fluß) welche in ihrer Vereinigung den Nil bilden, noch auf ein uraltes, dem egyptischen gleichzeitiges Reich, den Priesterstaat Meroë. Das Land dort rechneten die Alten schon zu Aethiopien, und hießen die Bewohner desselben Aethiopier, obwohl auch sie noch nicht zum Negergeschlecht gehörten, sondern an körperlicher und ebenso an geistiger Bildung den Egyptern glichen. Unter den noch vorhandenen Trümmern der gleichnamigen Hauptstadt findet man eine Menge hübscher Bildhauerarbeiten und frischglänzende Malereien, auch viele kleine Pyramiden. Der Staat dehnte in seiner Blüthezeit seine Herrschaft weit aus, sogar einmal, wie wir gehört haben, über Egypten. Es war ein völliger Priesterstaat, der König selbst ein Priester und von der Priesterschaft so abhängig, daß er nicht nach eigenem Willen spazierengehen durfte.

### Ammonium.

Noch müssen wir reden von dem gleichfalls sehr alten Tempelstaat Ammonium, welcher westlich von Egypten mitten in der lybischen Wüste auf einer Oase (d. i. eine grüne Insel im Sandmeer) sich befand, und seine Gründung wahrscheinlich einer von Meroë ausgegangenen Priesterkolonie verdankte. Die Insel, 20 Stunden von Umfang, liegt wie eine Zauberwelt im öden Sandmeer, wasserreich, wonnig grün, voll Palmen und anderem lieblichem Gehölze, mit Datteln, Granatäpfeln, Orangen, Feigen, Oliven, Weintrauben und andern Früchten wohlgesegnet. Hier war dem äthiopischen Gotte Amun ein prachtvoller Tempel gebaut, um welchen her die Wohnungen der Priester und anderer Reichsgenossen lagen, um den sich, wörtlich und bildlich geredet, alles reihte und schaarte. In diesem Tempel war ein Orakel, d. h. der Gott weissagte, wenn ihn die Priester fragten, was zukünftig geschehen sollte. Dieses Orakel war weltberühmt, und nur das delphische, von dem weiter unten kommen wird, lief ihm noch den Vorrang ab. Aber viele Tausende und von den fernsten Orten her wallfahrteten auch durch den heißen Sand zum Gotte Amun, um sich bei ihm Raths zu erholen. Sein Bild, von Gold und Elfenbein, hatte sonderbarerweise einen Widderkopf.

## § 2.
## Die Arier.

Wir gehen aus Afrika wieder nach Asien herüber. Schon tief in diesem Welttheile drin ist ein mächtiges Gebirge, heutzutage der Hindukusch, bei den Alten Paropamisus genannt. Nördlich und südlich von diesem Gebirge hatte sich in grauester Zeit ein Volk niedergelassen, das uns besonders wichtig ist, weil es nicht nur von unserm eigenen Urvater Japhet stammt, sondern auch an Gesichtsbildung und Sprache nahe mit uns verwandt ist. Dieses Volk heißt die Arier, welcher Name

wohl die Pflügenden, dann auch die Ehrwürdigen bedeutet, im Gegensatz gegen die Nomaden von Turan.

## Die nördlichen Arier, das Zendvolk.

Die nördlichen Arier, auch das Zendvolk genannt, bildeten in nicht zu bestimmender Zeit einen Priesterstaat unter dem Priesterkönige Dschemschid (Jima). Von diesem wird Hohes ausgesagt: daß er „die Erde einrichtete, die trefflichsten Bäume und nährendsten Gewächse, die besten Thiere und Menschen, die glänzenden Feuer in's Land einführte, die Gewässer dahin leitete, Wohnungen einrichtete, in welchen vollständige Ordnung herrschte, wo kein ungerechter, kein verunstalteter Mensch war u. s. w." Er heißt darum „der gute Versammler." — Es ist hier ein Anklang an das Paradiesesleben der Menschen; aber dieser glückliche Zustand, wo „der Gott des Lichts" einen augenblicklichen Vorsieg bei den Menschen feierte als Vorbild seines zukünftigen vollkommenen Sieges dauerte nach der Zendlehre selbst nicht lange.

Zunächst verfielen diese Arier in einen Dienst der Naturmächte, wie sie denn namentlich die Sonne als Mithra, Freund, verehrten. Doch hatten sie immer einen geistigen Gott über allen Göttern, den Ahuramazda, und sehr frühe, vielleicht schon vor Mose, lebte dort ein Priester Zaratustra oder Zoroaster, welcher die Religion seines Volkes vergeistigte, weiter ausbildete, und in dem Buche Zendawesta (d. i. Awesta oder das göttliche Wort in der Zendsprache) niederschrieb. Er nimmt zwei von Ewigkeit daseiende und feindlich gegeneinander stehende Gottheiten an, den Gott des Lichtes, eben jenen Ahuramazda, später Ormuzd, und den Gott der Finsterniß Ahriman. Der Erstere hat die guten Geister oder Amschaspande in einem Reich des Lichtes um sich vereinigt, der Letztere die bösen Geister oder Dews (wie die früher verehrten Naturgötter hießen) in einem Reich der Finsterniß. Beide Reiche sind in einem beständigen Kampf miteinander begriffen, der aber zuletzt mit der gänzlichen

Besiegung des Ahriman endigen wird. Der Mensch aber steht bis dahin in der Mitte zwischen Beiden drin, elend genug, muß dem Ormuzd dienen, der ihm zu Leben und Freude helfen will, und doch auch den Ahriman und seine heillosen Geister, von denen er selbst böse gemacht ist und viel geplagt wird, zu versöhnen suchen, auf daß die Plage nicht gar zu arg werde.

Das Zendvolk kam, nachdem es mehrere Jahrhunderte von eigenen Königen regiert worden war, in die Botmäßigkeit der Assyrer, Meder und Perser nacheinander, unter welchen letztern es sich verlor. Aber die Ueberwinder nahmen viel von der Staatsverfassung und Religion „der Ehrwürdigen" an; und bei den Persern haben sich Stücke vom Zendawest, die auch geschichtliche Nachrichten von jenem Urvolk geben, bis auf den heutigen Tag erhalten. Ihre Religion aber lebt fort bei den Parsis oder Feueranbetern.

## Die südlichen oder indischen Arier.

Die südlich am Hindukusch wohnenden Arier zogen sich frühe südöstlich ins Gebiet der sieben Flüsse (Sapta Sindhu) hinab, von denen sie sammt dem Lande bei dem Zendvolke den Namen Hindu erhielten, woraus die Griechen Indien machten.

Dieses Land ist im Norden von dem erhabensten Gebirge der Erde, dem majestätisch herabblickenden Himalaja, begrenzt. Die Bergspitze Gauri Sankar, der höchste bekannte Berg der Erde, ist 29,000' hoch. Die westliche Grenze des Gebirgs und des Landes bildet der gewaltige Sindhu mit seinen sechs großen Zuflüssen. Zwei weitere Hauptströme fließen vom Himalaja, der heilig gehaltene Ganges und der Brahmaputra. Auch die Halbinsel, welche sich südlich von diesen Stromgebieten erhebt, ist reichlich bewässert. Ostindien ist sechsmal so groß als Deutschland. Es hat, vom Gebirge terrassenförmig absteigend, alle Klimate der Erde; es hat die fruchtbarsten Gefilde und einen Reichthum der trefflichsten Erzeugnisse,

insonderheit auch die schönsten Perlen und Diamanten. Jetzt gehört es den Engländern.

Dieses herrliche Land, das zuerst von Jägervölkern finnischer Verwandtschaft, den Drawidas, besetzt war, nahm allmählich das schöne Volk der Arier in Besitz; Leute mit hoher Stirn, Adlernase, großen mild strahlenden Augen, feinem Mund, ebenmäßigen Gliedern, und von bräunlicher, auch gelblicher Farbe; Leute, wie man sie noch heute mit Wohlgefallen in ihren Nachkommen ansieht.

Sie errichteten darin mehrere Königreiche, erst kleinere im Pandschab (oder Fünfstromland), dann auch größere im Gangesgebiet, so das Reich der Kinder der Sonne mit der Hauptstadt Ajodhja, das Reich der Kinder des Monds mit der Hauptstadt Hastinapur. Die Könige waren aus dem Kriegerstande, aber von lauter Priestern als Räthen und Beamten umgeben.

Auch dieses Volk theilte sich, wie die Egypter und nördlichen Arier, in verschiedene Kasten, die sich bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten haben. Es gab aber nur drei rein arische Kasten: Die Brahmanen oder Priester, die Kschatrias oder Krieger, die Waischjas oder Ackerbauer und Kaufleute. Von diesen schieden sich die unterjochten Leute der Urbevölkerung, die sich willig umbilden ließen, als Schudras oder Handwerker. Außer diesen gab und gibt es jedoch Parias und viele andere Stämme der Urbewohner, die sich nicht in die arische Ordnung fügen wollten und daher unrein geachtet und gemieden oder zertreten wurden.

Die Arier selbst hatten hohe Gaben, und brachten schon eine ausgezeichnete Bildung mit nach Indien hinein, in welcher sie eine geraume Zeit bestanden und sich noch vervollkommneten, die jedoch späterhin beträchtlich abnahm. In menschlicher Kunst und Wissenschaft waren sie nach ihrem Namen wahrhaft „Treffliche.“ Es ist noch eine Menge Bücher von ihnen vorhanden, darin sie Sprachlehre, Rechtskunde, Philosophie, Medicin, Astronomie ꝛc. mit großer Gelehrsamkeit treiben. Dazu haben wir prächtige

Dichterwerke von ihnen, welche schon zum Theil in's Deutsche übersetzt sind. Am wichtigsten aber sind ihre vier Weda's (Offenbarung), welche Gebete und Lieder ihrer alten Weisen, aber auch die Grundlage ihres andern Wissens enthalten. Diese Bücher sind ungefähr 15 Jahrhunderte vor Christo in der sogenannten Sanskritsprache geschrieben, und sie haben sich ganz auf uns erhalten. Aus ihnen, welche mehrere unserer Gelehrten zum Gegenstand eines brünstigen Studiums gemacht haben, werden wir mit ihrer Religion genau bekannt, und selbst in dieser sehen wir bei aller Verunstaltung und Verzerrung der göttlichen Wahrheit doch noch starke Strahlen derselben hervorleuchten.

Die Wedalieder sind Anrufungen der Naturgötter; z. B. des ruhigen, besonders nächtlichen Himmels, Waruna; des Gewitters Indra; des Sonnengottes Mitra; des Opfer verzehrenden Feuers Agni. Die Götter heißen Dewas, Himmlische, und wurden ihrer zuerst nur 33 gerechnet. Die Brahmanen haben aber nie geruht, den göttlichen Dingen weiter nachzuforschen und so haben sie es zuletzt auf 330 Millionen Götter gebracht. Später suchten sie sich die Sache so vorzustellen: Es ist Ein höchster Gott, Brahm, der Urgrund, der sich dreifach offenbart als Schöpfer, Brahma, Erhalter, Wischnu und Zerstörer, Siwa; daher er auch mit drei Gesichtern abgebildet wird. Der Wischnu ist schon neun Mal als Fisch, Schildkröte, Eber und besonders als Mensch auf die Erde gekommen und wird noch zum zehnten Mal erscheinen, um sie wieder ins rechte Geleise zu bringen. Wenn Brahmas Tag anbricht, so schafft er Götter und Göttinnen, oder besser gesagt: er läßt aus sich herausgehen Geister und Wesen aller Art, die erst ein reines und glückliches Leben führen, aber wie der Tag zunimmt, sich immer verschlechtern. Endet sein Tag, so schläft er eben so lang, als er gewacht hat, und während dieser Zeit ist alle seine Schöpfung verschwunden. Erwacht er, so schafft er dann neue Wesen, die wieder vergehen, wenn

dieser Tag um ist. Der Mensch lebt im Körper zur Strafe für seine im früheren Dasein verübten Sünden. Der Leib kehrt beim Tod in die irdischen Elemente zurück; die Seele macht einen Kreislauf durch alle möglichen Wesen, wird Thier, Teufel, Baum oder Gras, stirbt und wird immer wieder neugeboren, durch allerhand Höllen hindurch. Wenn sie sich aber durch Weisheit, Tugend, Heldenthaten und Büßungen dazu tüchtig gemacht hat, geht sie nach oben in das himmlische Reich des Indra, wo sie, selbst in Sternlicht gekleidet, längere Zeit selig lebt. Wenn sie sich aber ganz in den Urgrund versenkt, so hört der Wechsel von Geburt und Sterben auf und sie wird in Gott, d. h. in Nichts übergehen, was die höchste Seligkeit ist. Zuletzt (nach 100 Jahren Brahmas) fließt alles, was da ist, ganz und gar in die Gottheit, aus der es geflossen, zurück, wie das Wasser alles ins Meer.

Das ist die Religion der alten Inder; nur daß sie viele und immer thörichtere Zuthaten machten und sich heftig darüber stritten. Den größten Religionsstreit entzündete der Königssohn Gautama von Gaja, der auch Buddha, Erwachter, heißt. Derselbe erkannte nämlich die Nichtigkeit des weltlichen Lebens, verließ Weib und Kind, und suchte durch Büßungen von allem Schein und Tand los zu werden. Endlich aber wusch er sich wieder und aß wie andere Menschenkinder; da erst erschaute er den Zusammenhang der Dinge und wurde Buddha, der Erleuchtete (um 560 v. Chr.). Er fand jetzt, nicht Selbstquälerei führe zum Ziel; das Nichtwissen sei der letzte Grund des Uebels. Dies werde abgethan durch Aufgeben der Lust. Er sprach: Handle jeder so, wie er andere lehrt; wer sich selbst unterworfen hat, mag andere unterwerfen. Das eigene Selbst ist schwer zu unterwerfen; die welche nichts lieben und nichts hassen, tragen keine Fesseln. Wer weiß, daß alles Geschaffene vergeht, wird geduldig im Leid; das ist der Weg zur Reinigung. Einen Gott aber, einen Schöpfer erkannte er nicht an! Lebensschonung schien ihm die erste Pflicht, womit die herkömm-

lichen Opfer beseitigt wurden. Nicht die Geburt, sondern das Streben adle den Menschen, daher der Kastenunterschied vom Uebel sei. — Durch ihn angeregt suchten nun Viele da und dort der Welt zu entfliehen und lebten als heilige Bettler ehelos in Klöstern beisammen, um nach Vollkommenheit d. h. gänzlichem Gleichmuth zu trachten und möglichst bald in Gott, d. h. in Nichts aufgelöst zu werden. Es entspannen sich aber die bittersten Kämpfe zwischen diesen Neuerern und den Anhängern des Alten, und während sich der Buddhismus durch Sendboten über ganz Ostasien verbreitete, und mehr Anhänger gewann als irgend eine andere Religion, wurde er in Indien selbst bis auf wenige Reste ausgerottet. Die Buddhisten streiten sich noch, ob Buddha ist oder nicht (mehr) ist, was sie nicht daran hindert, ihn als Gott zu verehren.

Von der menschlichen Kunst und Kraft der alten Inder sind in dem Lande noch merkwürdige Proben zu schauen. So stehen von ihnen noch einige Pagoden (dunkle Tempel), die viel größer sind als unsre größten Kirchen. Am staunenswerthesten aber sind die unterirdischen Bauwerke, von denen wir nur das zu Ellora anführen wollen. Da ist ein zwei Stunden langer Porphyrberg von oben bis unten in lauter Grotten ausgehöhlt, in denen unzählige, aus dem Stein gehauene Tempel sich befinden. Der Haupttempel steht in einer Grotte, welche 150′ lang und etwa eben so breit und hoch ist. Er ist sauber und schön aus dem Porphyrfelsen gehauen und wird innen von vier Reihen kolossaler Elephanten als Pfeilern gestützt. Um den Tempel her sind eine Menge Kammern, Teiche, Säulengänge, Obelisken und Tausende von Götterbildsäulen von 12′ Höhe. Gewiß haben die Indier in ihrer Weise sich so eifrig mit dem Göttlichen befaßt wie kein anderes Volk des Alterthums.

## § 3.
## Die Phönizier.

Wir machen nun wieder einen weiten Weg, von der

Südspitze Asiens zum westlichen Ende dieses Welttheils herüber. Da treffen wir, schon in der ältesten Zeit, am Ufersaume Kanaans, die von Ham abstammenden Phönizier, die sich selbst Kanaaniter heißen. Sie bewohnten ein kleines, nur 50 Stunden langes und 8 Stunden breites Land, das aber eine Anzahl geschirmter Buchten hat. Und die heranrauschenden und wieder dahinrollenden Wogen erregten in dem lebendigen Völklein ein Verlangen mitzuziehen, eine Lust zur Schifffahrt.

Die Phönizier bauten zuerst in der Welt große Schiffe, und fuhren damit in's herrliche Meer hinein. Doch nicht bloße Spazierfahrten wollten die geschäftigen Leute machen, sondern etwas dabei zu thun haben; sie trieben Handel mit andern Nationen, wozu sie, wie es scheint, den Trieb vom persischen Meerbusen her mitbrachten. Die älteste Stadt dieses Handelsvolkes ist Sidon, noch vor Abraham gegründet; sie ward großmächtig und blieb lange Zeit die Erste der phönizischen Städte. Von ihr aus wurde, auch noch in frühester Zeit, Tyrus, Zor, gebaut, das der Mutter kräftig nachwuchs und zuletzt an Macht und Pracht sie noch überragte. Nach und nach entstanden viele Städte und ein Ort neben dem andern am Meere hin, daß es, sagen die Alten, von diesem her aussah, als ob der ganze 50 Stunden lange Küstenstrich eine ununterbrochene Stadt wäre.

Und in allen Häfen lagen schnellsegelnde Schiffe. Mit diesen befuhren sie das ganze mittelländische Meer, dessen Inseln und Küstenländer sie besuchten, bis zu den Säulen des Herkules hin, wie die Alten die Meerenge von Gibraltar nannten. Ja sie fuhren durch diese Meerenge zwischen Europa und Afrika hindurch bis zu den Kanarischen Inseln im Atlantischen Ocean. Sie fuhren dann auch um Spanien und Frankreich herum bis in die Nordsee zu der Zinninsel, und um Dänemark herum bis in die Ostsee, zu dem Gestade des Bernsteins. Auch hatten sie Schiffe im Arabischen und Persischen Meerbusen, mit welchen sie bis nach Indien fuhren. Es wird sogar erzählt, daß sie den ganzen Welttheil Afrika umschifft haben.

An vielen Orten der Fremde legten sie, vornehmlich zum Schutz und zur Erleichterung ihres Handels, Kolonieen (Pflanzstädte) an, welche mit der Zeit zu hoher Blüthe gediehen. Sogar Gades (Cadix) in Spanien ist eine phönizische Pflanzstadt. Ihr Handel wurde Welthandel. Sie bezogen durch Karawanen und ihre Schiffe die Landeserzeugnisse aus dem Innern Asiens, aus Arabien, Indien, Egypten und Aethiopien: Gold, Perlen, Edelsteine, Elfenbein, Ebenholz, Weihrauch, Balsam, Zimmt, Wein, Oel, Getraide ꝛc. Sie holten von der Ostseeküste den Bernstein, das Meergold, das bei den Alten dem Golde gleich geschätzt wurde; sie holten aus Spanien eine ungeheure Menge Silber, denn dort lag damals dieses Metall an vielen Stellen offen zu Tage. Theils führten sie nun einem Volke die Güter des andern zu, wie sie dieselben empfangen hatten; theils brachten sie den Völkern aus den Stoffen selbstgearbeitete Fabrikate. In Sidon waren ganz vortreffliche Webereien, in Tyrus die ausgezeichnetsten Färbereien der Welt. Auserlesene Kleiderzeuge, darunter der prachtvolle Tyrische Purpur, schöne glänzende Glaswaaren, herrliches Geräthe und Geschmeide aller Art von Bernstein, Elfenbein, Gold, Silber ꝛc. wurde von ihnen nach allen Ländern verführt. Dieser ihr Handel machte sie unermeßlich reich.

Daß sie nicht nur sehr betriebsame, sondern auch sehr geschickte Menschen waren, geht aus dem Gesagten deutlich hervor. Indessen wurde ihnen oft noch mehr zugeschrieben, als sie beanspruchen können. So sollten sie die Buchstabenschrift erfunden haben; allein die Egypter, Arier, Israeliten hatten diese so früh oder noch früher als sie, und nur das ist richtig, daß sie dieselbe auf ihren weiten Reisen bei vielen Menschen verbreitet haben, die vorher dieselbe noch nicht kannten. Auch das Glas, dessen Bereitung aus Kiessand und Salpeter ihnen zuerst geglückt sein sollte, kommt schon gleichzeitig oder noch früher bei den Egyptern vor. Das mag ihnen bleiben, daß sie die köstlichste aller Farben, den Purpur, entdeckt

haben. Damit soll es so zugegangen sein: Zu einem phönizischen, unfern dem Meerufer weidenden Hirten, kam sein Hund mit blutiger Schnauze hergelaufen; er wischte ihm das Blut mit einem wollenen Tuche weg, bemerkte aber doch keine Verletzung an ihm; dagegen sah er nach etlicher Zeit die Wolle an, wie sie wunderschön roth gefärbt sei; er spürte der Sache nach und fand, daß der Hund gewisse stachlichte Schnecken zerbissen, die ihm die Gosche geröthet hatten u. s. f. (Jede Purpurschnecke hat freilich nur Einen Tropfen der prachtvollen Farbe in sich, und darum brauchte man viele davon, um ein einziges Kleid zu färben, und darum war der Purpur so erstaunlich theuer, daß nur die reichsten Leute sich ihn anschafften. Er würde auch heutzutage höchst selten sein, wenn man nicht die Coschenillenwürmer gefunden hätte, die so schön roth färben wie die Schnecken). — Sonst waren die Phönizier noch gute Astronomen, von wegen der Schifffahrt, bei welcher damals die Gestirne wegleiten mußten, und die besten Rechner, sowie die gewandtesten Kaufleute überhaupt. Im Uebrigen wurde die Wissenschaft nicht sonderlich von ihnen gepflegt.

Ihre Religion war, wie fast allenthalben, Heidenthum, ihr höchster Gott, der uns aus der Schrift wohlbekannte Baal oder Sonnengott, der auch den Namen Moloch führt, und dem sie ihre eigenen Kinder verbrannten; daneben hatten sie vornehmlich noch die Göttin Astarte (Astaroth), die Mondgöttin, welche sie mit der schmutzigsten Unsittlichkeit verehrten. Ueberhaupt standen sie in der Sittlichkeit viel tiefer als die vorhergehenden Völker. Ihr ganzer Sinn gieng auf zeitlichen Erwerb, und ihr ungeheurer Reichthum erzeugte hinwiederum ein üppiges Leben. Treue und Glaube war bei ihnen eine seltene Sache, und ihr Gewissen und Gefühl so abgestumpft, daß sie in fremden Ländern Kinder raubten, um sie anderwärts als Sklaven zu verkaufen, und die schändliche Seelenverkäuferei, die so frühe schon in der Welt aufkam, zu einem förmlichen Theil ihres Gewerbes machten. Dieses

lasterhafte Volk konnte den fremden Nationen wohl schöne Waaren und etliche menschliche Kultur, aber in der That wenig Heil bringen.

## § 4.
## Griechenland in seiner Urzeit.

Wir betreten nunmehr unsern Welttheil Europa, in dessen südöstlichen Theil frühe Menschen aus den asiatischen Ursitzen herübergekommen sind. Wenn sie ihren Weg über Kleinasien nahmen, so hatten sie bei dem heutigen Constantinopel nur eine Viertelstunde, über die Straße der Dardanellen nur drei Viertelstunden das Meer zu passieren, um in Europa zu sein. Sie kamen da zuerst nach Thrazien und von da durch Macedonien bald nach Griechenland, dessen Bewohner die ersten Europäer sind, von denen wir etwas wissen.

Griechenland war in der alten Zeit größer als das heutige Königreich dieses Namens; es gieng weiter nach Norden hinauf. Es war nördlich durch das Gebirg Keraunia von Illyrien, durch die Kambunischen Berge von Macedonien getrennt, östlich vom Aegäischen, westlich vom Jonischen Meer bis zu seiner Südspitze herab begrenzt. Es bestand aus drei Theilen: Nordgriechenland, welches Epirus und Thessalien in sich faßte, Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinn, und der südlichen Halbinsel oder dem Peloponnes. In Epirus hausten aber neben den Griechen auch Barbaren. Die größte Länge des Landes von Süd nach Nord betrug 110 Stunden, seine größte Breite 70 Stunden. — Es hatte mächtige, 5 bis 8000' hohe Berge, so den Pindus zwischen Thessalien und Epirus, den Götterberg Olymp in Thessalien, den Parnaß, auf welchem Deukalions Arche sitzen geblieben sein soll, und den Musenberg Helikon in Hellas, endlich den Kyllene auf der südlichen Halbinsel. Das Land bot eine außerordentliche Abwechslung von wilden Gebirgsgegenden und den reizendsten Thälern und Ebenen dar. In das hochbesungene Thal

Tempe zwischen den Bergen Olymp und Ossa konnte Keiner treten, ohne im Anblick der furchtbaren Felsen und des wunderlieblichen Thalgrundes Schauer und Wonne zugleich zu empfinden. Doch hat frühe schon in diesem Lande das Anmuthige überwogen. Unter dem fast immer reinen glänzenden Himmel mit seinem tiefen Blau prangte es im Schmuck seiner Cypressen-, Lorbeer- und Myrthenhaine, seiner Feigen- Oliven- und Rebenpflanzungen, seiner duftigen Kräuter- und Blumenfülle. An seinen Gestaden umher wimmelten Fische und Schildkröten. Im Schoos der Erde barg es edle Metalle und herrlichen Marmor. — Das sei einstweilen genug von dem Lande; von der weiteren Eintheilung in Landschaften, sowie von den Inseln umher wollen wir künftig handeln.

Als älteste Bewohner dieses Landes werden allgemein die Pelasger und Hellenen angegeben. Es sind beide Nachkommen Japhets, und gehören zu der großen indogermanischen Völkerfamilie, deren Glieder unter sich in Gestalt und Sprache eine besondere Verwandtschaft zeigen. Die Hellenen waren frischer, kühner, tapferer, edler als die Pelasger, und diese haben sich unter sie verloren, daß bald ihr Name nicht mehr gehört wird. Fremde Fürsten mit ihren Schaaren kamen auch nach Griechenland; so schon im 16. Jahrhundert v. Chr. der Egypter Cekrops, der Erbauer Cekropias, der Burg von Athen; im 15. Jahrhundert v. Chr. der Phönizier Kadmus, der Erbauer von Kadmea, der Burg Thebens (vom egyptischen Theben zu unterscheiden); im 14. Jahrhundert v. Chr. der Kleinasiate Pelops, von dem die Halbinsel den Namen Peloponnes erhielt; aber sie wurden Alle von dem Geist und Wesen der Hellenen übermocht und giengen alle in sie auf. „Hellenen" ward der Gesammtname aller Bewohner Griechenlands (nicht blos der von Hellas) mit Ausnahme der Barbaren in Epirus; und bei diesem Namen blieben sie. Griechen nannten sie sich selbst nicht; so sind sie erst später von den Römern geheißen worden. Im Morgenlande hieß man sie Javan.

Den Namen Hellenen leitet aber die Sage von einem gemeinsamen Stammvater Hellen ab. Der habe heißt es weiter, drei Söhne: Dorus, Aeolus und Xuthus gehabt, und von den zwei ersten und von den zwei Söhnen des letzten: Achäus und Jon hätten die vier Aeste des hellenischen Volks, die Dorier, Aeolier, Achäer und Jonier Abkunft und Sondernamen. Genug, es theilte sich das Gesammtvolk in diese vier Aeste, und breitete sich mit denselben von Thessalien her über das ganze Land aus. — Die Hellenen waren eins der am schönsten gestalteten Völker der Erde, und noch heute gilt die griechische Gesichtsbildung für eine wahre Musterbildung. Sie hatten auch treffliche Anlagen des Geistes, insonderheit einen klaren Verstand für die Dinge dieser Welt, eine große Lebendigkeit und Hurtigkeit des Wesens und einen ausnehmenden Sinn für das Schöne. Dagegen hatten sie aber auch ihre Untugenden; sie waren hoffärtig, neidisch, rachgierig, wollüstig und raubsüchtig.

Dieses durch eine gemeinsame feine Sprache verbundene Volk hat nie einen Staat gebildet; auch nicht etwa jeder der vier Hauptzweige oder nur jede der einzelnen Landschaften einen Staat. Es war von jeher in sehr viele Staaten zertheilt, welche in der ersten Zeit von erblichen Fürsten beherrscht wurden, die alle, wie klein auch ihr Reich war, den Titel „Könige" führten. Unter diesen Fürsten gab es große Helden, die fortan im Gedächtnisse des Volkes lebten, und auch das spätere Geschlecht zu großen Kriegsthaten begeisterten.

Zu den ältesten Einrichtungen bei den Hellenen gehörten die Amphiktyonieen. Da verbanden sich mehrere Fürsten (nachher Staaten), um an einem Tempelorte gemeinschaftliche Gottesdienste zu feiern, und setzten eidlich fest, daß während der Zeit keine Fehden unter ihnen stattfinden dürften. Waren sie nun einmal beisammen, so schlichteten sie neben der gottesdienstlichen Feier wohl auch entstandene Händel zwischen Einzelnen von ihnen, oder beriethen sich auch über Angelegenheiten zum allgemeinen

Besten. Diese Bündnisse, deren es mehrere neben einander gab, bestanden durch viele Jahrhunderte hindurch, zogen doch ein engeres Band um die unzähligen für sich bestehenden Staaten, und wirkten auch wohlthätig für Ruhe und Ordnung im Lande, wenn gleich ihr Einfluß mit der Zeit immer schwächer geworden zu sein scheint. Es muß auch gemerkt werden, daß nie alle Griechen an solchen sich betheiligten. Die berühmteste Amphiktyonie war die von Pylä, welche am Heiligthum zu Delphi sich versammelte.

Dieses Delphi, eine Stadt am Fuße des hohen Parnaß, hatte das größte Heiligthum. Man entdeckte dort in einer Thalschlucht ein Erdloch, aus dem ein starker Dampf aufstieg, welcher die daran Hinkommenden in Verzückung setzte. Da sie in diesem Zustand sonderbare Reden oder Laute von sich gaben, so hieß es, der Gott Apollo wolle hier den Menschen Offenbarungen machen. Es wurde dem Gotte an der Stelle ein Tempel gebaut und eine zahlreiche Priesterschaft verordnet, ihm darin zu dienen. Die Hauptperson unter derselben war aber eine Priesterin, eine alte Jungfrau, welche immer Pythia hieß. Nun kamen die, welche gern Zukünftiges wissen wollten, mit ihren Anfragen. Da wurde die Pythia in's Innerste des Tempels geführt und auf einen über dem Dampfloch stehenden, mit Lorbeerzweigen umwundenen goldenen Dreifuß gesetzt. Kaum saß sie darauf, so gerieth ihr ganzer Körper in Zuckungen; ihre Augen verdrehten sich, ihre Haare stiegen empor; und jetzt gab sie aus schäumendem Munde die Antwort, welche aber nur von den herumstehenden Priestern verstanden und von ihnen verdolmetscht wurde. Die Pythischen Aussprüche waren kurz und gewöhnlich zweideutig, daß man sie hintennach so und so auslegen konnte. Trotzdem war der Zugang der Fragenden ungeheuer, auch noch in spätern Zeiten. Nicht blos von ganz Griechenland, auch aus dem übrigen Europa, aus Asien und Afrika kamen sie, Fürsten, Könige und Andere; wollten sich alle die verborgene Zukunft ent-

schleiern lassen und namentlich bei ihren wichtigen Unternehmungen erfahren, ob sie gelingen würden. Und brachten Alle zum Dank dem weissagenden Gotte die kostbarsten Geschenke mit. — Es gab noch ein sehr berühmtes Orakel in Griechenland, das zu Dodona in Epirus. Es gab viele Orakel auf Erden, aber das zu Delphi war doch das berühmteste, und der dort sich aufhäufende Reichthum unermeßlich.

Wir haben schon von einem Gott der Hellenen gehört, so wollen wir hier gleich die griechische Götterlehre folgen lassen, jedoch mit dem Bemerken, daß sie sich erst im Laufe der Zeit völlig ausgebildet hat.

Am Anfang, so glaubten sie, und vor jeder Gottheit war das Chaos, d. i. der ungestalte Urstoff, aus dem sich von selbst die Welt herausgestaltet hat; und mit dieser erst sind auch die Götter geworden. Der älteste Gott hieß Uranos (Waruna der Arier), und er hatte eine Frau Namens Gäa (Erde). Sie erzeugten mit einander die Hekatonchiren d. h. Hundertarmigen, die Cyklopen, das waren Riesen mit Einem Auge auf der Stirne, die Titanen und die Giganten, lauter ungeheuerliche Wesen. Die Cyklopen wurden von ihrem über sie erzürnten Vater in den Tartarus (die Hölle) geschleudert. Das verdroß die Mutter, und sie stiftete ihre andern Kinder an, es zu rächen. Kronos (Saturnus*), der jüngste der Titanen, stieß seinen Vater vom Thron und setzte sich darauf. Dieser nunmehrige Weltherrscher zeugte mit seiner Gemahlin Rhea mehrere Kinder, die Hestia, Demeter, Here, den Pluton und Poseidon; aber er verschlang diese seine eigenen Kinder alle wieder. Als nun die darüber sehr betrübte Rhea ihr Jüngstes, den Zeus geboren hatte, erhielt sie ihn dadurch, daß sie dem Vater statt seiner einen in Windeln gewickelten Stein zum Verschlingen gab. Durch Wirkung eines Trankes mußte derselbe auch alle seine verschlungenen Kinder, die alle noch in ihm lebendig

*) Die eingeklammerten Namen sind die lateinischen.

waren, wieder von sich geben. Darnach stieß ihn Zeus hinwiederum vom Throne, und setzte sich fest darauf. Dieser regierte nunmehr die Welt für die Dauer, aber in Gemeinschaft mit andern Göttern, davon die Höheren fast alle seine Geschwister oder Kinder waren. — Es gab nämlich höhere und niedrigere, oder große und kleine Götter. Die ersten sind folgende:

Zeus (Jupiter). Der Gott des Himmels und Götterkönig. Er hat einen Blitzstrahl (Donnerkeil) in seiner Rechten und einen Adler neben sich, wenn er nicht auf ihm reitet. — Poseidon (Neptun). Der Gott des Meeres. Er fährt auf einem von Meergöttern gezogenen Muschelwagen über die Wellen, und hält einen gewaltigen erderschütternden Dreizack in der Hand. — Pluton (Pluto). Der Gott der Unterwelt. Er beherrscht das dämmerige Reich der Schatten. — Apollon (Apollo). Der Gott der Weissagung und der Künste, insonderheit der Dichtkunst. Ist der Schönste der Götter. Er spielt die Laute. — Ares (Mars). Der Gott des Kriegs. Ein schrecklicher Gott. Seine Lust ist, in der Schlacht zu toben. — Hephästos (Vulkan). Der Gott des Feuers oder eigentlich der Feuerarbeiten. Er hat seine Werkstätten in den feuerspeienden Bergen, und gebraucht die wieder freigewordenen Cyklopen als Schmiedknechte. — Hermes (Merkur). Der Gott der schlauen Beredsamkeit und zugleich der Götterbote, welcher den Menschen den Rath und Willen der Himmlischen mittheilt. Er hat Flügel an den Sohlen. — Dionysos (Bacchus). Der Gott des Weins. Mit einem Kranz von Weinlaub um die Schläfe. Er wurde mit wilden rasenden Festlichkeiten verehrt. — Here (Juno). Des Zeus Gemahlin wie Schwester, Himmelskönigin und Göttin der Ehe. Sie hat eine hohe stolze Gestalt und besonders stolze Augen, und den Pfau neben sich. — Hestia (Vesta). Die Göttin des häuslichen Heerdes und häuslichen Glückes. In ihren Tempeln brannte ein ewiges Feuer. — Demeter (Ceres). Die Göttin des Getreides. Den Menschen besonders

befreundet. Sie trägt einen Aehrenkranz um das Haupt. — Pallas mit dem Zunahmen Athene (Minerva). Die Göttin der Weisheit. Zeus' liebste Tochter, die mit Helm, Schwert und Speer aus seinem Haupte herausgesprungen ist. Sie hat die Eule zum Sinnbild. — Artemis (Diana). Die Göttin der Jagd. Wird mit Halbmond und Hirschkuh abgebildet. — Aphrodite (Venus). Die Göttin der Liebe. Die Schönste aller Göttinnen. Sie ist Zeus Tochter, aber aus dem Schaum des Meeres geboren.

Diese hohen Götter bewohnten, mit Ausnahme von Zweien, für gewöhnlich den Olymp oder die Himmelsburg, die man sich zuerst auf der Spitze des in den Himmel ragenden Thessalischen Berges Olympos dachte, dann aber noch weiter hinauf in den Aether rückte. Sie kamen aber von dannen fleißig auf die Erde herunter. Poseidon hatte jedoch seinen krystallenen Pallast in des Meeres Tiefe, und Pluton seine Residenz im Elysium der Unterwelt.

Außer diesen Götterobern gab es aber noch eine Menge geringerer Gottheiten: Hebe, die Göttin der Jugend, Iris, die Götterbotin, Eos, die Göttin der Morgenröthe, die neun Musen oder Kunstgöttinnen, die den Apollon begleiteten, die drei Chariten (Grazien) oder Göttinnen der Anmuth, welche die Aphrodite umschweben, Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, Nemesis, die Göttin der Vergeltung, die Eumeniden (Furien) oder Rachegöttinnen mit Schlangenhaaren, Eris, die Göttin der Zwietracht, Pan, der Schutzgott der Fluren und Hirten, Nymphen oder Wassergöttinnen, Oreaden oder Berggöttinnen, Dryaden oder Baumgöttinnen u. s. f. Die ganze Natur war den Griechen mit Gottheiten beseelt.

Weiter hatten sie noch sogenannte Halbgötter; berühmte Menschen, wie Herakles, welche nach ihrem Tode unter die Himmlischen aufgenommen wurden.

Die Griechen dachten sich ihre Götter gern in den schönsten Gestalten, und überhaupt hat ihre Religion viel Reiz und Anmuth für den natürlichen Sinn, daß man

sie auch „die Religion der Schönheit" genannt hat. Aber ächtschön waren diese eingebildeten Wesen nicht, und in der That lieblich und erquicklich war diese Religion nicht. Die Götter der Griechen hatten alle menschlichen Gebrechen und Leidenschaften; sie logen und betrogen; sie trieben Hurerei und Ehebruch; sie lagen einander beständig in den Haaren, so daß der Vater Zeus oft nicht wußte, wie er mit den Widerwärtigen zurechtkommen sollte. Und so lernten die Griechen von denen selbst, die sie anbeteten, Sünde und Laster. Und wie konnte das arme Menschenherz bei den ewig mit einander streitenden Göttern Trost und Ruhe finden? Hatte es den einen Gott zum Freund, so hatte es den andern zum Feind; und die Freundschaft des geneigten Gottes war nicht verläßig; durch das geringste Versehen konnte sie verloren werden. Um so weniger konnte das Herz bei ihnen Trost und Friede finden, da über den Göttern, sogar über Zeus, noch eine dunkle Macht waltete, die sie Moira d. i. Schicksal nannten, welche sich feindlich gegen Götter und Menschen hielt, und von der die letztern oft blindlings zu schauerlichen Handlungen und in gräßlichen Jammer hingerissen wurden.

Die schöne Religion der Griechen war eben doch nichts anderes, als ein unheimliches, trostloses und verderbliches Götzenthum. Furcht und Schrecken, nicht Liebe und Vertrauen herrschte bei ihr, so lange sie kräftig auf die Seelen wirkte, also daß man selbst mit Menschenopfern den Zorn der Hohen zu stillen suchte; bis man späterhin freilich mit den eiteln Gebilden der eigenen Phantasie mehr nur spielte, wobei aber auch keine Liebe und kein Vertrauen, überhaupt kein wahres Leben statthaben konnte.

Uebrigens hatte diese Religion allerdings auch noch einige Lichtblicke. Der Eid, über den Zeus wachte, war heilig. Die Gastfreunde, die Fremdlinge, die Armen und Hilfesuchenden standen unter dem besondern Schutze dieses höchsten Gottes ꝛc. Der Tempel zu Delphi hatte die Aufschrift: „Lern' dich selbst kennen!" Man kannte seine Sündhaftigkeit und Strafwürdigkeit im Allgemeinen, und

suchte sich mit vielen Opfern und Gebeten zu reinigen. Man war noch so klug, eine Fortdauer nach dem Tode und eine jenseitige Vergeltung zu glauben, wenn man sich gleich davon wieder heidnische Vorstellungen machte.

Noch ein paar Worte von dem Jenseits der Griechen. Das dachten sie sich aber in der Tiefe der Erde, und nannten es darum Hades oder Unterwelt. Diese bestand aus zwei Orten, einem seligen, dem Elysium, und einem unseligen, dem Tartarus. Wenn nun ein Mensch gestorben und begraben war, so gieng seine Seele als Schatten in den Hades hinab. Da kam sie an den Fluß Styx, über welchen sie der alte Geisterschiffer Charon in einer Fähre setzte. Jetzt wurde sie vor den Todtenrichter Minos geführt, der über ihr vergangenes Leben das Urtheil fällte. Wurde sie freigesprochen, so durfte sie über den Fluß Lethe, aus dem sie Vergessenheit alles in der Welt erduldeten Leides trank, in's Elysium gehen, wo sie mit dem Herrscher Pluton und allen dahin vorangegangenen Seelen stete Freuden zu genießen hatte, welche jedoch, das ist bemerkenswerth, Keinem so wünschenswerth schienen, als das Leben oben auf der Erde im Licht der Sonne. Dagegen mußte die verurtheilte Seele über einen Feuerstrom in den Tartarus, wo sie erschreckliche und unendliche Qual auszustehen hatte. — Den Verdammten wurde nichts geschenkt. Da mußte Sisyphus keuchend einen großen Stein den Berg hinaufwälzen; und wenn er eben in der Höhe war, rollte jedesmal der Stein zurück, und er mußte ewig die saure Arbeit von Neuem beginnen. Tantalus stand, von Hunger und Durst gefoltert, mit halbem Leib im Wasser, über das sich ein Zweig mit reizenden Früchten hereinbog; so oft er aber nach den Früchten griff, bog sich der Zweig zurück, und so oft er sich bückte zu trinken, wich das Wasser zurück, so daß er im ewigen Anschauen der Labung ewigen Hunger und Durst leiden mußte. Ixion war auf ein stets kreisendes Rad geflochten, wobei ihm gierige Geier unaufhörlich die Leber abfraßen, die immer wieder nachwuchs. —

Ich erzähle jetzt einige Geschichten aus der Urzeit der Griechen, welche uns von Dichtern derselben mitgetheilt werden. Wirkliche Geschichte ist wohl in jeder enthalten, am meisten in der letzten, aber sichtlich mit der Fabel verwoben. Möge sich der werthe Leser das Erzählte auseinander legen, wie er will.

## Herakles (Herkules).

Das ist der hochgefeierte Name eines Helden von übermenschlicher Kraft und Wohlthäters der Menschheit, dessen Dasein in die Jahre 1280 bis 1230 v. Chr. gelegt wird. Herakles war der Sohn des Zeus, welcher sich auch in irdische Verbindungen einließ, und der Königin Alkmene von Tiryns im Peloponnes. Die über seine Geburt erzürnte Here wollte ihn noch in der Wiege durch zwei gesandte Schlangen tödten; aber der Säugling erdrückte sie mit seinen Händen. Als Jüngling stand er einst an einem Scheidewege, wo ihm rechts die Tugend, links das Laster winkte. Er entschied sich für die Tugend. Nun widmete er sein Leben dem schönen Berufe, die Welt von allem Schädlichen und Verderblichen zu befreien. Er zog weit umher und säuberte die Gegenden von Ungeheuern, wilden Thieren ꝛc., daß die Menschen friedsam wohnen könnten. Dabei verfolgte ihn die Göttin Here unausgesetzt, aber Pallas beschützte ihn. Einst indessen, in einem Anfall von Wahnsinn, erschlug er seine eigene Frau und seine acht Kinder. Um diese That zu sühnen, hieß ihn das Orakel dem Könige Eurysthens von Tiryns, welcher den ihm selbst gebührenden Thron eingenommen hatte, zwölf Jahre zu dienen. Er thut es ohne Murren und vollbringt in diesem Dienst die schweren zwölf Arbeiten, welche der König ihm aufgibt: Er erwürgt zwischen seinen Knieen den gewaltigen Nemeischen Löwen, dessen Haut er von dem an trägt; er tödtet die hundertköpfige Lernäische Schlange, deren letztes unverletzliches Haupt er in die Erde gräbt; er bewältigt den furchtbaren, alles verwüstenden Erymanthischen Eber; er fängt den wind-

schnellen Hirsch der Artemis mit goldenem Geweih; er schießt die gräßlichen Stymphalischen Vögel mit Pfeilen aus der Luft; er erbeutet das kostbare Wehrgehenk der Amazonenkönigin Hippolyte; er säubert den von 3000 Rindern bewohnten und dreißig Jahre nicht gemisteten Stall des Augias in Einem Tag, indem er einen Fluß hineinleitet; er bändigt den wüthenden Kretischen Stier; er bringt die feuerspeienden Rosse des Diomedes von Thrazien; er erschlägt den dreiköpfigen Riesen Geryon und treibt seine Rinder vom fernen Meere her; er holt die goldenen Aepfel der Hesperiden am atlantischen Ocean, die ein Drache hütete; er steigt sogar in den Hades hinab, ergreift den Höllenhund Cerberus und trägt ihn auf seinen Schultern herauf, dessen Anblick jedoch Eurystheus nicht ertragen kann, so daß er ihn wieder an seinen Ort schaffen muß. Dieser starke Held war aber zu anderer Zeit und in anderer Weise auch schwach. Er saß auch am Spinnrocken der Königin Omphale von Lydien. Er blieb seiner neuen Gattin Dejanira nicht treu, und seine Untreue bereitete ihm ein schauriges Ende. Sie sandte ihm ein vergiftetes Hemd, das ihr der Centaur (ein Geschöpf halb Mensch halb Pferd) Nessus als ein Mittel gegeben hatte, des Gatten Liebe zu erhalten; kaum hatte er es angezogen, so empfand er solche unerträgliche Schmerzen, daß er auf dem Berge Oeta einen Scheiterhaufen zusammentrug und sich selbst darauf verbrannte. Aus den Flammen aber schwebte er, gereinigt von allen irdischen Schlacken, zum Olymp empor, wo er unter die Götter eingereiht wurde und die Tochter der nun versöhnten Here, Hebe, die Göttin der ewigen Jugend, zur Gemahlin erhielt. — Diese Heraklessage ist besonders deßhalb geschichtlich merkwürdig, weil außer den Griechen noch viele Völker des Alterthums ihren Herakles haben, von dem sie Aehnliches erzählen, und der Heraklesgottesdienst weit auf Erden verbreitet gewesen ist.

## Der Argonautenzug.

Viel wurde auch im griechischen Volke vom Argonautenzug geredet, der im Jahr 1250 v. Chr. geschehen sein soll.

Fern zu Kolchis am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres war ein wunderbares goldenes Vließ oder Widderfell, das der König Aeëtes in einem Haine durch einen feuerschnaubenden Drachen verwahrte. Der thessalische Königssohn Jason lud alle hellenischen Helden zu dem kühnen Unternehmen ein, dorthin zu schiffen und das kostbare Gut zu erbeuten. Da sammelte sich der Jugend edelste Blüthe, und in einem fünfzigrudrigen Schiffe, Argo genannt — daher der Name Argonauten, d. h. Argoschiffer — fuhren sie dahin. Sie gelangten glücklich durch den Hellespont (Straße der Dardanellen), die Propontis (Meer von Marmora), den Bosporus (Meerenge von Konstantinopel) und über die stürmischen Fluthen des Pontus Euxinus, oder des Schwarzen Meeres, hinüber an den erstrebten Ort. Mit Hilfe der Tochter des Königs Aeëtes, der Zauberin Medea, überwindet Jason alle Schwierigkeiten, erobert nach Erlegung des Drachen das Vließ, und fährt in der Nacht mit demselben und der Medea davon. Der König setzt ihm nach. Sie sehen schon seine Segel. Da zerstückelt Medea ihren kleinen Bruder Absyrtus, den sie mitgenommen, und steckt dessen Haupt und Hände an einem vorspringenden Felsen aus, indem sie seine Glieder umher zerstreut. Der nahende Vater erkennt den Sohn, und während er jammernd dessen Glieder zusammensucht, um sie zu bestatten, damit doch die Seele des Kleinen Ruhe habe, gewinnt die Argo den Vorsprung und kommt nach mancher Irrfahrt heim.

Ein Theilnehmer an diesem Zuge war Orpheus, der als unvergleichlicher Sänger im Munde des Volkes blieb. Wenn er zu seiner Harfe sang, so legten sich die wilden Thiere zahm zu seinen Füßen, die Flüsse hielten im Laufe an, und die Wälder tanzten vor Lust. Als ihm seine Gattin Eurydice starb, da stieg er in die Unterwelt hin-

unter und sang so rührend um sie, daß er die Herzen der Hadesgötter erweichte, und die Geliebte zurückempfieng.

Ein anderer Held des Argonautenzuges war Theseus, des attischen Königs Aegeus kraftvoller Sohn. Damals mußte Attika (eine Landschaft in Mittelgriechenland) dem mächtigen Könige der Insel Kreta, Minos, zu bestimmten Zeiten einen Tribut geben, aber nicht an Geld, sondern sieben junge Knaben und sieben zarte Mägdlein, welche in ein Labyrinth gethan wurden, wo sie dem Minotaur, einem halb Mensch, halb Stier gestalteten Ungeheuer zur Speise dienten. Das konnte Theseus nicht länger ertragen; er reiste, zehn Jahre nach der Argonautenfahrt (1240), zum Minos, und bat ihn, den schrecklichen Tribut aufzuheben. Dieser versprach es, jedoch unter der Bedingung, wenn er den Minotaur erlegen und den Ausgang aus dem Labyrinthe finden würde. Theseus nahm sie an. Vor dem Ungeheuer fürchtete er sich nicht; aber über die Zurechtfindung aus den Irrgängen des unterirdischen Baues war ihm bange. Allein da half auch ihm des Königs Tochter, Ariadne hieß diese, und ohne alle Zauberei. Sie steckte ihm — ein Zwirnsknäuel zu. Er befestigte den Faden am Eingang, und stieg nun getrost hinein und drinnen herum. Endlich traf er auf das Scheusal; es sperrte den blutigen Rachen gegen ihn auf; aber er steckte ihm sein Eisen hinein. Nach vollbrachter Heldenthat wickelte er wohlgemuth seinen Faden wieder auf, und fand sich durch alle verschlungenen Gänge ohne Mühe an's liebe Tageslicht heraus. Er hatte seinem Volk einen großen Dienst gethan, und schied mit der Ariadne, die er zur Gemahlin nahm, fröhlich von dannen.

## Oedipus.

Die nun folgende Geschichte erzähle ich nur, um den werthen Lesern zu zeigen, wie sich jene armen Leute von ihren Göttern so übel berathen, wo nicht getäuscht und verspottet und von der dunkeln Moira hingerissen sahen. Ich rede von dem, was sie berichteten und glaubten.

Dem Könige Laïos von Theben (in Mittelgriechenland) verkündigte ein Orakel, daß ihn einst sein eigener Sohn um's Leben bringen werde. Da ihm nun seine Gattin Jokaste einen Sohn, den Oedipus, gebar, ließ er ihn, um das Geweissagte abzuwenden, durch einen Diener in den Wald tragen (aussetzen). Es findet aber Einer das Kind noch lebend, und bringt es an den Königshof zu Korinth, wo es auferzogen wird. Als nun Oedipus erwachsen ist, ermahnt ihn ein Orakelspruch, er solle sein Vaterland fliehen. Die Götter warnen ihn also vor seinem Vaterland, sagen ihm aber nicht, welches es sei; und weil er Korinth dafür hält, begibt er sich von dort weg, und reist — nach Theben, seinem wirklichen Vaterlande. In einem Engpaß begegnet ihm ein Greis, der ihm mit stolzen Worten auszuweichen gebeut. Der Stolz verletzt den Jüngling; er geräth mit dem Greise in Streit und tödtet ihn, und — das war sein Vater! — Damals saß an einem Bergwege bei Theben eine grausame Sphinx, welche allen Vorüberkommenden ein Räthsel aufgab, und sie, wenn sie es nicht lösen konnten, was noch keinem gelungen, in die Tiefe schleuderte. Das Räthsel lautete: „Welches Thier geht am Morgen auf vier, am Mittag auf zwei und am Abend auf drei Füßen?“ Oedipus errieth es; er sprach: „Das ist der Mensch!“ (Er geht am Morgen des Lebens auf allen Vieren und gebraucht am Abend desselben noch den Stab.) Sogleich stürzte jetzt die Sphinx sich selbst in den Abgrund, und das Land war von ihren Schrecken frei. — Die dankbaren Thebaner setzten den Oedipus an die Stelle des todtgefundenen Königs und gaben ihm zugleich die Königswittwe zur Gemahlin, und — das war seine Mutter. Nun kam Unglück und Wehe über das ganze Land, und Niemand wußte, ob welcher Schuld? bis ein Seher das furchtbare Geheimniß enthüllte, worauf Jokaste sich erhängte, und Oedipus sich die Augen ausstach und fortan als blinder Bettler umherirrte, um die Eumeniden zu versöhnen.

## Der Trojanische Krieg.

(1194—1184 v. Chr.)

Die Stadt Troja, auch Ilion genannt, lag vorn in Kleinasien, nicht weit unter dem Eingange des Hellespont.

Eris, die Göttin der Zwietracht, warf einst, als Here, Pallas und Aphrodite bei einander standen, einen goldenen Apfel unter sie, der die Aufschrift hatte: Der Schönsten! Jede von den Dreien wollte nun die Schönste sein und den Apfel haben; sie stritten mit einander, und der König Zeus sollte entscheiden. Diesem war nicht wohl dabei, und er schickte die Göttinnen von sich zu dem trojanischen Prinzen Paris, welcher sich gerade auf dem Berg Ida befand. Paris sah sich plötzlich von den göttlichen Gestalten umringt, die ihren Handel vorbrachten, und deren jede ihm etwas versprach, wenn er zu ihren Gunsten urtheilen würde; Here verhieß ihm Macht und Herrlichkeit, Pallas Weisheit, Aphrodite die schönste Frau. Paris sprach den Apfel der Letzten zu, worüber die Andern natürlich sehr ungehalten waren. Indessen half ihm Aphrodite, daß er das schönste sterbliche Weib, Helena, die Ehegattin des Königs Menelaus von Sparta (im Peloponnes), entführte.

Nun, das Bisherige ist handgreiflich eine Mythe (Sage), und mag am Ende nichts daran wahr sein, als daß der Prinz die Königin entführt hat. Aber das Folgende ist gewiß der Hauptsache nach Geschehenes. Menelaus grämte sich sehr über den Raub seiner Gemahlin; sein Bruder Agamemnon von Argos, der mächtigste der griechischen Könige, war darüber empört; auch die andern Fürsten Griechenlands fühlten sich ob der frevelnden That in ihrem Lande höchlich entrüstet und an ihrer Ehre verletzt. Fast Alle rüsteten sich zum Kriegszug gegen Troja; außer dem Rachegefühl reizte auch Abenteuerlust und Beutesucht zur Theilnahme. Unter Anführung des Agamemnon lief eine Flotte von mehr denn tausend Schiffen nach Kleinasien hinüber. Der Aelteste unter den

Helden war Nestor aus Pylos, der Verschlagenste Odysseus (Ulysses) von Ithaka, der Stärkste Achilleus, der Myrmidonenfürst. Drüben aber erwartete sie auch kein schwacher Feind. Priamus, des Paris Vater, war einer der mächtigsten damaligen Herrscher, sein Troja wohlbefestigt mit Mauern und Thürmen, eine Menge asiatischer Fürsten ihm zur Hilfe; und an seinem ältesten Sohne, Hektor, hatten sie einen gewaltigen, trefflichen Führer.

Zehn Jahre lang lag das griechische Heer vor der Stadt, ohne sie erobern zu können. Man kämpfte dort auch nicht in großen, entscheidenden Schlachten. Morgens thaten die Thore der Belagerten sich auf, und kühne Helden kamen heraus, und aus dem feindlichen Lager kamen ihnen kühne Helden entgegen, und sie kämpften einzeln, Mann gegen Mann. Sie standen auf Streitwagen, schleuderten ihre Speere und schoßen ihre Pfeile auf einander; das Schwert ward nur selten gebraucht. So kämpften sie manchen Tag vor Troja, und unsichtbar stritten hier und dort grimmigen Muthes ihre Götter mit. Viele der Sterblichen von beiden Seiten sanken in des Todes Staub herab, aber zur Entscheidung gedieh es nicht; die trojanischen Krieger waren noch nicht so dünne geworden, daß die Griechen sich an die Mauern gewagt hätten.

Lange Zeit war auch der Hauptarm der Griechen müßig, „der göttergleiche Achilleus." Er entzog sich grollend dem Kampfe, weil ihn „der Herrscher der Männer," Agamemnon, beleidigt hatte. Als aber, im zehnten Jahre, Hektor seinen Waffenbruder Patroklus fällte, da brach er schnaubend hervor, würgte den ganzen Tag unter den Trojanern, und suchte, lechzend nach Sühneblut, den Tödter seines Herzensfreundes. Hektor wich dem Wüthenden aus bis zum Abend, wo er sich von ihm finden ließ. Achilleus jauchzte auf vor Freude. Sobald aber jener den Schrecklichen näher erblickte, ergriff auch ihn, den Tapfersten des Troergeblütes, eine unbezwingliche Furcht. Er flieht, und dreimal jagt ihn Achilleus um Ilions Mauern. Endlich hält Hektor still und

erwartet den Feind. Achilleus schleudert die Lanze nach ihm; Hektor fällt in die Kniee und der Todesspeer saust über seinem Kopfe weg. Jetzt erhebt sich Hektor und schleudert seine Lanze in des Gegners Schild, daß er kracht; aber sie dringt nicht durch. Achilleus zieht sie heraus und bohrt sie dem Hektor durch die Kehle. So sinkt der edle Held, indem er sterbend noch den Sieger anfleht, seinen Leichnam nicht zu schänden. Doch des Göttergleichen Zorn ist noch nicht gestillt; er bindet den Leichnam mit den Fersen an seinen Wagen fest, und schleift ihn unter der Wehklage des von den Mauern schauenden Trojanervolkes um die Stadt herum in's griechische Lager, wo der Jämmerlichentstellte unter freiem Himmel hingeworfen wird. — In tiefer Nacht öffnet sich des Achilleus Gezelte. Der greise Priamus schwankt herein, wirft sich vor ihm nieder, und fleht weinend um die Leiche des Sohnes, daß er sie ehrlich bestatte. Des Alten Thränen überwanden Achilleus Zorn. — Aber auch er, der Tapferste von Allen, sank vor Troja hin. Paris, der Frauenräuber, erschoß ihn mit dem Pfeile. Und so hätten die Griechen vielleicht nie die feindliche Stadt gewonnen, wenn nicht der listige Odysseus Rath erfunden hätte.

Dieser ließ ein ungeheures Pferd von Holz zimmern, in dessen hohlen Bauch er sich mit einer Schaar Krieger versteckte. Dieses Roß stand eines Morgens vor Troja; die Griechen aber waren verschwunden. Sie waren auf ihren Schiffen davon, als ob sie, am Erfolg ihres Unternehmens verzweifelnd, die Belagerung aufgegeben hätten; allein sie hatten sich nicht weiter als bis zur nahen Insel Tenedos entfernt. Die Trojaner strömen fröhlich auf's leere Kampffeld heraus. Das Roß staunen sie an, und Manche schöpfen Verdacht. Diesen besiegte ein zurückgebliebener Grieche, Sinon, welcher sich sehr schlau als Ueberläufer anstellte, und von dem Pferde aussagte: „die Griechen hätten es auf der Götter Befehl gebaut, und wenn es in Troja aufgestellt würde, so werde die ärgste Gegnerin der Stadt, die Göttin Pallas, mit ihr versöhnt;

darum hätten es die Griechen so groß gemacht, daß es nicht durch die Thore gehe." Jetzt brechen die Trojaner eine Oeffnung in ihre Mauer, und ziehen das Pferd frohlockend hinein. Der übrige Theil des Tages geht unter Opfer, Schmaus und Tanz dahin. Aber mitten in der Nacht öffnet sich das hölzerne Unthier; die griechischen Helden steigen heraus, brennen und morden. Und das wiedergelandete Heer strömt durch die offene Mauer herein, brennt und mordet. Entsetzliche Verwirrung der aus tiefem Schlafe aufgeschreckten Trojaner! Der alte Priamus flieht mit seinen Söhnen in den Tempel, und wird mit ihnen am Altare niedergestoßen. Die Frauen werden gefangen und zur Vertheilung weggeführt. Die Stadt wird vertilgt. Nur der trojanische Prinz Aeneas entkommt mit einer Schaar seines Volkes auf Schiffen. Helena, die Treulose, „die Ursächerin alles Unglücks," wird von Menelaus wieder angenommen.

Diese Geschichte hat der alte Dichter Homer in einem großen und herrlichen Heldengedichte, die Iliade betitelt, besungen. Homer, aus der klein-asiatischen Stadt Smyrna gebürtig, lebte zwischen 1000 und 900 v. Chr. Geburt. Er zog als ein blinder Harfenspieler in den Ländern umher, und sang sein Heldengedicht in einzelnen Stücken dem lauschenden Volk zur Harfe. Er hat noch in einem andern solchen Gedicht, die Odyssee überschrieben, die Heimkehr des erfindungsreichen Odysseus besungen, welcher, von den feindlichen Göttern verfolgt, zwanzig Jahre lang in aller Welt herumirrte, bis er wieder zu seiner felsigen Insel Ithaka gelangte. Homer ist der älteste aller griechischen Dichter, von denen wir Werke haben, und der größte unter ihnen Allen.

# V. Die Israeliten, das Volk der Wahl.

Was von den andern Völkern und Ländern bis auf Samuel zu berichten war, das habt ihr vernommen; wir gehen nun wieder in's Verheißungsland zum Volke der Wahl (s. Abschn. III.). Wir freuen uns daß wir hier aus der mit Fabeln durchflochtenen Geschichte heraus sind, und wieder lauter sichere, von Gottes Wort verbürgte Nachricht haben.

## § 1.

## Israel unter menschlichen Königen.

Es war bei diesem Volke die rechte Gestalt einer Theokratie, mit Gott allein als König, vorüber; es hatte nun einen menschlichen König, und unter solchen Königen blieb es bis zu seinem Verfalle. In diesem Paragraphen reden wir von Israel, so lange es noch Ein Reich ausmachte.

### Saul, 1090—1055 v. Chr.

Saul war also der erste menschliche König Israels. Nachdem der hohe Mann von Samuel gesalbt war, bestieg er jedoch nicht gleich einen königlichen Stuhl, sondern gieng nach Hause und betrieb seine Wirthschaft wie zuvor. Aber nach etlicher Zeit wurde er hervorgerufen. Nahas, der Ammoniterkönig, belagerte die israelitische Stadt Jabes, und drohte, wenn er sie erobert hätte, allen Bewohnern das rechte Auge auszustechen. Da sandten sie in ihrer Angst Boten um Hilfe gen Gibea zu dem Gesalbten. Saul kam eben hinter seinen Rindern vom Felde her, und traf die Boten, wie alles Volk um sie her stand und über ihrem Berichte weinte. Da gerieth der Geist des HErrn über ihn; und er schickte in alle Grenzen Israels, die wehrhafte Mannschaft zum

Kriegszug aufzubieten. Es fiel auch eine Furcht vom HErrn auf Israel, daß sie alle auszogen wie Ein Mann, 300,000 Streiter. Mit diesem großen Heere überfiel Saul die Ammoniter, und schlug sie gewaltig darnieder. Von den Ueberlebenden blieben nicht zween bei einander. Saul aber hatte große Ehre bei seinem Volk.

Doch das Wohlgefallen Gottes behielt er nicht. Israels Könige sollten doch nicht eigenmächtig, wie der Heiden Könige, sondern nach dem göttlichen Gesetze regieren, und Saul sich insonderheit von dem Propheten Gottes, Samuel, berathen lassen. Aber er ward stolz, wollte nichts von Beschränkung wissen, und that, was ihm gefiel. So wartete er bei einem Kriege mit den Philistern nicht auf Samuels Ankunft zu dem Opfer, durch welches der göttliche Beistand erbeten werden sollte. So schonte er bei einem Sieg über die Amalekiter den gefangenen König Agag, und behielt das beste Vieh zur Beute, während nach Gottes Befehl Alles verbannet (getödtet) werden sollte. Samuel trat zu ihm und sprach: „Meinest du, daß der HErr mehr Lust habe am Opfer, als am Gehorsam Seiner Stimme? Siehe, Gehorsam ist besser denn Opfer. Weil du des HErrn Wort verworfen hast, so hat Er dich auch verworfen." Und er verkündigte ihm, daß das Königreich von seinem Hause genommen werden sollte. Dann gieng der Mann Gottes an seinen Ort nach Rama und sah den König nicht mehr. Er trauerte aber lange und tief, daß Saul Gottes Gnade verscherzt habe.

Gott sandte den grauen Samuel gen Bethlehem im Stamme Juda; denn aus dem Hause Isai dort habe Er sich Einen zum künftigen Könige Israels ersehen. Der Prophet ließ sich alle gegenwärtigen sieben Söhne Isais vorstellen; aber bei jedem sprach der HErr zu ihm: Dieser ist's nicht! Isai muß noch den Jüngsten, den David, von den Schafen heimholen lassen. Als dieser, ein braungelockter Jüngling mit schönen Augen und von guter Gestalt, erschien, sprach der HErr zu ihm: Auf und salbe ihn, denn der ist's! Und Samuel nahm sein Oelhorn,

und salbte David mitten unter seinen Brüdern. Und der Geist des HErrn kam auf den Gesalbten von dem Tage an und fürder.

Ueber Saul aber kam ein böser Geist, der ihn sehr unruhig machte. Da begehrte er nach Einem, der es wohl könnte auf Saitenspiel. Der junge David war als vortrefflicher Harfner und Sänger bekannt; der wurde zu ihm geführt. Und wenn er so schön auf der Harfe spielte, so erquickte sich Saul, und der böse Geist wich von ihm auf eine Zeitlang. Es ist eine heilsame Kraft auch in der Musika; aber nicht in der losen weltlichen, in den Walzern und Drehern unsrer Tage. Saul gewann den David sehr lieb, und machte ihn zu seinem Waffenträger.

Es geschah aber, daß die Philister ihre Heere sammelten zum Streit wider Israel, und Saul zog mit seinen Mannen gegen sie aus. Unter diesen waren drei Brüder Davids; er aber gieng wieder heim, zu hüten die Schafe seines Vaters. Unter den Philistern befand sich ein furchtbarer Riese, mit Namen Goliath, sechs Ellen und einer Hand breit groß, und ganz in Erz gekleidet; der Schaft seines Spießes war wie ein Weberbaum. Dieser schritt täglich hervor und forderte einen Feind zum Zweikampf heraus, und höhnte Israel und Israels Gott. Der König versprach dem, der den Riesen bezwingen würde, großen Reichthum und seine eigene Tochter zum Weibe; allein da war Keiner, dem ein Muth in's Herz gekommen wäre. Dazumal ward David von seinem Vater in's Lager gesendet, seinen Brüdern frische Brote und Käse zu bringen. Er hört des Philisters Trotz und sieht Israels Zagheit, und sein Herz entbrennt ihm. Er erbietet sich gegen den König, mit dem Riesen zu streiten. Saul spricht: „Du bist ein Knabe noch!" Aber David bezeugt, daß er Löwen und Bären erwürgt, die in seine Heerde gefallen, so werde der HErr ihm auch gegen den Philister helfen; da ließ ihn der König gehen. Nicht in eherner Rüstung, nicht mit eisernen Waffen, nur mit Stab und Schleuder und fünf glatten Steinen in der Hirtentasche

trat David dem schrecklichen Feinde entgegen. Der rief ihm zu: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit einem Stecken zu mir kommst?“ und fluchte ihm und drohte, sein Fleisch den Vögeln zum Fraße zu geben. David aber sprach: „Du kommst zu mir mit Schwert, Schild und Spieß; ich aber komme zu dir im Namen des HErrn, des Gottes Israels, den du gehöhnet hast!“ Und er legte einen Stein in seine Schleuder, lief eilends auf den Philister zu und schleuderte ihm den Stein in die Stirne, daß er zur Erde fiel, und sprang hinzu, riß ihm sein eigen Schwert aus der Scheide, und hieb ihm damit den Kopf ab. So siegte David im Glauben. Als aber die Philister sahen, daß ihr Stärkster todt war, flohen sie entsetzt; und Israel jagte ihnen nach und schlug sie, daß sie weithin das Land bedeckten.

Saul hatte einen edlen Sohn, Jonathan. Damals verband sich dessen Herz mit Davids Herzen und er gewann ihn lieb wie seine eigene Seele. Und sie machten mit einander einen festen, ewigen Bund der Freundschaft. Darum sagt man von recht innigen, getreuen Freunden: Die sind wie David und Jonathan. Als aber das Heer heimzog von der Philisterschlacht, kamen Israels Weiber im Reigen entgegen, und sangen: Saul hat Tausend geschlagen, aber David Zehntausend. Das verdroß den König sehr, und er fürchtete, noch das Königreich an David zu verlieren; und sah denselben sauer an von dem Tage und fortan. Dieser aber dachte an keine Krone, so lange der Gekrönte lebte, und suchte den Trübseligen durch liebliche Harfentöne zu erheitern. Da, als er einst nach seiner Gewohnheit vor ihm spielte, trieb der finstere Geist den König, den Speer nach ihm zu werfen. Allein er beugte aus, und der Speer fuhr in die Wand. Saul stellte sich wieder freundlich, setzte ihn zum Kriegsobersten, und wollte ihm verheißenermaßen seine Tochter Michal zum Weibe geben, so er sich noch durch ein gefährliches Wagestück auszeichnen würde. Er dachte dabei, daß es dem Kühnen das Leben kosten sollte. Aber David voll-

brachte, was ihm aufgegeben war, und er wurde des Königs Eidam. Saul merkte, daß der HErr mit ihm sei, und fürchtete ihn nur noch mehr und ward sein Feind auf lebenslang. Einst sandte er Bewaffnete zu Davids Haus, ihn zu tödten, und nur mit Hilfe seines Weibes entrann er durch ein Fenster.

Weil David in der Nähe des Königs nicht mehr sicher war, begab er sich von dannen. Er nahm von seinem Jonathan draußen auf dem Felde einen rührenden Abschied. Sie beschworen ihren unvergänglichen Liebesbund; sie küsseten sich und weinten miteinander, David aber am allermeisten. Jonathan aber, wiewohl er wußte, daß nicht er, sondern jener nach des Vaters Tod den Thron besteigen sollte, sprach zu ihm: „Gehe hin mit Frieden; was wir einander geschworen haben, im Namen des HErrn, dabei soll es bleiben!"

Jetzt kam eine Zeit über David, wo der HErr ihn sehr prüfte. Er war ein irrender Flüchtling, bald hie, bald dort, in Feindesland und in Juda's Felsenhöhlen. Sammelten sich etliche hundert Männer um ihn, die ihm gehorchten, so schwebte er doch in steter Gefahr seines Lebens; denn Saul zog gegen ihn mit überlegener Macht aus und verfolgte ihn allenthalben. Aber Gott gab ihn nicht in dessen Hand, denn er suchte Sein Antlitz brünstig. Davids Hauptwaffe war das Gebet. Gegen seinen von Gott gesalbten König, auch gegen den ungerechten, wollte er keine andere Waffe brauchen. Wie gottesfürchtig und edelmüthig er sich gegen denselben bewies, davon haben wir ein paar schöne Beispiele. Saul trat einst, als derselbe mit 3000 auserlesenen Kriegern ihn auf den Felsen der Gemsen suchte, ganz allein in eine Höhle, „um seine Füße zu decken." Er ahnte nicht, daß hinten in der Höhle David mit seinen Männern saß. Die flüsterten: „siehe, das ist der Tag, da der HErr deinen Feind in deine Hände gegeben!" Aber David erwiederte: „Davor bewahre mich Gott, daß ich Seinen Gesalbten antaste!" Er that nichts, als daß er sich leise herbeischlich und

einen Zipfel vom Kleide des Königs schnitt. Als dieser wieder heraus war, gieng er ihm nach und rief: „Wie magst du glauben, daß ich dein Unglück suche? Mein Vater, siehe doch ein Stück deines Rockes in meiner Hand! siehe, daß ich dich nicht erwürgen wollte, da ich wohl konnte. Erkenne, daß ich nicht Böses gegen dich vorhabe: und du jagst mein Leben, daß du es wegnehmest!" Saul hob seine Stimme auf und weinte, und sprach: „Mein Sohn David, du bist gerechter als ich. Der HErr vergelte dir Gutes für diesen Tag!" Und er zog heim. — Allein der böse Geist ließ ihm keine Ruhe; er suchte David von neuem, dießmal in der Wüste Siph. Da schlich sich dieser einst in der Nacht mit seinem Gefährten Abisai mitten in Sauls Lager, wo alles im tiefen Schlafe lag. Abisai wollte den König erstechen; aber David wehrte ihm, und sprach: „Wer kann ungestraft seine Hand an den Gesalbten des HErrn legen?" Er nahm nur des Königs Spieß und Wasserbecher, und gab sich damit von einer jenseitigen Höhe zu erkennen. Damals rief ihm Saul herüber: „Ich habe gesündigt! Komm wieder zu mir, mein Sohn David; ich will dir kein Leids mehr thun!" Allein er kannte den wankelmüthigen Mann, und zog seine Straße.

Es gieng mit Saul nun bald zu einem schauerlichen Ende. Ein neuer Krieg mit den Philistern brach aus. Er hatte ein verzagtes Herz. Der HErr gab ihm kein Licht und keinen Trost mehr. Da suchte er Rath bei einer Todtenbeschwörerin zu Endor. Gott ließ ihm da durch eine besondere Erscheinung in Gestalt des Samuel seinen nahen Untergang verkündigen. Es kam zur Schlacht. Die Israeliten unterlagen gänzlich. Drei Söhne des Königs, auch der herrliche Jonathan, fielen. Saul, in Verzweiflung, stürzte sich selbst in sein Schwert.

Als David die Nachricht empfieng, ward er tief bewegt, und sang eine Klage über Saul und Jonathan. „Ihr Töchter Israel, weinet! Wie sind die Helden gefallen im Streit! Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen,

Gilboa! Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan; ich habe große Freude und Wonne an dir gehabt!"

## David (1055—1015 v. Chr.)

Auf Gottes Geheiß begab sich David nach Hebron in Juda, und die Männer dieses seines Stammes riefen ihn sogleich als König aus. Die andern Stämme aber hielten zu Isboseth, einem nachgelassenen Sohne Sauls. Nach sieben Jahren jedoch, als letzterer von seinen eigenen Leuten getödtet war, erkannte ganz Israel den David als Herrscher an. So war Israels Königthum bei dem Stamme, aus welchem nach des sterbenden Jakobs Seherwort der Messias geboren werden sollte, und war bei dem Besten dieses Stammes. David hatte in langer heißer Prüfung als „ein Mann ganz nach Gottes Herzen" sich bewährt.

Er eroberte die Burg Zion zu Jerusalem von den Jebusitern, welche noch unter Juda wohnten. Zu Jerusalem schlug er seine Residenz auf, der Stadt über alle Städte, die der HErr erwählte, daß von ihr Sein Wort über die Welt ausgehen sollte. Sie lag an und auf einem Berge, der rings von tiefem Thal umzogen und drüberhin von höheren Bergen umgeben war, als einem Bilde der göttlichen Umhütung, wie es heißt: um Jerusalem her sind Berge; aber der HErr ist um Sein Volk her von nun an bis in Ewigkeit. Ps. 125. Auf Zion, der einen Anhöhe des Berges, baute sich David ein prächtiges Haus, wozu ihm Hiram, der König von Tyrus, Werkmeister und Cedernholz sandte. Aber nicht darum am meisten war der Berg Zion „ein schöner Zweig, dessen sich das ganze Land tröstete" (Ps. 48.); da hinauf wurde auch das Heiligthum des Volkes, die Bundeslade, gebracht und in einem von Teppichen gebauten Zelte aufgestellt, während die alte Stiftshütte zu Gibeon blieb, woselbst auch noch geopfert wurde. Hier in Zion waren nun aber „zu schauen die schönen Gottesdienste des HErrn;" da wurden „gepredigt die herrlichen Dinge"

von Gottes „ewiger Gnade," die einst wunderbare Hilfe senden würde; da wurden „die Farren der Lippen und Herzen," die Opfer der Anbetung dem ewigen Bundesgotte gebracht; da wurde Er in schönem, von holder Musik begleitetem Gesang mit den unvergleichlichen Psalmen verherrlicht, welche David in der Salbung des heiligen Geistes verfaßte, denn er war nicht blos ein König, sondern auch ein Prophet.

Noch ein prächtigeres Haus als sein Schloß wollte David auf dem Berge bauen, einen Tempel Gottes; allein das gestattete ihm der HErr nicht, denn er sei ein Kriegsmann und habe Blut vergossen. Einen Tempel sollte sein ihm auf dem Thron folgender Sohn bauen, dem es verliehen war, eine ungestörte Friedensregierung zu führen. Dagegen wollte der HErr ihm (dem David) ein Haus machen, Er bestätigte ihm sein Königreich ewiglich, — verstehe recht, er verkündigte ihm, daß von ihm kommen sollte der hohe Verheißene, der ein ewiges Reich unter den Menschen aufrichten würde. So war also David selbst der Träger der großen Verheißung; und alle Propheten von dem an nennen den zukünftigen Messias mit dem Namen „Davids Sohn."

Die große Güte Gottes gegen ihn rührte Davids Herz, daß er dafür auf's demüthigste dankte, aber auch um so weicher und milder gegen die Menschen sich erwies. Er fragte: „Ist auch jemand überblieben vom Hause Sauls, daß ich Barmherzigkeit an ihm thue?" Es fand sich noch ein Sohn seines Jonathan, der lahme Mephiboseth. Er gab ihm den ganzen Acker seines Großvaters, und ließ ihn täglich an seiner Tafel speisen.

Der HErr war mit David. Alle benachbarten Völker, Ammoniter, Moabiter, Edomiter, Ismaeliter, Syrer ꝛc. standen gegen ihn auf; er aber sprach: „Ich verlasse mich nicht auf meinen Bogen, und mein Schwert kann mir nicht helfen! sondern du, HErr, hilfst uns von unsern Feinden, und machst zu Schanden, die uns hassen." Er führte seine Kriege im Namen des HErrn, und überwand

alle seine Feinde. Er erweiterte sein Reich so sehr, daß es vom Euphrat herüber bis ans Mittelmeer und vom Libanon bis herab ans Rothe Meer reichte.

Aber sein großes Glück machte ihn auf eine Zeitlang sorglos; und wehe dem Menschen, wenn er nicht stets in heiliger Furcht wandelt und sich mit täglichem brünstigem Gebete umschirmt. Wir sehen an diesem auserwählten Menschen Gottes, daß er auch einmal tief fallen konnte. Er ward gegen Bathseba, die Frau des Uria, mit unreiner Lust entzündet. Der Mann stand damals im Kriegsheere vor Rabba, der Hauptstadt der Ammoniter. Da nun Davids verbotener Umgang mit dem Weib nicht verborgen bleiben konnte, gab er sich in seiner Verlegenheit dem Bösen noch weiter und so sehr hin, daß er durch seinen Feldhauptmann den Uria in den härtesten Streit stellen ließ, auf daß er erschlagen würde. Uria fiel, und David nahm die Bathseba als sein Eheweib zu sich. Aber die That gefiel dem HErrn übel, und Davids Friede war auf lange dahin. — Gott sandte den Propheten Nathan zu ihm, der ihm zuerst seine Sünde in dem einfachen Gleichniß von einem Reichen vorhielt, welcher einem Armen sein einziges liebes Lamm weggenommen habe. David, der nicht an sich dachte, sondern die Rede buchstäblich faßte, fuhr auf und rief: „Der Mann ist ein Kind des Todes!" Da sprach Nathan zu ihm: „Du bist der Mann!" Und er strafte sein Verbrechen hart im Namen des HErrn. Da war der König gebrochen und zerknirscht; er lag im Staub und flehte: Gott sei mir gnädig ꝛc. Ps. 51. Es ist auch ein erhebender Anblick, wenn ein mächtiger Fürst von seinem Unterthan sich strafen läßt, und tief in der Asche Buße thut. Gott wendete dem Reumüthigen wieder Seine Gnade zu: aber er mußte nicht blos durch das Wort gezüchtigt werden. Schwer betrübte ihn das Hinsterben seines ersten Kindes von der Bathseba. Noch größeres Herzeleid brachte ihm eine Schandthat seines Sohnes Amnon und ihre blutigen Folgen. Am bittersten ward ihm durch die Empörung seines Sohnes Absalom eingeschenkt.

Absalom war ein Mann, wie kein andrer in ganz Israel so schön; von seiner Fußsohle bis zu seinem Scheitel war kein Fehl an ihm. Dieser umgab sich mit Wagen, Rossen und Trabanten, wie es beim eiteln Volke Eindruck macht. Auch zeigte er sich den Leuten gar freundlich und herablassend; er stellte sich an's Thor und redete mit ihnen, und wenn die und die einen Handel zu Gericht brachten, bedauerte er sie, daß sie beim Könige kein Gehör fänden. „O daß ich," rief er, „Richter im Lande wäre! ich würde jedem zu seinem Rechte helfen." Die Leute, die ihn ehrerbietig grüßen wollten, umarmte er und küßte sie. So stahl er das Herz der Männer in Israel. Nachdem er nun alles genugsam vorbereitet glaubte, begab er sich nach Hebron, und ließ sich dort zum Könige ausrufen. — Als David dieß erfuhr und wie alle Welt dem Empörer zulaufe, erschrack er sehr und floh eilends aus Jerusalem. Er erkannte die züchtigende Hand des HErrn, und sprach mit gänzlicher Beugung und Ergebung: „Werde ich Gnade finden vor dem HErrn, so wird Er mich zurückbringen, und Sein Heiligthum wieder sehen lassen; spricht Er aber: Ich habe nicht Lust zu dir! siehe hier bin ich; Er mache es mit mir, wie es Ihm wohlgefällt." Barfuß mit verhülltem Angesicht zog er über den Bach Kidron den Oelberg hinan, und alle Treugebliebenen weinten um ihn her.

Absalom zog prangend in die Residenz ein, und setzte sich auf seines Vaters königlichen Stuhl. Aber durch göttliches Verhängniß mit Blindheit geschlagen, wollte er erst ein großes Heer sammeln, ehe er dem Vertriebenen nachsetzte, um ihn vollends zu Boden zu legen. Derweilen hatte David an seinem Zufluchtsort Mahanaim auch Zeit, sich zu stärken. Endlich zogen die Heere gegen einander. David wollte selbst seine Treuen zu Kampfe führen; aber sie litten es nicht. So übergab er den Oberbefehl an den Feldhauptmann Joab, dem er wie allen Hauptleuten laut gebot, Absaloms Leben zu schonen. Es kam zur Schlacht im Walde Ephraim. Gottes Zorn schlug

Absaloms großes Heer, daß 20,000 fielen. Er selbst, der ruchlose Sohn und Kronräuber, floh auf einem schnellen Maule, verschlang sich aber, unter einer Eiche wegreitend, mit seinem langen prächtigen Haare im Gezweig derselben, daß das Thier unter ihm weglief und er zwischen Himmel und Erde schwebte. So traf ihn Joab — und stieß ihm drei Speere in's Herz.

Als ein Eilbote dem David die Nachricht vom Siege brachte, war seine erste Frage: „Gehet es auch wohl dem Knaben Absalom?" Und als er seinen Tod erfuhr, rief er jammernd aus: „O Absalom, mein Sohn! mein Sohn! wollte Gott, ich könnte für dich sterben!"

David kehrte auf seinen Thron in Jerusalem ohne Rachegedanken zurück, und herrschte in erneuter Macht über sein Volk, denn Gott hatte noch fürder Lust zu ihm.

Sein Leben war, mit Ausnahme jener schweren, aber auch tief bereuten Missethat, bei allen menschlichen Schwächen ein musterhaftes, und seine Regierung die trefflichste. Er suchte Gottes Ehre und seines Volkes Wohlfahrt stetiglich und von ganzem Herzen. Ueberall setzte er Richter und Amtleute, Verwalter und Aufseher, und traf die weisesten und heilsamsten Einrichtungen, daß allem Volk Recht und Gerechtigkeit, Sicherheit und Gedeihen geschafft ward. Unter diesem Könige war Israel am glücklichsten. Und so mag sein Reich als ein schwaches Vorbild gelten von dem glücklichen Reiche, das der große Davidssohn aufgerichtet hat und auf's Vollkommenste regiert in Ewigkeit. — Nach einem überaus thätigen und unruhvollen Leben fühlte sich David im Alter sehr matt, und auf Nathans Rath ließ er noch bei Lebzeiten seinen geliebtesten Sohn, Salomo, zu seinem Nachfolger salben. Er befahl demselben besonders den Tempelbau, zu welchem er selbst eine erstaunliche Menge Gold, Silber, Erz und Cedernholz aufgesammelt hatte. Zuletzt ermahnte er ihn auf's Inniglichste, dem HErrn zu dienen von ganzem Herzen. „Wirst du Ihn suchen," sprach er, „so wirst du Ihn finden; wirst du Ihn aber verlassen, so wird Er dich

verwerfen ewiglich!" Darnach starb David mit Preis Gottes auf den Lippen. Er war siebzig Jahre alt, und vierzig Jahre König gewesen.

## Salomo (1015—975 v. Chr.).

Salomo war erst achtzehn Jahre alt, da er seines Vaters Thron bestieg. Gleich im Anfang seiner Regierung erschien ihm der HErr des Nachts im Traumgesicht und sprach zu ihm: „Bitte, was ich dir geben soll!" Und der zarte Jüngling, vor dem die Welt in all' ihrer Herrlichkeit lag, bat — um ein weises und gehorsames Herz, daß er verstehen möge, was gut und böse sei, und des HErrn Volk wohl regiere. Das gefiel Gott sehr, und Er versprach ihm nicht nur dieses, sondern noch dazu Reichthum und Ehre, und, so er stets in Gottes Wegen wandeln würde, auch langes Leben.

Die ihm vom HErrn verliehene Weisheit offenbarte sich bald in seinem Richteramte, da sich vor ihm zwei Weibspersonen um ein lebendes Kindlein stritten, von dem jede die Mutter sein wollte, und der Handel für menschlichen Verstand zu dunkel schien. Der königliche Jüngling ließ ein Schwert bringen und befahl, das Kind in zwei Stücke zu hauen und jedem Weib eine Hälfte zu geben. Hier entbrannte das Herz der wirklichen Mutter und sie flehte: „Ach, gebt jener das Kind ganz und tödtet es nicht!" während die andere rief: „Es sei weder mein noch dein; theilt es!" Da wußte Salomo, welche die rechte Mutter sei, und sprach ihr das Kind zu. Und es kam eine Furcht vor ihm über Israel.

Salomo, der nie Blut vergossen, war von Gott berufen, seinen Tempel zu bauen. Im vierten Jahr seiner Regierung gieng er ans heilige Werk. Er baute ihn auf der andern Höhe des Berges von Jerusalem, welche Morija hieß. Aus Phönizien berief, aus Israel wählte er kunstfertige Leute dazu, und die Menge des Volks arbeitete unter ihnen. Immer mußten über 150,000 Menschen an der Arbeit sein. Nach sieben Jahren stand der

Bau vollendet da, ein Wunder der Welt. Er bestand, nach dem Grundriß der Stiftshütte, aus einem innern Haus, welches in zwei Abtheilungen, das Heilige und das Allerheiligste, geschieden war. Dieses innere Tempelhaus war sechzig Ellen lang, zwanzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch. Rings um dasselbe zog sich in weitem Umfange der Vorhof, welcher wiederum zwei Abtheilungen hatte, den Vorhof der Israeliten und den der Heiden. Das ganze Gebäude war vom schönsten weißen Marmor aufgeführt und inwendig aufs Köstlichste mit Cedernholz vertäfelt, mit Gold und anderem Schmucke verziert. Das eigentliche Tempelhaus war innen ganz mit Gold überzogen, daß man rings in goldnen Spiegel schaute. In dieses unvergleichliche Heiligthum ward nun die Lade des Bundes gebracht, und Salomo weihte es aufs Feierlichste zu seiner Bestimmung ein. Er kniete nieder im Vorhof und sprach vor allem Volk das erhabene Weihegebet 1 Kön. 8., und hielt sodann eine Rede ans Volk, welche mit den Worten schloß: „Euer Herz sei rechtschaffen mit dem HErrn, unserm Gott, zu wandeln in seinen Sitten und zu halten seine Gebote, wie es heute geht." Da ließ sich die Herrlichkeit des HErrn in einer wunderbaren Glanzwolke über dem Hause vor allem Volk sehen, und sie fielen zur Erde und beteten an, und dankten dem HErrn, daß Er so gütig ist und seine Barmherzigkeit ewiglich währet.

Unter Salomo, dessen Name „Friedrich" bedeutet, war steter Friede in den weiten Grenzen des Reiches; sein Volk wohnte sicher, ein Jeglicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, so lange er lebte. Nach dem Worte des HErrn kam auch großer Reichthum ins Land. Salomo trieb einen überaus gewinnvollen Handel; stets gieng ihm ein Schiff zwischen Ezeongeber (am Rothen Meer) und dem Lande Ophir (Indien) hin und her, um von dort Gold, Edelsteine, Elfenbein und andere Kostbarkeiten zu bringen. Es war zu der Zeit eine solche Fülle des Kostbarsten im Lande, daß man des Silbers gar

nicht mehr achtete. Im Besitze so großer Mittel verschönerte er nicht nur seine Residenzstadt, sondern baute auch Städte und Schlösser im Land und an den fernsten Grenzen. Den prachtvollsten Pallast errichtete er sich zu Jerusalem, gefüllt mit Gefässen und Geräthen von lauterem Golde. Schön und majestätisch war insonderheit sein Thron, von Elfenbein und dem edelsten Gold, vierzehn Löwen herum.

Salomo hatte ein stehendes Heer von 12,000 Reitern und 1400 Wagen und 40,000 Wagenpferde. Er hatte Diener und Dienerinnen in Schaaren; er hatte Lustschlösser und Lustgärten; er hatte Sänger und Sängerinnen und Wollust der Menschen; er hatte alles, was die Augen wünschen und das Herz erfreut. Daß aber darin nicht das wahre Glück des Menschen liegt, das fühlte er; „ich sahe an," spricht er, „und siehe, da war es alles eitel!" — Indessen brachte ihm diese seine Macht und Herrlichkeit große Ehre, die ihm Gott ja auch verheißen, in allen Landen umher. Noch größere jedoch seine außerordentliche Weisheit, mit welcher er alle Menschen überstrahlte. Er redete Tausende der trefflichsten Sprüche, verfaßte eine Menge herrlicher Lieder und andere auserlesene Schriftwerke. Sie kamen von aller Welt her, zu hören die Weisheit Salomo's. Eine Königin, tief heraus aus dem mittäglichen Arabien, zog mit großem Gefolge und reichen Geschenken in Jerusalem ein, und setzte sich zu seinen Füßen. Und sie gestand darnach, es sei ihr nicht die Hälfte gesagt worden, und rief aus: „Selig sind die Leute, die allezeit vor dir stehen und deine Weisheit hören!"

Und dieser von Gott so hoch erleuchtete Mann konnte doch zuletzt noch in die jämmerlichste Finsterniß hinsinken! Er nahm viele heidnische Frauen, meist fürstlicher Abkunft, und gestattete ihnen zuerst aus Schwäche, ihren Götzendienst für sich zu treiben. Da sah man, trauriger Anblick! um das von ihm erbaute Heiligthum Jehovahs Götzenaltäre und Haine auf den Höhen umher. Und

als er alt ward, neigten die Frauen sein Herz ihren Göttern zu, und ein Salomo räucherte und opferte den fremden Göttern! Da ward der HErr zornig über „den Liebling des HErrn," wie ihn Nathan in besserer Zeit genannt, und verkündigte ihm, daß er das Königreich von seinem Hause reißen werde bis auf Einen Stamm, der seinen Nachkommen bleiben sollte um Davids willen. — Wir wissen nicht, ob Salomo sich von seiner gräulichen Thorheit noch rechtschaffen zum HErrn bekehrt habe. Wir hoffen es; aber die Schrift läßt absichtlich ein ernstes Dunkel darüber, auf daß jeder, der sich des göttlichen Lichts und hoher Gaben freut, in heiliger Furcht sorge, nicht alles wieder zu verlieren.

Salomo starb, nachdem er, wie sein Vater, vierzig Jahre regiert. Ein gar langes Leben hat ihm Gott nicht gegeben, denn er hat Gottes Wege verlassen.

Sein Sohn Rehabeam bestieg nach ihm den Thron. Es hatte aber das Volk schon in der letzten Zeit Salomo's über den Druck gemurrt, welcher in Folge des verschwenderischen Hoflebens auf ihm lastete. Als sich nun die Aeltesten von ganz Israel in Sichem zur Huldigung versammelten, begehrten zehn Stämme das Versprechen vom neuen Könige, daß er ihren schweren Frohndienst und ihr hartes Abgabenjoch leichter machen wolle; dann wollten sie ihm unterthänig sein. Alle alten Beamten riethen ihm zur Nachgiebigkeit; allein Rehabeam folgte seinen jungen Gefährten und erwiederte: „Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt; ich will euch mit Scorpionen (Stachelgeißeln) züchtigen!" Da rissen sich die zehn Stämme vom Hause Davids los, und wählten sich einen eignen König in der Person des Jerobeam. Dem Sohne Salomo's blieb nur der Stamm Juda treu, einschließlich des Stammes Benjamin, welcher so klein geworden war, daß man ihn gewöhnlich mit Juda zusammenzählte.

Von hier an sehen wir also Jakobs Nachkommenschaft in zwei Reiche getheilt, in das Zehnstämmereich, welches

nun das Reich Israel im engern Sinne heißt, und in das Reich Juda. Die Hauptstadt des ersten war Sichem und später Samaria; die des letztern blieb Jerusalem. Die Getrennten kamen nie wieder zusammen, häufig aber bekriegten sie sich unter einander. So schwächte das von Gott erwählte und im Lande seines Erbes so reich gesegnete Volk sich selbst: und da es in beiden Reichen nicht rechtschaffen am HErrn war, sondern in verkehrten Sinn und boshaftiges Wesen immer mehr versank, wiewohl in dem einen noch schneller und jämmerlicher als in dem andern, so giengen beide unaufhaltsam ihrem Untergange zu; denn Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. — Aber gerade in dieser Zeit that Gott am meisten an seinem Volke, das er nicht lassen wollte. Er sandte ihnen Propheten über Propheten. Das waren vom Geiste Gottes erleuchtete Menschen, die mit heiligem Eifer vor dem Volke hervortraten, es furchtlos straften um seine Sünde, es gewaltig zur Buße und Umkehr in des HErrn Arme ermahnten, ihm die schrecklichen Strafgerichte Gottes bei bleibender Verstockung verkündigten, immer aber auch, damit es unter der Ruthe Gottes nicht gar verzweifle, von dem Aufgang einer ewigen Gnade, von dem zukünftigen Davidssohn und der Aufrichtung seines herrlichen Reiches trostvoll weissagten. Allein die heiligen Menschen Gottes, die da redeten getrieben von dem h. Geiste, wurden gewöhnlich verachtet, verfolgt, gewürgt.

Hören wir jetzt im Besondern nur Einiges von beiden Reichen.

## § 2.

## Getheiltes Reich.

### Das Reich Israel (975—722 v. Chr.).

Dieses bestand 253 Jahre. Es herrschten darin 20 Könige, deren Namen sind: Jerobeam I., Nadab, Baësa, Ella, Simri, Omri, Thibni (die zwei letzten zugleich), Ahab, Ahasja, Joram, Jehu, Joahas, Joas,

Jerobeam II., Sacharja, Sallum, Menahem, Pekahjah, Pekah, Hosea. Diese thaten Alle, was dem HErrn übel gefiel. Ihre Hauptsünde aber, damit sie auch ihr Volk sündigen machten, war die Abgötterei.

Schon Jerobeam I. führte sie ein. Er that es aus sogenannter Staatsklugheit, die aber arge Thorheit und seines Staates Unglück war; er fürchtete nämlich, wenn seine Unterthanen zum Heiligthum Jehovahs nach Jerusalem hinaufzögen, um dort ihren Gottesdienst zu verrichten, so möchten sie sich über kurz oder lang wieder mit dem Hause Davids vereinigen; um dieses zu verhüten, ließ er in seinem eignen Lande zwei goldene Kälber (Stiere) aufrichten, eines nördlich zu Dan und das andere südlich zu Bethel, und ausrufen wie einst am Sinai; „Siehe da, Israel, deine Götter, die dich aus Egypten geführt haben!" Und siehe, sein Volk zog in Schaaren zu den Kälbern, zu opfern und zu beten; und der Götzendienst blieb im Reiche Israel, und dessen Heil war dahin. — Es gieng gräulich zu: ein König stürzte den andern vom Thron, tödtete ihn und sein ganzes Geschlecht. Und wie die Fürsten, so die Unterthanen; sie trieben alle Arten von Gott- und Ruchlosigkeit, und kamen, einmal im Elend, nur zu dem HErrn, um Ihn desto schmählicher wieder zu verlassen. Die Propheten redeten mit ernster Gottesstimme; aber im Allgemeinen fruchtete es nicht, oder doch nicht lange.

Kein König that mehr, den HErrn zu erzürnen, als Ahab, (um 920 v. Chr.), der die schändliche Isebel, eine Sidonische Prinzessin, zur Gemahlin hatte. Ihm war der Stierdienst nicht genug; er baute auch, von seinem Weibe dazu entbrannt, den Phönizischen Göttern, welche mit den abscheulichsten Lastern verehrt wurden, Tempel und Altäre. Insonderheit brachte er den Dienst des Gottes Baal empor. Hunderte von Priestern wurden diesem Götzen bestellt; die Propheten aber und alle Verehrer Jehovahs grausam verfolgt.

Da offenbarte sich der HErr wieder in seiner Herr-

lichkeit. Auf seinen Antrieb trat der Prophet Elias, der Thisbiter (aus Thisbe), vor den König und sprach: „So wahr der HErr lebt, der Gott Israels, vor dem ich stehe, es wird in diesen Jahren kein Thau und Regen fallen, bis ich es wieder sage!“ und er gieng weg und verbarg sich. Und es geschah nach seinem Wort, und es entstand eine furchtbare Dürre und Hungersnoth, selbst Wassermangel für Vieh und Menschen. Elias lebte heimlich am Bache Krith; daselbst mußten die Raben ihm Fleisch und Brod bringen. Als aber der Bach vertrocknet war, sandte ihn Gott gen Zarpath, einer sidonischen Stadt. Vor dem Thore derselben las eine arme Wittwe Holz auf, die der Prophet um einen Trunk Wasser und Bissen Brod ansprach. Sie erwiederte: „So wahr der HErr, dein Gott, lebt, ich habe nur noch eine Hand voll Mehl im Kad und ein wenig Oel im Kruge; davon will ich meinem Sohn und mir zurichten, daß wir essen und sterben.“ — Elias sprach: „Fürchte dich nicht, gehe hin und bereite mir zuerst; und dir und deinem Sohne soll auch nichts mangeln bis zur bessern Zeit.“ Das heidnische Weib glaubte und that also, und der verheißene Segen kam; sie aßen immer fort und das Mehl ward nicht verzehrt und der Oelkrug nicht erschöpft nach dem Wort des HErrn durch Elias.

Nachdem nun aber der Himmel drei Jahre verschlossen war, gieng der Prophet wieder ins Land Israel und gerade zu dem Könige. Dieser rief ihm entgegen: „Bist du, der Israel verwirret?“ Elia aber sprach kühnlich: „Ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit daß ihr des HErrn Gebote verlassen habt und wandelt dem Baal nach!“ Der Prophet verlangte nunmehr vom Könige, daß er eine Volksversammlung auf den Berg Karmel am Meer beriefe, und der König gehorchte ihm. — Dort auf dem Berge sprach Elias zu allem Volk: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist Jehovah Gott, so wandelt ihm nach; ist es aber Baal, so wandelt ihm nach.“ Und das Volk schwieg. Ferner

sprach er: „Ich bin allein, und hier sind 450 Propheten Baals. Wohlan, gebet uns zwei Farren zum Opfer: einen sollen sie, einen will ich aufs Holz legen; keiner zünde es selbst an; sie sollen den Namen ihres Gottes anrufen, ich will den Namen meines Gottes anrufen; welcher Gott nun mit Feuer antworten wird, der sei Gott." Da antwortete das ganze Volk: „Das ist recht!" Baals Priester legten ihren Farren auf den Altar, tanzten herum und riefen vom Morgen bis zum Mittag: „Baal, erhöre uns!" Elias sprach im heiligen Spotte: „Rufet laut; euer Gott dichtet vielleicht, oder hat sonst zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft; rufet, daß er aufwache!" Sie schrieen, indem sie sich mit Messern ritzten, daß Blut gieng; aber da war keine Stimme noch Antwort. — Jetzt baute auch Elias seinen Altar, machte noch eine Grube um denselben her, und goß Wasser auf Holz und Opfer, bis auch die Grube voll war. Und zur Zeit des Abendopfers betete er: „HErr, Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, laß heute kund werden, daß du Gott in Israel seist und ich dein Knecht. Erhöre mich, HErr, damit dieß Volk wisse, daß du, HErr, Gott bist, und damit du ihr Herz darnach bekehrest!" Da fiel Feuer vom Himmel und verzehrte das Opfer, und leckte auch das Wasser in der Grube auf. Und alles Volk fiel aufs Angesicht nieder und rief: „Der HErr ist Gott! Der HErr ist Gott!" Elias aber nahm die Baalspriester, die Volksverführer und Gottesehrenschänder, und that ihnen, wie im Gesetz verordnet war: er ließ sie tödten am Bach Kison.

Ahab ward hier gleichsam mit Haaren zur Erkenntniß des wahren Gottes gezogen; aber er bekehrte sich doch nicht von Herzen. Darum blieb Gottes endliches Strafgericht nicht aus. Er erhielt in der Schlacht einen tödtlichen Pfeilschuß und starb auf seinem Streitwagen, und die Hunde leckten sein Blut vom Wagen. Isebel aber ward aus dem Fenster ihres Pallastes gestürzt und unten zertreten, und die Hunde fraßen ihr Fleisch. Alles nach dem zuvor geredeten Worte des HErrn. Elias aber

fuhr in einem Feuerwagen gen Himmel, und war der Andere, der ohne Sterben ins ewige Leben eingieng.

Eliä Geist kam zwiefältig auf seinen bisherigen Diener Elisa, und dieser ward sein großer Nachfolger im Prophetenthum. In des HErrn Kraft that er viele staunenswerthe Zeichen und Wunder. Als einst Israel mit den Syrern im Streit war, entdeckte er seinem Könige alle Kriegsplane der Feinde, daß sie alle vereitelt wurden. Die Syrer erfuhren es, wollten ihn haschen, und umzingelten die Stadt Dothan, wo er sich aufhielt. Des Propheten Diener erschrack; er aber sprach: „Fürchte dich nicht, denn derer ist mehr, die bei uns sind, als derer, die bei ihnen sind.“ Und er betete, daß der HErr ihm die Augen öffnen möchte. Da sah der Knabe den Berg voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her. — Darauf gieng der Prophet mitten in's Lager der Feinde hinaus, die Gott auf sein Gebet mit Blindheit geschlagen. Und er sprach zu den Syrern: „Folget mir nach; ich will euch zu dem Manne führen, den ihr suchet.“ Sie folgten ihm, und er führte sie mitten in die Stadt Samaria hinein, in die Gewalt des Königs von Israel. Doch durfte dieser sie nicht schlagen; sie wurden wohl bewirthet entlassen.

Alle solche Zeichen aber machten doch keinen tiefern und bleibenden Eindruck bei Israel. Wohl hatte sich der HErr auch in der düstersten Zeit immer noch 7000 Treue darin bewahrt, die ihre Kniee nicht beugten vor Baal; aber was war das gegen die Masse des Volks? Diese lief immer wieder den faschen Göttern und allen Sünden nach. Der letzte König, Hosea, that, wie seine Vorgänger, was den HErrn verdroß, und das Volk unter ihm härtete seinen Nacken gegen den HErrn. Da war die Zeit dieses Reiches erfüllt, und es war aus mit ihm.

Jenseits des Tigris bestand jetzt ein neu-assyrisches Reich, indem eine neue Dynastie dasselbe aus seinem geschwächten Zustande zu neuer Macht erhoben hatte. Schon Jehu hatte dem Assyrer Tribut zahlen müssen

(um 850); noch bedeutender waren die Eroberungen, welche Tiglathpileser seit 745 in Syrien machte. Des Letztern Nachfolger aber, Salmaneser IV., bewältigte die Länder bis ans mittelländische Meer hin; er war es, der auch das Reich Israel ganz überzog und besiegte. Die Assyrer belagerten die Hauptstadt Samaria drei Jahre lang, eroberten sie (unter König Sargon 722) und zerstörten sie. Hosea aber und die meisten seiner Unterthanen wurden nach Assyrien weggeführt.

Das war das Schicksal der vom HErrn abtrünnigen zehn Stämme. Sie haben sich in ihrem neuen Wohnplatz verloren; man weiß wenigstens nicht mit Gewißheit, was aus ihnen geworden ist. Mit den im Lande Israel Zurückgebliebenen vermischten sich hereinziehende Heiden, und die Nachkommen dieses Mischlingvolkes sind die Samariter, welche im N. T. vorkommen.

## § 3.
## Das Reich Juda.

Man sollte meinen, das Reich Juda wäre viel schwächer als das der zehn Stämme gewesen; allein sie waren einander an Menschenzahl doch nicht so ungleich. Denn einmal war Juda an sich schon der zahlreichste Stamm, und Benjamin bei ihm; dann hatten sich bei der Trennung beider Reiche alle Leviten, als die des Heiligthums pflegten, zu ihm gezogen; endlich waren, als Jerobeam die Kälber aufrichtete, aus den übrigen Stämmen noch viele nach Juda ausgewandert, welche des Tempels genießen wollten.

Das Reich Juda bestand 387 Jahre, also 134 Jahre länger als das Schwesterreich; denn es wurde doch noch mehr Gutes in ihm erfunden als in diesem. Es hatte, wie Israel, zwanzig Herrscher; nicht mehr, weil sie im Allgemeinen länger regierten. Die Namen derselben sind: Rehabiam, Abiam, Asa, Josaphat, Joram, Ahasja, Athalja (eine Frau), Joas, Amazja, Usia, Jotham, Ahas, Hiskia, Manasse, Amon, Josia, Joahas, Jojakim, Jojachin, Zedekia.

Hier haben wir böse und gute untereinander, doch mehr böse; und die Hauptsünde Israels befleckte auch dieses Reich.

Schon der erste König, Rehabeam, stellte auf allen hohen Hügeln und unter allen grünen Bäumen Götzenbilder auf, und erwies ihnen Dienst mit seinem Volke. Und sein Sohn Abiam wandelte in allen Sünden seines Vaters. Der Dritte, Asa, jedoch that, was dem HErrn wohlgefiel, wie sein Ahnherr David; er schaffte die Hurer (die ihre Götter mit Unzucht Verehrenden) aus dem Lande, und räumte alle Götzen weg, die seine Väter gemacht hatten. Auch sein Sohn Josaphat war noch ein besserer Fürst. Aber es kamen wieder sehr schlimme nach.

Nach des gottlosen Ahasja Tod bemächtigte sich seine Mutter Athalja der Regierung (885 v. Chr.). Das war eine Tochter des Ahab und der Isebel und das getreue Abbild ihrer schrecklichen Mutter. Sie schaffte unermüdlich, daß nicht Jehovah, sondern Baal Juda's Gott sei. Auch machte sie sich auf, und brachte um allen königlichen Samen, ihre eigenen Enkelkinder; sie wollte das ganze Haus Davids, auf welchem die Messiashoffnung ruhte, ausrotten. Da hieß es aber: Beschließet einen Rath, und es werde nichts daraus! Denn es gelang der frommen Joseba, der Schwester des verstorbenen Königs, dessen jüngsten Sohn, Joas, noch einen Säugling, heimlich wegzubringen und bei sich in den Tempelgebäuden (die ums Heiligthum her gebaut waren) zu verstecken, wo er von ihrem Manne, dem ehrwürdigen Hohenpriester Jojada, sorgfältig gehütet und erzogen ward. Darüber lag ein tiefes Geheimniß, und Davids Königsstamm schien ausgetilgt zu sein. — Als aber Joas sieben Jahre alt war, versammelte der Hohepriester die Obersten des Reichs sammt den Priestern und Leviten im Vorhofe des Tempels, und viel Volks lief hinzu. Da führte er nun den kleinen Davidssprossen heraus als Den, der der König sein sollte nach dem Worte des HErrn; und er salbte ihn mit dem heiligen Oele, und setzte ihm ein Krönlein aufs Haupt. Und die ganze Menge jauchzte: „Glück zu

dem Könige!" Das Getümmel zog Athalja herbei, und da sie sahe, was geschah, schrie sie wüthend: „Aufruhr! Aufruhr!" Allein Niemand regte sich für sie. Jojada sprach das Todesurtheil über sie, welches außerhalb des Tempels vollzogen ward. — Nun wurden Baals Häuser und Bildnisse zerbrochen, sein ganzer Dienst zerstört, und der rechte Gottesdienst wieder emporgebracht. Es gieng wohl unter Joas, so lange sein frommer Führer Jojada lebte; nach dessen Abscheiden jedoch ließ auch er sich von Götzendienern verführen. Er ließ sogar den Propheten Zacharja, des Jojada Sohn, steinigen! Dafür erlitt er ein Gleiches; er ward von Meuchelmördern in seinem Bette erwürgt.

Der Vierte nach diesem, Ahas (740 v. Chr.), war der schändlichste unter allen jüdischen Königen. Dieser stellte in den Tempel einen Götzenaltar, auf dem geopfert werden mußte. Er führte sogar den entsetzlichen Molochsdienst ein, und verbrannte seine eigenen Kinder mit Feuer. Sodann leerte er den Tempel rein aus, trug nicht nur den Schatz, sondern auch alle heiligen Gefässe weg, und schloß die Thüre des Heiligthums zu, daß kein Beter mehr hinein konnte. Dafür baute er Götzenaltäre in allen Winkeln. Jetzt war das Land ganz ein Heidenland.

Und gerade zu der Zeit predigte in Juda einer der größten Propheten, Jesaja, der Mann Gottes, der da rief: „Höret, ihr Himmel, und Erde, nimm zu Ohren, denn der HErr redet: Ich habe Kinder auferzogen und erhöhet, und sie sind von mir abgefallen. Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennet es nicht und mein Volk vernimmt es nicht. O wehe des sündigen Volks, des Volks von großer Missethat, des boshaftigen Samens, der schädlichen Kinder, die den HErrn verlassen, den Heiligen in Israel!" der Mann Gottes, der, wie er furchtbar strafte im Namen des HErrn, so auch — o Wunder der göttlichen Gnade! — von dem kommenden Helfer, seinem Erlösungswerk

und seligen Reiche ausführlicher, heller, herrlicher und ergreifender weissagte, als alle die andern Propheten.

Uebrigens mußte auch in Juda jederzeit noch ein Haufe wahrhaft Gläubiger bleiben, wie sehr er ein- und das anderemal zusammenschmelzen und ins Verborgene treten mochte. Und es kam auch wohl eine schnelle und gewaltige Veränderung. — Des verruchten Abas Sohn, Hiskia, der nach ihm König ward (727 v. Chr.), zeichnete sich so durch Frömmigkeit aus, daß seines Gleichen nicht war unter allen Königen Juda's. Er that sogleich die verschlossenen Thüren am Hause des HErrn wieder auf, und that ab die Höhen, zerbrach die Säulen, rottete die Haine aus; er reinigte das Land von allen Götzengräueln. Er hielt nach langer Zeit wieder das Passah, und lud ganz Juda und Israel dazu nach Jerusalem, zum Hause des HErrn; und sie kamen von Juda zuhaufe, ein großes Volk, und kamen auch Etliche von Israel, wiewohl da die Meisten die Einladung verlachten; die Versammelten aber hielten des HErrn Fest mit großer Freude. Und Hiskias wandelte noch fürder treulich vor dem HErrn. Wohl hatte er noch eine besondere Aufforderung zur Beständigkeit in der Gottesfurcht: zu seinen Lebzeiten ergieng das Gericht über das gottvergessene Schwesterreich; da wurden sie von den Assyrern hingeschleppt aus dem lieben Land nach der fremden Erde. Ihn aber errettete Gottes starke Hand; Gottes Engel schlug in Einer Nacht 185,000 von dem assyrischen Heere, mit welchem Sanherib Juda überfallen hatte, daß sie todt hinsanken an Jerusalems Mauern.

Wunderlich kämpfte Wahrheit und Wahn in diesem Reiche. Des frommen Hiskias Sohn, Manasse, welcher die lange Zeit von 55 Jahren regierte, war seinem Vater vollkommen unähnlich. Er baute die Götzenstätten wieder, die jener zerstört hatte. Er diente dem Baal und allen Heeren des Himmels und setzte ihre Altäre in beide Höfe des Tempels. Auch vergoß er viel unschuldig Blut, daß Jerusalem davon voll ward. Und sein Sohn

Amon trat gänzlich in seine Fußstapfen. Unter diesen Beiden machten es die Juden ärger als die Heiden, die der HErr vor ihnen vertilgt hatte.

Da kam noch eine liebliche Erscheinung, Josia (um 640 v. Chr.), wieder so recht ein Mann nach dem Herzen Gottes, der nicht von ihm wich weder zur Rechten noch zur Linken. Er ließ das Haus des HErrn reinigen, und das Baufällige herstellen. Hiebei fand der Hohepriester Hilkia etwas Langvergessenes, das Gesetzbuch des HErrn. Es ward dem Könige gebracht und vorgelesen. Als dieser aber alle die heiligen Gebote hörte und die über die Uebertreter ausgesprochene Drohung des Allmächtigen, da zerriß er seine Kleider vor Schrecken. Er ließ das Buch sofort dem ganzen Volke vorlesen, Großen und Kleinen, und erneuerte mit ihnen den Bund vor dem HErrn, daß sie seine Gebote, Zeugnisse und Rechte von ganzem Herzen halten wollten. Und aller Götzendienst ward ausgerottet von einem Ende des Landes bis zum andern. Fürwahr, noch ein schönes Abendroth in Juda. — Denn die vier Könige nach ihm, welche kurz regierten — alle, wie die früheren, aus des gottseligen Davids Geschlecht — waren wiederum gott- und heillos, und ihr Volk that wiederum gleich ihnen; und ob jetzt der Prophet Jeremia mit Donnerstimme predigte, auch das Maß der Sünde Juda's ward voll, und auch mit seinem Reiche gieng es zu Ende.

Die Babylonier, ein wildes Kriegsvolk, brachen unter Nebukadnezar, von welchem wir noch Weiteres hören werden, zu wiederholten Malen ins Land ein. Schon früher einmal eroberten sie Jerusalem und führten einiges Volk, darunter auch den schönen und verständigen Knaben Daniel, aus welchem im fremden Lande der hohe Prophet Gottes wurde, mit sich nach Babel fort. Anno 588 umzingelten sie Jerusalem von Neuem mit großer Macht; sie belagerten es hart, und nach zwei Jahren brachen sie hinein. Alles wurde ausgeplündert, verbrannt und dem Erdboden gleich gemacht, die heilige

Stadt und der h. Tempel. Der letzte König, Zedekia, mußte alle seine Kinder vor seinen Augen schlachten sehen, dann wurden ihm diese Augen ausgestochen, und geblendet wurde er in Ketten gelegt und also mit seinem Volk gen Babylon in die Gefangenschaft geführt. Das herrliche Land blieb wüste und leer, und die wilden Thiere kamen, darin zu hausen. Alles, wie Gott der Wahrhaftige durch den Mund seiner Boten verkündigt hatte.

Uebrigens darf man sich die babylonische Gefangenschaft nicht so vorstellen, als ob die Juden eingesperrt worden wären. Es war nur eine Versetzung auf fremde Erde. Sie durften frei wandeln, hantiren und werben; Manchen von ihnen wurden sogar öffentliche Aemter anvertraut; ja Daniel ward zu einem Fürsten erhoben. Es gieng Allen, wenn sie auch freilich manche Verspottung und Kränkung erfahren mußten, im Ganzen doch nicht allzuhart; Viele brachten es zu Wohlstand, und nicht Wenigen gefiel es mit der Zeit am neuen Wohnplatz so sehr, daß sie ihn nicht mehr verlassen mochten, als sie zurückkehren konnten. Allein in dem Herzen aller derer, die noch einen bessern Funken hatten, blieb doch ein innig Sehnen nach dem Verheißungslande und den schönen Gottesdiensten an der h. Stätte, die ihnen genommen waren; an den Wassern zu Babel saßen sie und weinten, wenn sie an Zion gedachten, und sprachen: „Werde ich dein vergessen, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!"

Und so war ihnen denn, nach der Absicht des HErrn, der auch in der Strafe noch gnädig ist, der Aufenthalt in Babel gar heilsam. Sie demüthigten sich unter Gottes Ruthe; sie fragten wieder nach dem HErrn und suchten sein Antlitz; und wie sie all ihr Unglück als eine gerechte Strafe für ihren Abfall erkannten, so faßten sie nun mitten unter den Heiden einen solchen Abscheu vor allem Götzenthum, daß sie und ihre Nachkommen — mit einer einzigen kurz dauernden Ausnahme (s. IX, 12.) — nie mehr sich in dasselbe einflechten ließen.

Wie aber den Juden Babel ein Segen war, so mußten hinwiederum, nach Gottes gnädiger Absicht, sie für Babel ein Segen sein. Was der Prophet Ezechiel dort, was der große Daniel dort gepredigt hat, es ist ja auch zu den Ohren der Heiden gedrungen, und ist nicht zu bemessen, wie weit das Licht göttlicher Offenbarung, das die Juden bei sich trugen, durch das große Reich hin geschienen, und wie viele verfinsterte Heidenseelen dadurch zu einiger Erkenntniß des wahren Gottes und ewigen Trostes gelangt sind. Gott hatte ja auch der Heiden nicht gar vergessen, wie schon die lang vorausgegangene Sendung des Propheten Jona in die assyrische Hauptstadt Ninive bezeugt.

Die babylonische Gefangenschaft dauerte (von jener ersten Wegführung an gerechnet) 70 Jahre, lange genug, aber nicht immer. Der HErr hatte das Volk seiner Wahl nicht ganz weggeworfen; er wollte das reumüthig zu ihm zurückgekehrte wieder annehmen. In Juda war doch noch der bessere Theil von Jakobs Geschlecht; darum ließ er die Juden nicht unter den andern Völkern verkommen, wie die zehn Stämme; er bewahrte sie und führte sie ins gelobte Land zurück, daß sie an seinem Heiligthum wieder sein Volk seien.

Babel fiel auch, durch den Perserkönig Kores oder Cyrus gestürzt, von dem wir in der Folge Mehreres vernehmen werden. Diesen hatte Jesaia schon über 200 Jahre vorher im Geiste gesehen, und Gott hatte von ihm gesagt (45, 13.): „Ich habe ihn erwecket in Gerechtigkeit, und alle seine Wege will ich eben machen. Er soll meine Stadt bauen und meine Gefangenen loslassen, nicht um Geld und um Geschenke." Cyrus forderte selbst die Juden auf, in ihr Land heimzukehren und den Tempel Gottes wieder aufzubauen, und gab ihnen zu demselben die von den Babyloniern geraubten Tempelgeräthe, silberne und goldene, 5400 an der Zahl, heraus.

Da machten sich auf 42,360 Seelen, denen jedoch später noch mehr folgten. Unter Führung des Fürsten

Serubabel, eines Davidischen Sprößlings, und des Hohenpriesters Jesua gelangten sie glücklich ins verödete Heimatland. Im andern Jahre begannen sie den Bau des Tempels auf der vorigen Stätte mit Danken und Loben, daß der HErr gütig ist und seine Barmherzigkeit ewig währet über Israel. Als aber die Alten, welche noch die Herrlichkeit des ersten Tempels gesehen, den viel kleiner gelegten Grund des neuen damit verglichen, weinten sie laut, daß das Tönen der Freude und das Geschrei des Weinens sich seltsam vermischten. Das Werk kam, wiewohl nicht ohne Anfechtung und Verzögerung, zu Stande. Auch die Stadt Jerusalem wurde wieder aufgebaut, und ein Ort im jüdischen Lande nach dem andern. Und das Volk nahm zu und ward allmählich wieder groß.

Unter dem Gesetzgeber Esra und dem Statthalter Nehemia (um 440 v. Chr.) führten die Juden ein stilles, frommes Leben. Zu der Zeit predigte auch der letzte der Propheten, Maleachi; und er tröstete sie: „Bald wird kommen zu seinem Tempel der HErr, den ihr suchet, und der Engel des Bundes, deß ihr begehret.“ Aber sie vergaßen zu bald des Trostes oder machten einen eitel weltlichen daraus, und wurden weiterhin wieder so verdorben, als wir sie zu des HErrn Jesu Erscheinung noch sehen.

Nachdem sie 200 Jahre unter persischer Hoheit gelebt hatten, kamen sie unter das Scepter des Macedoniers, der die persische Herrschaft zerstörte. Nach dem Zerfall des macedonischen Reichs waren sie zuerst von den Egyptern, dann von den Syrern abhängig.

So weit einstweilen von ihnen; von ihrer ferneren Geschichte späterhin noch ein Weniges. — Wir müssen nun wieder zu den andern Völkern und in der Zeit zurück gehen. Zunächst haben wir es mit dem Reiche zu thun, dessen Macht die Juden aus dem Lande der Väter wegtrieb, wobei wir zugleich noch einen Blick auf das werfen können, welchem die zehn Stämme erlagen.

# VI. Das babylonische Weltreich.

Liebe Leser! Ich muß etwas vorausschicken. Es kommen nunmehr bis auf Christum vier Weltreiche nach einanderfort; und es geht die ganze Geschichte der damaligen Zeit in sie auf, bis auf die Geschichte der griechischen Staaten, welche wir besonders behandeln müssen, und die mitten zwischen jenen ihre Stelle findet.

Unter Welt-Reichen versteht man solche, welche sich über einen sehr großen, ja den größten Theil der damals bekannten Erde ausgebreitet haben. Auf eine höchst merkwürdige Weise sind aber diese Reiche vorherverkündigt worden. Der bereits genannte Nebukadnezar hatte in der ersten Zeit seiner Regierung einen ihn tief erschütternden Traum; derselbe war ihm jedoch seltsamerweise beim Erwachen wieder entfallen, und nur der starke Eindruck davon war ihm geblieben. Was nun alle seine Weisen, von denen er es begehrte, nicht konnten, das that der junge Daniel, welcher, wie wir wissen, schon vor der Zerstörung Jerusalems nach Babel abgeführt worden war; er sagte dem Könige, auf brünstiges Gebet vom Geiste Gottes unterrichtet, beides den Traum und die Deutung. Der König hatte ein sehr großes und schreckliches Bild ihm gegenüber stehen gesehen. Desselben Haupt war von Gold, Brust und Arme von Silber, Bauch und Lenden von Erz, Schenkel und Beine von Eisen, aber die Füße von Eisen und Thon gemengt. Da rollte ein Stein, ohne Hände abgerissen, von einem Berge herab, der schlug an das Bild und zermalmte es. Der Stein aber ward ein großer Berg, daß er die ganze Welt füllte. Daniel deutete das Bild von vier Weltreichen, die einander folgen sollten, und deren letztes hart wie Eisen sein, aber in ein zertheiltes Reich ausgehen würde. Als das goldene

Haupt bezeichnet er selbst das babylonische Reich; nun die silberne Brust ist das Persische, der eherne Leib das Macedonische, die eisernen Schenkel und gemengten Füße das Römische, das aber in das Morgenländische und Abendländische sich theilte. Den zum welterfüllenden Berg werdenden Stein deutet Daniel auf ein unzerstörliches, ewig bleibendes Reich, das darnach Gott vom Himmel aufrichten werde, womit ganz offenbar die christliche Kirche bezeichnet ist.

Das erste Weltreich ist also das Babylonische; wir müssen aber sehen, wie es dazu geworden ist.

## § 1.

## Wie Babel wieder aufkommt.

Es war nämlich lange her kein selbständiges Reich mehr, sondern den Assyrern dienstbar, die einen Unterkönig darüber setzten. Ein solcher war ums Jahr 625 Nabopolassar.

Es gab aber östlich von Assyrien (zwischen diesem Land und dem Kaspischen Meere) noch ein freies Reich, Medien, dessen Hauptstadt Ekbatana hieß. Hier herrschte um diese Zeit der König Cyaxares I. Dieser stand feindlich zu dem Assyrischen Könige Sarak, der der Dritte nach Sanherib war, und schloß mit dem hiezu willigen Nabopolassar einen Bund, um gemeinschaftlich seiner Herrschaft den Untergang zu bereiten. — Durch den aufständischen Unterkönig verstärkt, zog Cyaxares gegen die Assyrer heran. Er traf ihr Heer vom Weine trunken, und trieb sie in ihre Hauptstadt Ninive hinein. Darauf belagerte er die Stadt, aber lange fruchtlos. Endlich ward ein Theil ihrer starken Mauern nicht von ihm, sondern von den Fluthen des Tigris, der hoch über seine Ufer gestiegen war, niedergerissen und so der Weg in sie geöffnet. König Sarak sah jetzt kein Heil mehr; da richtete er einen Scheiterhaufen auf und verbrannte sich selbst darauf sammt seinen Frauen und Schätzen. Ueber Ninive kam aber, was Zephanja (2, 13.) geweissagt:

„Ninive wird Er öde machen, dürre wie eine Wüste, daß die Thiere darin wohnen." Sie ward zerstört, um nie mehr aufgebaut zu werden. Noch jetzt liegt die ungeheure, 3 Tagereisen große Stadt, ein unter Schutt vergrabener Trümmerhaufe von Backsteinen und Alabasterstücken da, unter denen allerlei schöne und mit Keilschrift bedeckte Bildwerke sich finden. Unsere Gelehrten reisen hin, graben aus und lernen wacker assyrisch.

So war Assurs Macht und Pracht hingesunken auf immer! Wie ein dumpfes Tönen hört man von ihr bei den Ruinen der königlichen Hofburg, an deren Eingängen annoch 20 kolossale Stiere mit Flügeln und Menschenköpfen stehen, davon einer 500 Centner wiegt.

Dafür aber erhob sich neben dem Medischen ein Neu-Babylonisches Reich; denn Nabopolassar ward jetzt ein selbständiger König. Und er brachte außer seinem Babylonien oder Chaldäa noch als Stücke des zertrümmerten Assyrischen Reiches einen großen Theil von Syrien und Phönizien, sowie das Land Israel unter seine Gewalt.

## § 2.

## Wie Babel schnell zur höchsten Blüthe gelangt.

Nabopolassars Sohn und Nachfolger war der mehrerwähnte Nebucadnezar (Nabukodrossor).

Dieser stieß mit dem Egyptischen Könige Pharao Necho, Psammetichs Nachfolger, welcher mit einem großen Heer nach Asien herübergezogen war, um auch etwas von den Trümmern des Assyrischen Reichs zu fischen, a. 606 bei Karchemisch zusammen, und besiegte ihn so, daß derselbe nichts Besseres zu thun wußte, als nach seinem Afrika heimzukehren. Jetzt drang Nebucadnezar ungehindert als Eroberer vor. Er bemächtigte sich Juda's und unterwarf sich das Uebrige von Syrien bis an's Meer. Auch Phönizien mußte sich vollends unter sein Scepter beugen. Die eine Krone dieses Landes, Sidon, war schon zerbrochen; die andere und noch prächtigere, Tyrus, widerstand noch. Anno 585 fiel auch diese und ward

zertreten. Sie liegt noch, die weltberühmte Phönizierstadt, wie Ninive in ihren Trümmern, zwischen denen nur einige elende Fischerhütten stehen, als durch Ezechiel geweissagt ist (26, 4. 5.): „Ich will einen Fels aus dir machen, o Tyrus, und einen Wehrd, da man die Fischgarne ausspannet." Hierauf gieng der Eroberer sogar nach Afrika hinüber, und nahm das mächtige Egypten ein, das er jedoch nicht für die Dauer behaupten konnte. Sodann drang er auch in den Osten Asiens vor, und vergrößerte dahinaus sein Reich um ein Bedeutendes. Doch muß gemerkt werden, daß Medien auch während seiner Herrschaft immer ein selbständiger Staat blieb.

So war Babel schnell zu seiner höchsten Blüthe gediehen; es war ein Weltreich geworden und Nebucadnezar ein Weltmonarch. Wie er nun saß auf seiner Hofburg, da hatte er gefangene Fürsten aller Völker und erbeutete Schätze aller Länder und alle Herrlichkeit der Menschen um sich. Seine Hauptstadt selbst war majestätisch und prachtvoll. Sie hatte einen Umfang von 24 Stunden. Die Mauer ringsumher war 200 Ellen hoch und 50 Ellen breit, daß sechs Wagen neben einander auf ihr fahren konnten. 250 Thürme strebten in die Luft, die alle der im Westen der Stadt stehende Belusthurm (die Nimrodsburg) überragte. Sie hatte 100 erhabene Thore, welche mit ehernen Flügeln verschlossen wurden. Mitten durch die Stadt strömte der mächtige Euphrat, und eine großartige Brücke verband beide Stadttheile mit einander. Rechts und links lagen stolze Paläste und Tausende von Häusern in rechtwinklig sich durchkreuzenden Straßen. Es wohnten 2 Millionen Menschen in der Stadt. Es hätten bei ihrem Umfange noch viel mehr darin wohnen können; allein sie umschloß, zu ihrer ungemeinen Zierde, auch eine Menge der schönsten Gärten, lustige Obstwälder, grünende Wiesen und fruchttragende Felder.

Indessen gereichte dem Nebucadnezar, welchem Daniel vom wahren Gott und der Bekehrung zu Ihm predigte, sein hohes Glück zum Uebermuth und jämmerlichen Fall.

Als er einstmals von seinem Schlosse herab, trunken von Stolz und Lust, über seine Hauptstadt hinblickte, rief er aus: „Das ist die große Babel, die ich erbaut habe zum königlichen Haus durch meine große Macht zu Ehren meiner Herrlichkeit!" Kaum waren diese Worte gesprochen, so ward er mit Wahnsinn geschlagen und so rasend, daß man ihn in Ketten legen mußte; und der sich einen Gott däuchte, lag draußen auf dem freien Felde unter dem näffenden Thau des Himmels und fraß Gras wie das Vieh. Nach sieben Jahren kam er wieder zur Vernunft und — „lobte den Höchsten" (Dan. 4, 31.). Nun erkannte er, wie nichtig alle menschliche Größe sei; er erkannte auch den HErrn Jehovah, der sich ihm durch Wort und Schicksal kräftig geoffenbaret, wenigstens so weit, daß er Ihn einen Gott über alle Götter und HErrn über alle Könige nannte und von Ihm bezeugte, daß all Sein Thun Wahrheit sei und Seine Wege recht, und wer stolz ist, den könne Er demüthigen. Da er sich selbst demüthigte vor Gott, so erhob ihn derselbe wieder auf seinen Thron, auf dem einstweilen seine Gemahlin Nitokris weislich regiert hatte; und er herrschte den übrigen Theil seines Lebens in Ehre und Ruhe. — Er zog Kanäle durch's Land, beförderte Ackerbau und Viehzucht, Gewerbe und Künste. Er herrschte mit kraftvollem Arm; aber die Völker unter ihm lebten sicher und im Ganzen ohne harten Druck. Sie lebten in Wohlfahrt. Das mag im „goldenen" Haupte angedeutet liegen; aber wohl auch das und vielleicht noch mehr das, daß Gottes Licht jetzt (mit der Anwesenheit der Juden) in Babel leuchtete und „dieses Land nun der Schauplatz Seiner Regentenwunder geworden war."

Nebucadnezar starb 562 nach 44jähriger Regierung.

## § 3.

## Wie Babel bald wieder zerfällt.

Die Nachfolger dieses Königs, der zuerst in der Welt den Namen des Großen führt, waren nicht so tapfer

als er, aber lasterhafter und schwelgerischer; und ihre Unterthanen verweichlichten in üppigem Leben. So sank das Weltreich eilends und brach in einer Kürze gar zusammen.

Es kamen nach dem Großen noch vier oder fünf babylonische Könige: Evilmerodach, Nerigliſſar, Laborosoarchad, Nabonid und Belſazar. Sie regierten zuſammen nicht mehr als 25 Jahre. Dann erhaschte den Letzten und Schlechtesten von ihnen allen das göttliche Verhängniß.

## VII. Das persische Weltreich.

Von jetzt an werden auch diejenigen Nachrichten, welche wir nicht aus der h. Schrift schöpfen können, immer zuverläßiger: wir empfangen sie wenn nicht von göttlich beglaubigten, so doch von sorgfältig forschenden Geschichtschreibern, welche nahe an der Zeit gelebt haben, von der sie berichten. Von der Perser Herrschaft geben uns aber auch noch die göttlichen Schriften, namentlich die Bücher Daniel, Esra, Nehemia und Esther einige Kunde.

Perſien, das eigentliche Land dieſes Namens, gewöhnlich Persis, in der Bibel Elam genannt, lag jenseits des Tigris, südlich von Medien und Parthien, bis an den Persischen Meerbusen herab. Die alten Perser waren selbst ein Zweig des Ariſchen Urstammes, zu dem das Zendvolk und die Indier gehörten. Ein wohlgestaltetes, kräftiges, tapferes Volk. Man rühmt an ihnen in ihrer bessern Zeit insonderheit noch ihre Wahrhaftigkeit und Schweigsamkeit. Freilich waren sie auch je und je starke Weintrinker; sie hielten ihre Rathsversammlungen beim Wein, wie die alten Deutschen beim Gerstentrank. Sie theilten sich in zehn Stämme, drei Krieger-, drei Acker-

bauer- und vier Hirtenstämme. Der Kriegerstamm der Pasargaden war der vornehmste, und unter diesem das Geschlecht der Achämeniden das edelste.

## § 1.

## Cyrus. (560—529).

Persien war bis anher eine Provinz des medischen Reiches. Cyaxares I., der Zerstörer von Ninive, war gestorben, und Astyages, sein Sohn, Medischer König an seiner Statt. Dieser hatte eine Tochter, Mandane, die er an einen Perser aus dem Geschlechte der Achämeniden, Kambyses, verheirathete.

Nicht lange nach der Hochzeit träumte dem König etwas Seltsames, daß nämlich aus ihrem Schoos ein Weinstock wachse, welcher ganz Asien überschatte. Seine Weisen legten den Traum also aus, daß Mandane einen Sohn gebären werde, welcher ganz Asien beherrschen würde. Der König erschrack; er besorgte, es könne ihm selbst den Thron kosten. Eilends nahm er seine bereits schwangere Tochter wieder zu sich, um sich ihrer Frucht zu versichern. Sie gebar einen Sohn, den Cyrus (Kurus). Der König übergab denselben seinem Hofbeamten Harpagus, daß er ihn tödte. Dieser wollte den Blutbefehl nicht selbst vollziehen, und übergab ihn einem Rinderhirten zum Aussetzen. Der Hirte trug ihn zuerst heim. Seine Frau, die eben ein todtes Kind geboren hatte, bat ihren Mann inständig, ihr das schöne Kind zu lassen und dafür das todtgeborne auszusetzen. Der Mann willfahrte ihr. — So wuchs Cyrus bei den Hirtenleuten auf und ward ein prächtiger Knabe, edler Gestalt, dazu voll Muth, Verstand und Würde. Er hatte so etwas Hohes in seinem Wesen, daß alle seine Gesellen einen Respekt vor ihm faßten und ihn in ihren Spielen immer zum Könige machten. Einst nahm ein medisches Herrlein am Spiele Theil, gehorchte aber dem Könige nicht, und dieser ließ ihm Streiche geben. Der vornehme Knabe lief heim und klagte es seinem Herrn Vater. Dieser beschwerte sich beim

rechten Könige über den groben Hirtenjungen. Astyages ließ den Cyrus vor sich rufen; denn die Könige nahmen sich dazumal auch um kleinere Dinge an. Aber der Hirtenjunge erscheint vor ihm so frisch und frei, und doch dabei so anstandsvoll, so fein in Wort und Geberde, daß der König über ein solches Gewächs auf solchem Boden sich nur so verwundert. Er blickt ihn näher an und denkt, so habe er selbst in seiner Jugend ausgesehen. Er ahnt etwas, setzt an den Rinderhirten und an den Harpagus und erfährt die ganze Sache. Es ist sein Enkelsohn. — Was soll er mit ihm thun? Die Traumdeuter meinen zum Glück, jetzt habe er nichts mehr von demselben zu fürchten, denn der Traum sei bereits erfüllet, weil Cyrus König im Kinderspiel gewesen. Astyages glaubt es und läßt ihn leben, sendet ihn sogar seinen Eltern in Persis zu deren großer Freude. — Aber dem Harpagus kann er es nicht vergeben, daß der Diener seines Königs Befehl unvollzogen gelassen. Er zankt zwar nicht mit ihm, sondern zeigt ihm ein freundliches Gesicht; aber was thut er! Er läd't ihn zu einem Festmahle ein, und läßt ihm einen besonderen Braten vorsetzen. Nachdem derselbe gegessen, fragt ihn der König, wie ihm die Speise geschmeckt habe. „Sehr wohl," erwiederte Harpagus. König: „Weißt du, was für Fleisch es war?" Antwort: „Nein." Der König ruft: „Gebt ihm das Uebrige!" Und es ward ein verdeckter Korb hergetragen, und als er geöffnet ward, sah Harpagus das Haupt, die Hände und Füße seines einzigen Sohnes darin liegen! Solche erschreckliche Rohheit kommt unter den Heiden vor.

Cyrus empfieng bei seinen Eltern die sorgfältigste Erziehung und reifte zu einem ungewöhnlich trefflichen Jüngling heran; er that es Allen zuvor an Tapferkeit und edeln Sitten. Einstmals kam ein Bote zu ihm vom Harpagus, der ihm einen zugenähten Hasen zum Geschenk sandte, den er allein öffnen sollte. Er fand in dem Hasen einen Brief, worin ihn Harpagus auffordert, er solle mit Hilfe der Perser den ungerechten Astyages vom Throne

stoßen. — Cyrus versammelte die mannhaften Perser und hieß sie ein Dornfeld mit Sicheln reinigen; und so groß war sein Ansehen unter ihnen, daß sie nach seinem Willen thaten und einen ganzen Tag im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten. Am andern Tage aber gab er ihnen einen Schmaus. Während sie nun fröhlich waren, fragte er sie, welcher Tag besser sei, der gestrige oder der heutige? Daß sie aus Einem Munde: „der heutige!" riefen, können wir uns denken. Jetzt sprach er mit durchdringender Stimme: „So gute Tage werdet ihr stets haben, wenn ihr euch mit mir gegen den Medischen Zwingherrn erhebt, unter dem ihr jetzt Sklaven seid!" Da jubelten ihm Alle zu, und schnell zog ein wohlbewaffnetes Perserheer gegen Medien. — Astyages hörte die Kunde davon mit großem Zorn und schickte ein stattlich Heer dagegen, über welches er aber, wunderlich verblendet, das Kommando seinem getreuen Diener Harpagus anvertraut hatte. Wie nun die Schlacht bei Pasargadä a. 560 erfolgte, gieng dieser mit einem Theil seiner Truppen flugs zu Cyrus über, so daß die andern Meder im Schrecken darüber die Flucht ergriffen. Cyrus rückte vor Ekbatana, eroberte es und nahm seinen Großvater gefangen.

Er entthronte ihn, behandelte ihn übrigens milde. Ja er überließ die Landschaft Medien dem Sohne desselben, also seinem Oheim, Cyaxares II., welcher gewöhnlich Darius Medus heißt; und begnügte sich selbst vorläufig mit seinem Persis und einigen Nebenländern des gestürzten medischen Reiches.

Indessen wohnte in ihm, wie weiland in Nebukadnezar, ein starker, heißdrängender Eroberungsgeist. Er suchte die Grenzen seiner Herrschaft nach andern Seiten hin weiter auszudehnen; und es glückte ihm, wo er sich hinwendete. So ward er bald ein mächtiger König.

Es erhob sich aber ein anderer mächtiger König jener Zeit, Krösus von Lydien, gegen ihn; denn der hatte eine Schwester des Astyages zur Frau, und wollte seinem Schwager zu seiner vorigen Macht verhelfen.

Wir treten nun ganz in den Vordergrund Asiens, auf jene umfangreiche Halbinsel gegen Griechenland herüber, welche vom Schwarzen, Aegäischen und Mittelländischen Meere umzogen ist und Kleinasien heißt. Wir entsinnen uns, daß Troja auf ihr lag (IV. 4.). Die schöne Halbinsel bestand aus vielen, besonders benannten Landschaften: Lydien (Lud), Mysien, Karien, Phrygien u. s. f. Der König Krösus aber hatte, theils schon von seinen Vorgängern her, theils durch eigene Eroberung, zur Landschaft Lydien fast alles Land östlich hin bis zum Flusse Halys in seine Gewalt bekommen. Er war unmäßig reich; ja er galt für den reichsten König der Erde. Das wußte er aber auch. Er hatte einst den weisen Solon von Athen, der seine Hauptstadt Sardes besucht, und dem er alle seine Schätze gezeigt, gefragt, ob er ihn denn nicht für den Glücklichsten aller Menschen hielte? worauf ihm Solon ernst geantwortet, daß er Niemand vor seinem Ende glücklich preisen könne.

Dieser König rüstete sich also gegen den Cyrus. Vor seinem Aufbruch schickte er aber noch Boten mit einem kostbaren Geschenk nach Delphi in Griechenland und ließ das Orakel über den Ausgang des beabsichtigten Kriegs befragen. Pythia gab die Antwort: „Wenn Krösus über den Halys geht, so wird er ein mächtiges Reich umstürzen.“ Voll freudigen Vertrauens drang er mit seinen siegsgewohnten Schaaren über den Fluß vor. Cyrus rückte ihm entgegen. Bei Pteria (557) stritten beide Heere mit gleicher Tapferkeit, und die Sonne gieng über einer unentschiedenen Schlacht unter. Da nun Cyrus am andern Tag dieselbe nicht erneuerte, legte ihm Krösus das als Furcht aus; weil er übrigens selbst genug hatte, kehrte er wieder in sein Land zurück, entließ leichtsinnig seine Truppen, und ruhte wohlgemuth in seiner Hauptstadt aus. Allein plötzlich erschien Cyrus vor derselben. Seine kühnen Perser erstiegen die Mauern an einem für unersteiglich gehaltenen und darum unbesetzten Orte. Sardes wurde genommen, alle Schätze darin geraubt, der König selbst gefangen.

Da ließ Cyrus, so lautet die Sage, einen hohen Scheiterhaufen bauen und „den Glücklichsten aller Menschen" darauf setzen. Alles Volk stand umher. Da rief Krösus auf seinem schon knisternden Todesthrone mit lauter Stimme: „O Solon, Solon!" Denn er gedachte jenes Ausspruchs und erkannte jetzt, wie wahr derselbe sei! Cyrus forschte nach der Bedeutung des Ausrufs. Als ihm nun Krösus alles sagte, ließ er schnell das Feuer auslöschen; denn er hörte in sich eine Stimme, daß auch er ein dem Wechsel des Schicksals unterworfener Mensch sei. Er nahm den Besiegten zum Freunde an, der stets an seiner Seite sein mußte; hatte aber auch an ihm den getreusten Rathgeber. — Krösus beschwerte sich nachher beim Delphischen Orakel, als welches ihn betrogen habe. Allein dasselbe erwiederte: es habe ja nicht gesagt, welches Reich er verderben würde, wenn er über den Halys gehe; es habe sein eigenes gemeint. Das ist eine Probe von der saubern Zweideutigkeit dieser heidnischen Gottesstimmen.

Das ganze Reich Lydien ward indessen persische Provinz; dazu vom Siegreichen alles noch übrige Kleinasien eingenommen, auch Phönizien besetzt, welches sich größtentheils freiwillig unterwarf, u. s. f. Genug, Cyrus ward ein großmächtiger König. — Es trieb ihn aber weiterhin zu einem noch größern Werke. Das babylonische Reich lebte noch, obwohl ein siechtes Leben. Cyrus wollte ihm den Todesstoß geben. Er verband sich mit seinem Oheim Darius, und zog an der Spitze eines medisch-persischen Heeres gerade auf die stolze Babel los. Wir erinnern uns noch, was für gewaltige Mauern diese Hauptstadt Asiens hatte; auch war sie auf 20 Jahre verproviantirt; König Belsazar saß ganz sicher darinnen. Fast zwei Jahre belagerte sie Cyrus ohne den mindesten Erfolg. Da gerieth er auf einen ungeheuerlichen Gedanken: er ließ den Strom Euphrat oberhalb der Stadt abgraben, so daß nun auf einmal in Einer Nacht seine Fluthen eine andere Richtung nahmen und das Wasser im Strombette durch die Stadt hin nur knietief wurde.

In dieser Nacht — es war eine finstere — schliefen die Bewohner Babels trunken von einem heute gehaltenen Feste, oder sie schwelgten noch. Belsazar saß mit seinen Großen beim Saufgelage. In seinem Rausche ließ er zur Verhöhnung des HErrn Jehovah die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten goldenen Becher holen, und seine Gewaltigen, Weiber und Kebsweiber unter Lobgesang auf die Götzen daraus saufen. Urplötzlich sah er aber eine bloße Hand an der Wand des Saales, welche etwas hinschrieb. Der König erschrack, daß ihm die Lenden schütterten. Seine Weisen sollten ihm die Schrift erklären; sie konnten sie weder deuten noch lesen. Da rieth die Königin-Mutter, nach Daniel zu schicken, der den Geist der heiligen Götter habe. Daniel kam und las die Worte: Mene, Mene, Tekel, Upharsin, welche heißen: „Gezählt, abgewogen und man wird zertheilen": und im Geiste des heiligen Gottes erklärte er sie also: Deine Herrscherzeit, o Belsazar, ist gezählt und vollendet; du bist gewogen und zu leicht befunden; und dein Königreich wird zertheilt und den Medern und Persern gegeben werden. Unterdessen waren schon die Feinde durch das seichte Flußbette in die Stadt eingedrungen. Sie stürmten mit nachgemachtem Festjubelgeschrei in das Schloß, in den Königssaal, und metzelten den Belsazar mit allen seinen Großen nieder. a. 538.

So endete der ruchlose Spötter in einem Blitz des Verhängnisses; von der stolzen Weltstadt hieß es: „Babel ist gefallen!" (Jes. 21, 9.) und das ganze babylonische Reich stürzte krachend zusammen. Es kam mit all seinen Ländern und Völkern in die Hände des Hirtenknaben. Babylonien selbst überließ Cyrus dem Oheim Darius zu seinem Medien. Dieser war es, unter dem der Prophet Daniel, der ein sehr hohes Alter erreichte, zu den höchsten Staatswürden gelangte. Aber Darius lernte auch, so wie Cyrus, den wahren Gott kennen, von dem er das schöne Bekenntniß ablegte: „Er ist der lebendige Gott, der ewiglich bleibt, und seine Herrschaft hat kein

Ende. Er ist ein Erlöser und Nothhelfer, und Er thut Zeichen und Wunder beides im Himmel und auf Erden." Dan. 6. Doch starb derselbe schon zwei Jahre, nachdem er den Thron zu Babel eingenommen.

Und jetzt stand Cyrus als Alleinherrscher und Weltmonarch da. Der Weinstock breitete sich allerdings fast über den ganzen bekannten Kreis von Asien aus. Sein Reich umfaßte Persien, Medien, Assyrien, Babylonien, Kleinasien, Syrien, Phönizien, Palästina und noch Länder östlich gegen Indien hin. Cyrus behandelte seine Unterthanen väterlich, auch die Ueberwundenen mit Schonung, und ließ sich die innere Ordnung seiner Staaten sehr am Herzen liegen. Wie gütig er sich gegen die Juden erzeigte, denen er gleich im ersten Jahr seiner Alleinherrschaft die Erlaubniß zur Rückkehr nach Kanaan gab, haben wir oben (V. § 3.) gesehen.

Indessen konnte er seinem Drang nach immer neuer Eroberung nicht widerstehen, und so bereitete er selbst seinem hohen Herrscherhaupte ein schauerliches Grab. Er zog nordöstlich tief in Asien hinein, um ein am Gebirge Imaus wohnendes kriegerisches Volk, die Massageten, zu unterwerfen, welche von einer streitbaren Königin, Namens Tomyris, beherrscht wurden. Diese führte ihre ganze Macht gegen ihn, und es wurde eine fürchterliche Schlacht geschlagen. Von beiden Seiten kämpfte man mit äußerster Anstrengung; aber die Perser unterlagen zuletzt, sie wurden alle sammt Cyrus zusammengehauen. Tomyris ließ seinen Kopf abschlagen und in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch stecken, wobei sie sprach: „Nun sättige dich im Blut, du nimmersatter Eroberer!" Es war das Jahr 529. Nach andern Berichten siegte er, starb aber an einer empfangenen Wunde.

## § 2.

## Kambyses. (529—522 v. Chr.)

Cyrus hinterließ zwei Söhne. Der Aeltere Kambyses ward König nach ihm. Er hatte die Eroberungs-

sucht seines Vaters, aber dessen bessere Seite nicht; er war ein roher abscheulicher Mensch. Wir müssen hier Gräuel um Gräuel erzählen, und thun es ungerne; aber die Leser sollen die Welt kennen lernen, wie sie war.

Den neuen Perserkönig lüstete zunächst nach dem reichen Egypten. Er zog mit einem zahlreichen Heere dahin. Bei Pelusium an der Grenze ihres Landes traf er mit den Egyptern zusammen, und besiegte sie in einer großen Schlacht (525). Der Egyptische König Psammenit mußte sich mit dem Reste seines Heeres in seiner Hauptstadt einschließen. Aber Memphis ward von den Persern erstürmt und Psammenit mit all den Seinen gefangen. Wie wird der arme König gedemüthigt. Vor seinen und seiner Großen Augen wurden 2000 vornehme Egyptische Mädchen in Sklaventracht mit Krügen vorübergeführt, um Wasser zu schöpfen, und des Königs Tochter ist an ihrer Spitze; dann werden 2000 vornehme Knaben mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde vorbeigeführt, um getödtet zu werden, und des Königs Sohn ist an ihrer Spitze! Psammenit selbst blieb vorerst am Leben; als er aber einen Empörungsversuch machte, mußte er sich auf des Kambyses Befehl an Ochsenblut zu Tode trinken. Mit ihm hatte die Pharaonenherrschaft ein Ende. — Egypten mit all seinen Schätzen ward erobert. Die angrenzenden Länder Lybien und Cyrene unterwarfen sich dem allgewaltigen Perserkönig selbst. Dieser wollte aber auch den Tempelstaat Ammonium in der Wüste und den Priesterstaat Meroë droben in Aethiopien, von dessen Reichthum an Gold und Elfenbein er Erstaunliches gehört hatte, in Besitz nehmen; allein hier zeigte sich's, daß er doch nicht Alles vermochte.

Er entsendete 50,000 Mann gen Ammonium, und sie wurden unterwegs von aufgestürmtem Wüstensande bedeckt, daß nicht Einer den Gott mit dem Widderkopfe sah und nicht Einer rückkehrend die staubige Kehle im Nilwasser reinigte. Er selbst zog mit der Hauptmacht gen Meroë, gerieth aber auch in so dürre Gegenden, daß man je den

zehnten Mann durch's Loos auswählen, schlachten und verzehren mußte, wenn nicht alle Hungers sterben sollten. Er mußte umwenden, ohne sein glänzendes Ziel erreicht zu haben. Voll bittern Unmuths und wilden Grimmes kam er mit seinem sehr gelichteten Heere nach Egypten zurück. Die Egypter feierten eben ein hohes Freudenfest; nach langem Harren hatte sich wieder ein Gott Apis gefunden, so ein ganz schwarzer Stier mit einem weißen Dreieck auf der Stirne; der kündigte ihnen eine neue glückliche Zeit an, und sie führten ihn, bekränzt, unter unendlichen Jubelrufen in Prozession umher. Kambyses ward über diesen Anblick wüthend. Mit eigener Hand stieß er dem Stiergott den Dolch in den Leib, daß er todt niedersank, und durch das Schwert seiner Leute richtete er unter dessen Verehrern ein gräßliches Blutbad an.

Kambyses war ein entsetzlicher Mensch. Er ließ seinen eigenen Bruder Smerdis auf einen leeren Verdacht hin, als strebe er ihm nach der Krone, durch seinen Vertrauten Prexaspes heimlich ermorden. Er gab einmal seiner schwangern Gemahlin einen Fußtritt, daß sie daran starb. Zehn vornehme Perser ließ er unschuldigerweise lebendig, mit dem Kopf nach unten, in die Erde vergraben. Einst fragte er seinen Prexaspes, was die Perser von ihm dächten? Dieser antwortete: „Sie ertheilen dir das größte Lob: nur meinen sie, du seist dem Trunke zu sehr ergeben." Kambyses: „Also glauben sie, ich sei meiner nicht mächtig? Du sollst gleich erfahren, ob sie Recht haben. Denn treffe ich deinen Sohn, der da unten im Hofe steht, mitten in's Herz, so reden die Perser offenbar Unwahrheit, wenn sie sagen, daß ich taumele." Mit diesen Worten nahm er seinen Bogen und schoß den Sohn seines Freundes mitten durch's Herz.

Kambyses hielt sich geraume Zeit in dem gesegneten Egypten auf, dem er ein Fluch ward. Endlich kehrte er in seine Asiatischen Lande zurück, um nach wenigen Wochen darin zu sterben. Und zwar mußte der gräuliche Missethäter sein eigener Scharfrichter sein; da er sich wild

auf's Pferd schwang, fuhr ihm die Spitze seines Schwertes in die Seite und brachte ihm eine tödtliche Wunde bei. Sterbend beklagte er es, daß er seinen Bruder Smerdis habe wegräumen lassen; denn mit ihm erlosch schon des großen Cyrus männliche Nachkommenschaft.

## § 3.

## Der falsche Smerdis. (522).

Zum Scheine dauerte sie noch fort. Nach des Kambyses Tode setzte sich mit Hilfe der Magier (so hießen hier die Priester) ein Magier aus Medien auf den Thron als des Cyrus Sohn Smerdis, welcher nur fälschlicherweise als getödtet in's Gerücht gekommen sei. Das Volk glaubte es um so williger, da ihm der neue Herrscher gleich alle Abgaben auf drei Jahre huldreichst erließ. Daß er sich dem Volke nicht zeigte, fiel zunächst wenig auf, indem die persischen Könige überhaupt in Friedenszeiten meist in's Innere des Palastes zurückgezogen lebten. Doch mußte es befremden, daß er niemanden den Zutritt zu sich gestattete außer den Magiern, durch welche er alle seine Befehle aus dem Palaste gab.

Der über ihn geschöpfte Argwohn ward zur Gewißheit durch ein Weib aus dem königlichen Frauenkreise, welches verrieth, daß der König keine Ohren habe. So brachte man heraus, daß es nur der Magier Sphendates sei, dem früherhin zur Strafe diese Glieder abgeschnitten worden waren. — Jetzt vereinigten sich sieben der vornehmsten Perser, welche die Herrschaft nicht wieder an die Medier kommen lassen wollten, drangen bewaffnet in den Palast, und stießen den Sphendates, im erst achten Monat seiner Regierung, mit vielen andern Magiern nieder. Sie zeigten dem Volke den ohrenlosen Kopf des falschen Smerdis, und dieses lobte die That.

Dieser König ist der Arthasastha (Esr. 4.), der in seiner kurzen Regierung den Tempelbau zu Jerusalem verbot.

## § 4.

## Darius Hystaspis. (522—485).

Wer nun aber von den Sieben den leeren Thron einnehmen sollte, das sollte ein heiliges Loos entscheiden. Die Perser hatten vom alten Zendvolk Zoroasters Religionslehre überkommen, doch dieselbe mit der Zeit etwas verändert. Als Bild des Lichtgottes Ormuzd wurde die Sonne göttlich verehrt. Zugleich trauten die Perser, wie die alten Deutschen, den Pferden einen gewissen prophetischen Geist zu. Also ritten jene Sieben eines frühen Morgens ihrem Lichtgott, der aufgehenden Sonne, entgegen, und wessen Pferd, so war es ausgemacht, dem aufstrahlenden Gotte zuerst entgegenwiehern würde, der sollte König sein. Siehe das Roß des Darius wieherte zuerst. Sogleich sprangen die Andern von ihren Pferden und begrüßten ihn als König.

Darius I. (d. h. Darjawus, Sohn des Wistaspa) sproßte aus dem edelsten persischen Geschlechte, dem der Achämeniden. Dazu heirathete er eine zurückgelassene Tochter des großen Cyrus, die Atossa. Gab's auch noch einige Widersprecher, so saß er doch bald fest auf dem erhabenen Throne.

Er war ein kluger, kräftiger und thätiger Regent. Unter allen persischen Königen that er am meisten für die innere Einrichtung, Verwaltung und Emporhebung seines Reichs. Er theilte es in zwanzig Satrapieen oder Statthalterschaften, und setzte über jede Einen seiner Großen, der in seinem Namen regierte. Ueberallhin legte er Truppen, auf's offene Land wie in die festen Orte, daß seine Herrschaft und die öffentliche Ruhe gesichert sei. Er ordnete das Staatseinkommen genau. Jede der Provinzen, mit Ausnahme von Persis, welches als Heimatland der Könige ganz steuerfrei blieb, mußte bestimmte jährliche Abgaben liefern an Silber und Gold, noch mehr an Landeserzeugnissen, Vieh, Getreide, Oel, Wein ꝛc. Er baute durch alle seine Länder hin schöne und große

Heerstraßen, wodurch die Verbindung und der Verkehr sehr erleichtert wurde. Tag und Nacht eilten auf diesen Straßen Schnellläufer und Schnellreiter hin und wieder, um ihm aus den entferntesten Theilen des Reiches Nachricht zu bringen, und seine Befehle dahin zu tragen. So waren auch die Straßen mit Kaufmannszügen bedeckt, bis aus Tibet und dem Westende Kleinasiens, bis aus der Tartarei und dem fernsten Mohrenlande. Den Handel beförderte er auf jede Weise; an allen Rastorten der Karawanen ließ er Heiligthümer errichten, unter deren Schutz die Kaufleute standen. Der Handel blühte zu seiner Zeit wie nie zuvor.

Indessen war seine Regierung auch kriegerisch genug. Es empörte sich das alte stolze Babel; er mußte es wieder erobern. 21 Monate lag er vergeblich davor; denn seine hohen und dicken Mauern standen noch; und nur durch die beispiellose Selbstverleugnung eines Persers, Zopyrus, gelangte er zum Ziel. Dieser ließ sich Nase und Ohren abschneiden, und den Rücken blutig geißeln, begab sich sofort an's Thor von Babylon und bat als ein Ueberläufer um Einlaß. Drinnen erzählt er, daß Darius ihn so schändlich zugerichtet hätte, flucht ihm, schnaubt Rache gegen ihn. Die Babylonier lassen sich täuschen, geben eine Kriegsschaar unter seinen Befehl; mit dieser macht er Ausfälle, und einzelne Perserhaufen lassen sich verabredetermaßen von ihm schlagen. Jetzt setzen ihn die bethörten Babylonier zu ihrem Oberfeldherrn, und als solcher — liefert er die abtrünnige Stadt in des Darius Hände zurück. Sein dankbarer König machte ihn zum Satrapen über Babylonien und ließ ihm lebenslänglich sämmtliche Einkünfte derselben. Die rebellische Stadt aber wurde hart mitgenommen, ihre Mauern niedergerissen, 3000 ihrer angesehensten Bewohner gekreuzigt. Noch manchen Aufstand warf Darius nieder und dankte (auf Felsinschriften) alle seine Siege dem Schirme Ahuramazda's.

Darius wollte aber auch seine Herrschaft noch vergrößern; und er war der Erste von den asiatischen Herr-

schern, welcher einen Eroberungszug nach unserem Europa herüber unternahm. Es galt dem Volke der Scythen im südlichen Theil des jetzigen Rußlands. — Die Scythen waren wilde Menschen. Sie trieben wenig Ackerbau, meistens Viehzucht; dann auch Vieh- und Menschenraub. Ihre eignen Weiber und Kinder verkauften sie nach Belieben in die Sklaverei. Ihren Sklaven stachen sie häufig die Augen aus, daß sie nicht davon laufen konnten. Unter andern schrecklichen Gebräuchen hatten sie diesen: Wenn der König starb, wurde nicht blos sein Streitroß, sondern auch sein Lieblingsweib sammt sechs seiner Diener lebendig mit ihm begraben; darauf wurden noch fünfzig seiner Unterthanen und ebenso viel Pferde getödtet, ausgestopft, und diese Reiterlarven als Ehrenwache an seinem Grabe aufgestellt. Manche von diesen Scythen aßen Menschenfleisch, und alle tranken das Blut des ersten erschlagenen Feindes. Die Kopfhäute der erlegten Feinde mit den Haaren hiengen an ihren Pferden als Schmuck herunter.

Gegen diese Nation zog Darius mit einem gewaltigen, aus allen seinen Völkern zusammengebrachten Heere. Er setzte über den Bosporus nach Europa herüber, rückte aufwärts bis an den Ister (Donau), passirte ihn auf einer Schiffsbrücke, und drang in das rauhe Land vor. Die Scythen zogen sich stets vor ihm zurück, nahmen keine Schlacht an; machten nur Seitenanfälle; wollte man sie packen, waren sie schnell auf ihren schnellen Rossen davon. Dabei verwüsteten sie selbst das Land vor dem Feind, so daß die Perser aus Mangel an Lebensmitteln sehr in Noth geriethen. Endlich aber, als sie diese weit genug drin hatten, erschienen sie mit ihrer ganzen Macht, um über den geschwächten Feind herzufallen, den sie vernichtet hätten, wenn nicht der kluge Darius mitten in der Nacht, mit Zurücklassung des Gepäckes, einen schleunigen Rückzug angetreten hätte. Kaum gelang es ihm, die Donau zu erreichen und über seine Schiffbrücke, die er hinter sich abbrach, in Sicherheit zu kommen. — Doch war sein Kriegszug nicht ganz vergeblich. Er ließ seinen Feldherrn

Megabazus mit einem Heere unterhalb der Donau zurück, wo Thracien und Macedonien lagen; und demselben gelang es, diese Länder zinsbar zu machen, so daß doch ein schön Stück von Europa gewonnen wurde.

Einen sehr glücklichen Feldzug machte Darius selbst noch bis tief in's östliche Asien hinein. Er drang bis an den Sindhu vor, und unterwarf sich die Völkerschaften am obern Indus eine gute Strecke hinab. — Hier sind wir auf der Höhe der persischen Macht. Dem Darius gehörte Asien von seiner Westspitze bis zum Indus und vom Kaukasus bis nach Arabien; Egypten, Lybien und Kyrene in Afrika, Thrazien und Macedonien in Europa gehorchten ihm. Schauen wir ihn in seiner freilich sehr vergänglichen Herrlichkeit, in seinem für den unsterblichen Menschen doch immer leeren Glück ein wenig an, und werfen damit zugleich einen kurzen Blick auf das persische Hofleben überhaupt, wie es im Ganzen auch unter seinen Nachfolgern blieb.

Dem Könige floßen die Güter und Schätze aller seiner Länder zu. An Gold und Silber nahm er jährlich 16 Millionen Reichsthaler ein zu einer Zeit, wo das edle Metall gegen andere Dinge noch so hoch im Werthe stand. Von allen Gegenden her wurden aber auch Naturalien in erstaunlicher Fülle, und stets das Beste von allem, an seinen Hof geliefert, wodurch dort leider ein sehr üppiges Leben erzeugt ward, das sich dann auch weiterhin unter die Perser verbreitete. Der König hatte eine ungemeine Menge Trabanten, die seines Winkes harrten, die, vorgerufen, das Knie vor ihm beugten und, seinen Befehl zu vollziehen, hinwegflogen. Höhere und Niedere zusammen wurden täglich 15,000 Mann an seiner Tafel gespeist, wobei man sich einen Begriff machen kann, wie viel Mastvieh und Wildbret, Brod und Wein ꝛc. tagtäglich im Palaste verbraucht wurde. Das ist aber nur die männliche Schloßfamilie; dazu ist noch die weibliche zu zählen. Der König hatte 300 bis 400 Gemahlinnen, von denen wohl immer nur Eine als die eigentliche

Königin galt; und diese Frauen hatten wieder Schaaren von Dienerinnen um sich sammt den Verschnittenen, die sie bewachen mußten.

Wenn nun der König auf Reisen gieng, da zog alles mit, und es nahm sich aus wie ein Heereszug. Aber der Gegend, durch welche die Reise gieng, war's etwa ein Prachtspektakel, doch keine Wohlthat; denn sie mußte noch alles extra beischaffen, was der Heereszug zu seinem Leben und Wohlleben brauchte. Es gab aber des Jahrs schon drei ständige Reisen; denn der Hof hielt sich abwechselnd in den Residenzstädten Susa (in der östlich von Unterbabylonien gelegenen Provinz Susiana), Ekbatana und Babylon auf, je nach der Jahreszeit, wo es eben am wonnigsten zu leben, wo die Luft am lieblichsten und das Gefilde am fröhlichsten war. Da brachte dann in den hohen schmuckvollen Schlössern und in den weiten düftereichen Gärten jeder Tag ein Freudenfest.

Aber zu Zeiten machte der König auch eine Art Wallfahrtsreise nach Persepolis, der Hauptstadt von Persis; das war so zu sagen die Todtenresidenz. Hier war der Palast in einen Marmorberg eingehauen, und man staunt noch heute die Ruinen an, wie da Wälder von hohen Säulen stehen, häuserbreite Treppen von einer Terrasse zur andern führen ꝛc. Jeder König bekam daneben seine eigene Todtenwohnung; hier wurde er nach seinem Leben in einem herrlichen Sarkophage beigesetzt und Haufen von Gold und Silber um ihn herumgelegt, die ihm freilich nichts mehr halfen, am wenigsten den jenseitigen Richter bestechen konnten, ihm einst eine selige Urständ zu verleihen. Da sah also der König zu Zeiten die Sarkophage seiner Vorgänger und seine eigene dereinstige Ruhestätte an und konnte sich dabei sagen, daß alle seine Herrlichkeit sei wie des Grases Blume.

Wir hätten noch von einem Unternehmen des Darius Hystaspis gegen Griechenland zu reden, in das er sich gegen das Ende seines Lebens einließ, wodurch er seine Macht etwas schwächte. Das soll aber im nächsten Ab-

schnitt bei der griechischen Geschichte besprochen werden. So bleibt nur noch zu bemerken, daß auch dieser bis anher größte Weltmonarch nach 36jähriger glänzender Regierung starrtodt nach Persepolis gebracht wurde.

## § 5.

## Die folgenden persischen Herrscher. (485—331).

Wir zählen noch die Reihe derselben auf bis zum Untergang ihres Reiches, erwähnen aber sonst nur wenig von ihnen, weil das Merkwürdigste sich auch in die nachfolgende Geschichte einflicht. Doch thuet einen Blick in die Gräuel und Scheuel bei ihnen und in den Verfall des Weltreichs hinein.

Auf Darius I. folgte Xerxes I. (Kscharscha), sein Sohn und Enkel des Cyrus von mütterlicher Seite. Er regierte 21 Jahre. Er ist der Ahasveros der Schrift, der die Jüdin Esther zur Gemahlin nahm. Er hat den Hauptkampf gegen Griechenland geführt. Aber auch keinen glücklichen! Vor größerem Schaden suchte er sich durch Bestechung der feindlichen Führer zu helfen. Er büßte sein Leben durch eine Verschwörung ein. 465.

Ihm folgte sein Sohn Artaxerxes I., genannt Langhand. Die Satrapen werden mächtig dem Könige gegenüber und wagen Empörungen, welche nur mit Mühe unterdrückt oder durch traurige Nachgiebigkeit gestillt werden. Hier hebt sich das Uebel an, daß der Weltregent sich selbst von seinem Weiberhof, namentlich von der Königin-Mutter und der ersten Gemahlin, regieren läßt. Langhand † 424.

Es folgt sein einziger ächter Sohn Xerxes II. Er ist nur 45 Tage König; dann wird er von seinem unächten Bruder Sogdianus getödtet. Dieser nimmt den Thron ein, doch nur auf sechs Monate, um gleichfalls durch einen Stiefbruder gestürzt zu werden 423.

Dieser, Darius II. Nothus, behauptet sich und regiert 18 Jahre. Nicht aber eigentlich er, sondern seine Gemahlin Parysatis und drei Verschnittene. Es geht

mit dem persischen Reiche immer tiefer abwärts. Die häufigen Empörungen der Satrapen können nicht durch Macht, nur durch List gedämpft werden. Darius II. † 405.

Ihm folgt sein ältester Sohn, Artaxerxes II. Mnemon. Er muß vier Jahre mit seinem rebellischen Bruder Cyrus, dem Jüngern, kämpfen, bis dieser in einer großen Schlacht bei Kunaxa fällt. Er regiert 43 Jahre, also am längsten unter allen persischen Königen. Das Weiberregiment dauert aber fort. List und Betrug nimmt immer zu. Das Mittel der Bestechung wird mehr als je angewandt. Man schützt sich gegen den siegenden Feind dadurch, daß man ihm andere Feinde anhetzt. Die verweichlichten Perser können ohne fremde Soldaten und Feldherren nichts mehr ausrichten. Aber durch solche, durch Gold und Ränke vermehren sie noch einmal ihre Macht nach außen. Artaxerxes II. † 362.

Ihm folgt sein Sohn Artaxerxes III. Ochus. Dieser sucht sich durch Ermordung aller seiner Brüder und nächsten Verwandten im Regiment zu befestigen. Er regiert 24 Jahre. Furchtbar grausam und doch erbärmlich schwach. Der Verschnittene Bagoas führt in der That das Scepter. Empörung über Empörung in den Provinzen, die nur durch die schlechtesten Künste und durch griechische Hilfstruppen unterdrückt werden. Bagoas vergiftet den blutbefleckten König, 338. — Dessen Sohn Arses ist ein vollendeter Schwächling. Der Verschnittene herrscht unter seinem Namen, bis er ihn wie seinen Vater ermordet. 336.

Darius III. Kodomannus macht den Beschluß der persischen Könige. Er ist ein Seitenverwandter des ausgerotteten königlichen Hauses. Ein anderer Fürst als die vorigen, von stattlicher Gestalt, tapfer und menschenfreundlich. Er kann aber das in sich selbst aufgelöste Reich vor dem Untergange nicht mehr bewahren. Das ganze Volk, Vornehme und Gemeine, ist durch Ueppigkeit, Treulosigkeit und Sünde aller Art in geistliche Fäulniß übergegangen. Schon ein paar Jahre nach seinem Re-

gierungsantritt erhebt sich gegen ihn der Macedonier, der Stifter des dritten Weltreiches, und von zwei oder drei gewaltigen Stößen desselben stürzt das zweite, nachdem es so lange gewankt, völlig zusammen. Der edle Darius liegt, von Verrätherhand geschlachtet, unter den Trümmern. 331. Davon näher bei der Macedonischen Geschichte.

Ehe wir aber zu dieser kommen, haben wir die griechische Hauptgeschichte einzufügen.

## VIII. Griechenlands Hauptgeschichte.

Jeder Theil dieses Landes faßte von uralter Zeit her mehrere Landschaften in sich. Nordgriechenland enthielt in Epirus drei Landschaften: Molossis, Thesprotia und Dodona; in Thessalien fünf: Pelasgiotis, Thessaliotis, Estiäotis, Phthiotis und die Landzunge Magnesia. Hellas hatte neun Landschaften: Attika, Megaris, Böotia, Phocis, das östliche und westliche Lokris, Doris, Aetolia und Akarnania. Der Peloponnes zählte eben so viele: Korinthia, Sicyonia, Phliasia, Achaia, Elis, Arkadia, Argolis, Messenia, Lakonia. Hellas und der Peloponnes hängen durch eine schmale Landenge zusammen, welche der Isthmus heißt (IV. § 4.).

Es sollen aber auch die merkwürdigsten von den vielen Inseln angeführt werden, welche um Griechenland herum liegen. Wir fangen dabei an der Westseite an und gehen nach Osten herum; Corcyra (jetzt Corfu), Leukadia, Cephalonia, Zacynthos, Cythera, Aegina, Salamis, Euböa; Andros, Ceos, Tenos, Cythnos, Delos, Paros, Naxos; und tiefer nach Süden herab die große Insel Kreta. Auch an der Küste von Kleinasien liegen viele Inseln, die von Griechen

bevölkert wurden; die berühmtesten sind: Lesbos, Chios, Samos, Kos, Rhodos, und südöstlich die große Insel Cypern (Chittim). — Noch ist zu merken, daß das Meer zwischen Griechenland und Kleinasien das Aegäische heißt, und daß die Inseln darin, welche gegen Griechenland her liegen, zusammen die Cykladen, welche gegen Kleinasien hin liegen, zusammen die Sporaden genannt werden. Die von der klarsten Luft umflossenen grünen Eilande im dunkelblauen Meere waren wunderlieblich.

## § 1.
## Die Dorische Wanderung.

Etwa drei Menschenalter nach dem trojanischen Krieg, um 1100, brachte die sogenannte Dorische Wanderung eine große Bewegung und Veränderung in Griechenland hervor. Hellenen vom Dorischen Stamme, welche am hohen Olympos in Thessalien saßen, verließen unter Anführung der Herakliden (Nachkommen des Herakles) Kresphontes, Aristodemos und Temenos ihre Wohnplätze, durchzogen Hellas, schifften über den Korinthischen Meerbusen und drangen im Peloponnes ein. Mit ihres starken Armes Kraft bemächtigten sie sich eines großen Theils desselben. Die von ihnen verdrängten Bewohner des Landes verdrängten Andere wieder, und so fand, wenn auch der Name der Landschaften blieb, ein großer Wechsel der Bewohnerschaft statt.

Aber nicht dieß allein. Viele wanderten vom griechischen Festlande ganz aus und suchten in der Fremde eine Heimat. So die aus dem Peloponnes vertriebenen Jonier, welche zuerst in Attika bei ihren Stammgenossen Aufnahme gesucht und gefunden hatten; sie sagten nachher dem Vaterlande gänzlich Lebewohl, steuerten nach Osten, und ließen sich auf den kleinasiatischen Inseln, Chios, Samos ꝛc. und auf der mittleren Westküste Kleinasiens selbst nieder, welche von dem an Jonien genannt ward. Hier gründeten sie zwölf Städte, die zu ausnehmender Blüthe gediehen. Milet war die blühendste

darunter; nach ihr kam Ephesus; Phokäa prägte die ersten Münzen. Andere Vertriebene wendeten sich wo anders hin. — Nachdem aber das Auswandern einmal begonnen hatte, war es, wie wenn ein schwerer Stein oben am Berge sich losgemacht hat und fortrollend auch andere mit in's Rollen bringt; es währte jetzt einige Jahrhunderte fort. Auch aus andern Ursachen, aus der alten, wiederaufgewachten Abenteuerlust, dann wegen Uebervölkerung in der Heimat, dann um des Handels willen, der allmählich von den Phöniziern auf die Griechen übergieng ꝛc., zogen diese nach allen Richtungen in die Fremde.

Mit der Zeit gab es griechische Kolonieen an der ganzen Westseite Kleinasiens hin, wo die Ansiedler mit urverwandten Stämmen (Altjoniern) leicht zusammenschmolzen; weiter auf den Inseln, darunter besonders Rhodus ein mächtiger Handelsstaat wurde. Es gab solche ferner im Norden der Thrazischen Küste entlang und, Sinope voran, um den ganzen Pontus herum; auch Byzanz (Konstantinopel) war eine griechische Pflanzstadt. Deßgleichen wieder tief im Süden das schon genannte Cyrene auf der Küste Afrika's. Auch nach Westen hin gieng der Lauf der Griechen. Sie nahmen den untern Theil Italiens in Besitz, den sie gar Großgriechenland nannten. Daselbst erhoben sich die Städte Heraklea, Kroton, Neapolis ꝛc. Sie faßten weiterhin auf der großen Insel Sicilien Fuß, und bauten mehrere Städte darauf, worunter Syrakus und Messana die wichtigsten waren. Auch das ferne Gallien betraten sie; dort gründeten kühne Phokäer das berühmte Massilia (Marseille) und nisteten sich neben den Phöniziern sogar am spanischen Gestade ein. Den barbarischen Eingebornen brachten sie doch einige menschliche Kultur.

## § 2.

## Veränderung in den staatlichen Verhältnissen Griechenlands.

In den frühesten Zeiten wurde das griechische Volk

von vielen kleinen Königen beherrscht, da auch immer der Sohn dem Vater im Regiment folgte. Aber vom Jahr 1000 an so ein paar Jahrhunderte herab da änderte sich die Sache; es hörte überall die Herrschaft der Stammfürsten auf. Es kamen so viele Städte empor, und die reich und stolz gewordenen Bürger meinten, sie wären Mannes genug, sich selbst zu regieren, und brauchten nicht mehr dem Gebot eines Einzigen zu gehorchen. So denn nun, wann der König starb, ließen sie dessen Sohn nicht mehr auf den Thron steigen, oder sie jagten auch in ihrer Gewaltthätigkeit den lebenden Fürsten davon.

Es entstanden auf diese Weise allenthalben sogenannte Republiken oder Freistaaten. Die Zahl derselben ward aber außerordentlich groß; denn fast jede Stadt gab sich eine eigene Verfassung und bildete einen Staat für sich. Nur die Landschaften Attika und Lakonien waren jede das Gebiet Einer Hauptstadt.

Also Freistaaten hatten jetzt die Griechen und sie hielten viel auf ihre Freiheit. Diese mag auch sehr schön herfehen; aber es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wo keine einheitliche und erbliche Regierung besteht, da ist ewige Unruhe. Immer sind die Einen eifersüchtig auf die Andern, welche sich gerade am Ruder befinden, da die doch auch nicht besser wären als sie, und suchen ihnen das Regiment zu nehmen und sich zuzueignen, und die Parteienkämpfe hören nicht auf. Ist die Gewalt doch nur in den Händen der Vornehmen, so wird sie von diesen gewöhnlich härter ausgeübt als von einem Monarchen, und statt Eines Herrn hat man viele. Ist die Gewalt wirklich beim gesammten Volk, so geht's fast immer nach Laune und Eigennutz; da werden schändliche Bestechungen getrieben, um sich die Führer des großen Haufens geneigt zu machen, und die besten Bürger, die Retter und Beglücker des Vaterlands, werden verjagt, ja gemordet, wie wir in der folgenden Geschichte die ergreifendsten Beispiele sehen werden. Ach, die rechte Freiheit, das ist die, welche Christus gibt, die edle Freiheit der Kinder Gottes. Sonst

in den zeitlichen Verhältnissen ist's gar gut für den Menschen unterthan sein; er kann eher dabei Demuth lernen. Und wer hienieden recht dient, der wird ja einmal herrschen.

Uebrigens haben die werthen Leser schon bemerkt, daß die Freistaaten vornämlich von zweierlei Art sind, darnach sie wieder verschiedene Namen empfangen. Ist die Hauptmacht bei den Vornehmen, Adeligen, so nennt man die Republik eine Aristokratie; ist die Hauptmacht bei dem gesammten Volke, so nennt man sie eine Demokratie. Manchmal kommt die Macht nur an einige Wenige, das heißt dann Oligarchie; wenn aber der eigentliche Pöbel herrscht, das heißt Ochlokratie. — Es ereignete sich auch, wie in Sicyon oder Korinth, daß sich Einer aus dem Volk wieder zum unumschränkten Herrscher aufschwang. Solch Einer empfieng den Namen Tyrann und ließ sich ihn gefallen; denn dieses Wort bedeutete ursprünglich nur einen nicht durch Erbrecht, sondern durch Gewalt zum Regiment gekommenen Herrscher, und lag sonst noch kein schlimmer Begriff darin. Mehrentheils geschah es, daß das gemeine Volk selbst, um dem Drucke der Aristokraten zu entgehen oder um aus gräulicher Verwirrung nur wieder zu einiger Ordnung und Ruhe zu gelangen, Einem zur Tyrannis verhalf, wie sie sagten. Aber weil doch mit der Zeit die meisten dieser Herrscher einen harten Scepter führten, so erhielt später der Name die Bedeutung: grausamer Herrscher.

## § 3.

## Die zwei vornehmsten Staaten Griechenlands.

Unter allen griechischen Staaten ragen zwei hoch über die andern empor: Sparta und Athen. Um sie bewegt sich das Meiste der griechischen Geschichte. Sonst hat kein Staat vor den andern sich sonderlich hervorgethan, bis späterhin einmal Theben auf kurze Zeit.

### Sparta

war eine Stadt in Lakonien, der untersten Landschaft des

Peloponnes. Sie lag in einem grünen und wohlgebauten Thale am lorbeerbeschatteten Flusse Eurotas; hüben und drüben rauhes Gebirg. Die ganze Landschaft außer dem Thal des Eurotas, der es in der Mitte von Norden nach Süden durchströmt, war rauhes Gebirg. Westlich steht der hohe Berg Taygetos, von dessen Gipfel man fast den ganzen Peloponnes übersehen kann. — Dem Lande glichen seine Bewohner. Sie waren ein Theil jener eingedrungenen Dorier neben unterjochten Achäern. Den Söhnen des Aristodemos, Eurysthenes und Prokles, war Lakonien durch's Loos zugefallen. Sie herrschten beide zugleich als Könige darüber, und die Herrschaft blieb bei ihren Familien, aus denen immer zwei Könige, je einer aus einer, miteinander regierten.

Es gieng aber mit der Zeit wüst und wild im Staate zu, daß sogar einmal einer der Könige, Polydektes, im Aufstand umkam. Da stand ein großer Mann auf, Lykurgos, ein Zeitgenosse des Propheten Elias, der ein Bruder war des Getödteten und an seiner statt den Thron besteigen sollte, aber darauf zu Gunsten seines Neffen Charilaus freiwillig verzichtete. Dafür sann er über eine seinem Volke passende Staatsverfassung nach; und als er jahrelang nachgesonnen, auch auf weiten Reisen die Einrichtungen anderer Staaten erkundet hatte, gab er im Jahr 880 Sparta eine sehr eigenthümliche, in der alten Welt vielbewunderte Verfassung, die wir nach ihren Grundzügen kennen lernen wollen.

Die bisherigen zwei Könige, aus dem Geschlechte der Herakliden, sollten zwar hinfort noch an der Spitze des Staates bleiben, doch nicht mit königlicher Machtvollkommenheit; sie sollten, wenn auch den Titel beibehaltend, nur die Präsidenten der obersten Staatsbehörde, so wie die Feldherren im Kriege sein. — Die oberste Staatsbehörde wurde aus 28 Mitgliedern (ohne die zwei Könige) gebildet, welche Geronten d. h. Alte hießen, denn keiner sollte unter sechzig Jahre zählen; daher sie Gerusia (Rath der Alten) genannt ward. Aus den Tugendhaftesten

und Erfahrensten sollte sie gewählt werden. Diese Gerusia schaltete und waltete. Die wichtigsten Sachen, wie die Frage über Krieg und Frieden, die Einführung neuer Gesetze ꝛc. kamen wohl an die Volksversammlung; allein das Volk redete nicht; die Gerusie trug vor und setzte auseinander, und fragte endlich: „Wollt ihr das?" Darauf riefen die Einen: „Ja!" und die Andern: „Nein!" und das stärkere Geschrei sollte entscheiden. Ob aber das Ja oder das Nein lauter geschrieen worden sei, das bemaß die Gerusie, und handelte, und brauchte sich nicht zu verantworten. Die Hauptmacht war in den Händen der Geronten, und darum war die Verfassung Sparta's eine Aristokratie. Hinwiederum hatten nur diejenigen Zutritt zu der Volksversammlung und überhaupt das volle Bürgerrecht, welche sich als Nachkommen der eingewanderten Dorier ausweisen konnten. Diese allein wurden Spartiaten genannt und wohnten beisammen im Thale, während unter dem Namen Lacedämonier auch die Periöken mitbegriffen waren.

Denn außer jenen gab es Periöken, zu deutsch Umwohner. Das waren die Nachkommen der besiegten frühern Bewohner Lakoniens (Achäer), welche im Lande zurückgeblieben. Sie wohnten auf den Abhängen des Gebirgs, das sie bebauten, hatten persönliche Freiheit, auch die Ehre, mit in den Krieg ziehen zu dürfen, aber keinen Antheil an der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten. — Dann gab es noch die Heloten, Leibeigene. Denn die sog. Freiheit und die abscheuliche Sklaverei sind je und je beisammen gewesen. Die Heloten galten nicht für Personen, sondern nur als Sache; sie gehörten zu dem Grundstück, das jeder Spartiate für sich besaß, durften aber weder verkauft noch verschenkt werden.

Alle Ländereien nämlich zog der Staat ein. Ein Theil davon wurde an die Familien der Spartiaten gleichmäßig vertheilt; und diese ließen ihr Grundstück von den ihnen mit zugefallenen Heloten zu ihrem eigenen Nutzen bebauen. Der andere Theil der Aecker wurde den Periöken gegeben, welche wohl die Früchte für sich selbst sam-

meln durften, jedoch davon einen Erbpacht an den Staat abtragen mußten. — Zu seinem Familiengrundstück durfte, um Reichthum und Armuth unter ihnen zu verhindern, kein Spartiate ein zweites bringen. In erledigte Ackerloose konnten tüchtige Periöken eingesetzt und damit zu Spartiaten gemacht werden. Es sollte auch kein Gold und Silber unter ihnen umlaufen; Geld wurde aus Eisen geschlagen. In ihren Häusern sollten die einfachsten Geräthe stehen, bei der Kleidung aller Putz, bei der Nahrung alle Ueppigkeit vermieden werden. Auf daß dieß auch wirklich geschehe, aß man nicht daheim in seiner Familie, sondern in gemeinschaftlichen Speisehäusern, wobei der Hauptbestandtheil des Mahles eine schwarze Blutsuppe war, welche Fremde kaum hinunterbringen konnten.

Bei der Erziehung der Kinder war Körper- und Gemüthsstärke das vorzügliche Augenmerk. Nur gesunde und kräftige Kinder blieben am Leben; die kranken und schwachen wurden auf die Seite gethan, gewöhnlich in eine Schlucht des Taygetos geworfen. Bis zum achten Jahre giengen die Kinder nackt. Von früh an fortwährend schliefen sie nur auf Schilfgras. Mit dem achten Jahre wurden sie den Ihrigen genommen und zusammen in Staatsgebäuden sehr strenge erzogen. Knaben und Mädchen mußten sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen härten. Die Knaben wurden noch besonders im Hunger- und Durstleiden, im Nächtedurchwachen, in Ertragung der Hitze und des Frostes geübt. Sie sollten gegen alle Beschwerden und Schmerzen unempfindlich werden. Jährlich am Feste der Göttin Artemis wurden sie, ohne etwas verschuldet zu haben, vom Ersten zum Letzten herab bis aufs Blut gegeißelt, und Keiner durfte dabei wehklagen. Uebrigens wurde doch auch ihr Geist etwas kultivirt, sie empfiengen Unterricht im Lesen, Schreiben, und Singen, und namentlich leitete man sie zu einem richtigen Urtheil an. Das sollten sie kurz und bündig aussprechen; schwätzen durfte Keiner; wenig reden und darin viel sagen, das ziere den Menschen. Lakonische Antworten sind sprüchwörtlich geworden.

Sie wurden zu einem wohlanständigen und tugendhaften Wandel, freilich nach heidnischen und insonderheit spartanischen Begriffen, ernstlich angehalten. Namentlich sollte ihnen Trunkenheit als eine große Schande gelten. Man führte öfters besoffene Heloten in den Speisesaal der Jugend, damit sie an dem unfläthigen Wesen derselben die Völlerei verabscheuen lerne. — Gehorsam ward auf's Schärfste eingeprägt, und nicht nur gegen Eltern und Vorgesetzte. Die kleinen Kinder mußten den Knaben, die Knaben den Jünglingen, die Jünglinge jeglichem Bürger gehorchen, wie Alle wiederum den Geboten des Staates. Keiner sollte einen eigenen Willen haben, Jeder seine Lust, seine Neigung, sein Gut und Blut dem Staate opfern. Wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken können, daß es doch bei den Christen in Beziehung auf das Reich Gottes so sein möchte.

Wir sehen aber, der Hauptzweck der Lykurgischen Verfassung war der, die Spartaner zu einem recht starken Volk und mächtigen Staate zu machen, der sich über alle emporthue und von keinem überwunden werde. Sparta durfte keine Mauern haben; die Tapferkeit der Bürger sollte ihre Mauer und die Furcht der Fremden ihr Graben sein. Nur die Jagd brachte Abwechslung ins eintönige Leben.

Als Lykurgus seine Gesetze — in kurzen Sprüchen, die das Volk auswendig lernte und von Mund zu Mund fortpflanzte — entworfen hatte, bat er zuerst das Delphische Orakel um einen Ausspruch hierüber. Dasselbe lobte und heiligte sie. So wurden sie williger und freudiger angenommen. Und als dieß geschehen, ließ er sich vor dem Antritt einer Reise von seinen Mitbürgern schwören, daß sie bis zu seiner Wiederkunft nichts daran ändern wollten. Aber siehe, er kehrte nie mehr zurück; und so waren sie eidlich gehalten, dabei zu bleiben. Die Lykurgische Verfassung bestand gegen 400 Jahre unverändert und die Spartaner wurden ein heldenhaftes Volk, aber auch ein stolzes, ein mächtiges, aber auch gewaltthätiges.

Mit ihrer Tugendhaftigkeit sah es nicht in allen

Stücken zum Besten aus, oder sie hatten eben ihre eigene Vorstellung von der Tugend. Sie führten mit ihren westlichen Nachbarn, den Messeniern, ihren Dorischen Stammgenossen, zwei ungerechte und grausame Kriege (743—23 und 645—28), und machten dieselben nach dem siegreichen Ende des einen zu Periöken, und nach dem des andern zu Heloten. Dann griffen sie aus bloßer Herrschsucht ihre nördlichen Nachbarn, das Hirtenvolk in Arkadien und die Leute in Argolis an, und rissen ihnen weg, so viel sie konnten. Und sie streckten ihre raubgierigen Hände und ihren gebieterischen Sinn noch weiterhin aus.

## Athen.

Am südöstlichen Ende von Mittelgriechenland lag die Landschaft Attika. Sie streckt sich ins Aegäische Meer hinein als eine Halbinsel, welche mit ihrer Spitze in das hohe Vorgebirge Sunium ausläuft. Sie ist im Innern auch gebirgig; da erhebt sich der honigreiche Berg Hymettus und der marmorreiche Pentelikon und das silberreiche Gebirge Laurium. Sie hat aber auch treffliche Thäler und Ebenen, in welche von den duftigen Höhen nicht viele, aber silberhelle Bäche herabfließen und die mit edeln Gewächsen mancherlei Art, namentlich aber mit Wäldern von Oelbäumen, bedeckt sind, aus denen noch die Bewohner ihre Hauptnahrung ziehen. — Hier lebte das geistreichste und heiterste Volk der alten Welt. Aber „geistreich" nicht in dem Sinne, wie man von geistreichen Predigten spricht, und „heiter" in einer Freude, von der doch, wie schön sie hersehen mochte, die heilige Stimme spricht: „Ich will es ein Ende machen mit all ihren Freuden" Hos. 2, 11. Bei diesem Volke entfaltete sich der menschliche Geist am herrlichsten. Verstand und Witz, Kunst und Wissenschaft, so weit die Kräfte der Natur reichen, kamen hier in wunderbarem Glanze hervor. Aber es war doch im Ganzen ein sehr leichtes lockeres Volk und ein sehr eitles, ehrgeiziges, selbstsüchtiges

Volk, und war im Höheren blind wie die andern, ob es auch Einige ahnten und sehnsüchtig zu ihm hinstrebten.

Das ganze Land Attika wurde schon von Theseus (IV. § 4.) zu Einem Staate vereinigt, dessen Hauptstadt das unfern des Meeres gelegene, mit drei nahen Schiffshäfen versehene Athen war. Es war aber nicht blos die Hauptstadt im gewöhnlichen Sinne, sondern alle freien Bewohner Attika's galten als Bürger dieser Einen Stadt. Sie war Alles in Allem; daher wir auch hinfort nur von den Athenern reden, ohne die anderen Bewohner Attika's auszuschließen. — Hier herrschten von Theseus ab Könige, bis auf Kodrus, welcher a. 1068 sich selbst in den Opfertod gegeben haben soll, weil ein Orakel ausgesprochen, es würden, thäte er dieß, die vom Peloponnes heraufdringenden Dorier Attika nicht erobern können. Haben auch nicht bekommen. Von da an schon war Attika ein Freistaat. Es hatte aber der Adel, hier die Eupatriden genannt, die Macht einige Jahrhunderte lang; es bestand also auch in Attika zuerst eine Aristokratie. Allein die Aristokraten übten Zwang und Frevel aus; darüber wurde der gemeine Mann aufgebracht und setzte sich wider sie, und es folgten lange Unruhen und schwere Kämpfe. Zuletzt trat eine völlige Anarchie (Gesetzlosigkeit und Zerrüttung) ein. Da flehten Alle den Solon an, durch eine neue Gesetzgebung dem betrübten Zustand der Dinge ein Ende zu machen.

Solon, den wir schon von Crösus aus kennen (VII. § 1.), ein Zeitgenosse des Propheten Daniel, der Weise zugenannt, wird geschildert als ein Mann voll Verstand und Würde, und obwohl er von vornehmem Geschlechte stammte, voll Bescheidenheit, Milde und Freundlichkeit gegen die Aermsten und Geringsten. Er hatte durch seinen Charakter, sowie schon durch Verdienste um seinen Staat und ganz Griechenland, sich das allgemeine Vertrauen erworben. Er willfahrte der allgemeinen Bitte und gab seinem Staat eine Verfassung a. 564, die wir nun auch in ihren Grundzügen darstellen wollen.

Solon theilte alle Bürger, außer denen es noch Metöken (Schutzgenossen) und Sklaven gab, nach ihrem Vermögen in vier Klassen, in solche, welche 500, 360, 180 und weniger Scheffel Gerste jährliche Einkünfte hatten. Darnach wurden die Steuern berechnet, und die Reichsten entrichteten am meisten. Zum Kriege hatten sich die zwei ersten Klassen als Reiter, die zwei letzten als Fußsoldaten, und zwar die dritte als Schwerbewaffnete, die vierte als Leichtbewaffnete zu stellen. Alle vier Klassen nahmen gleichen Theil an den allgemeinen Bürgerrechten, namentlich an der Volksversammlung, und sie genossen dasselbe Recht vor Gericht, so daß dem Herrenstand hinfort kein Vorzug vor Gericht mehr eingeräumt wurde. Aber nur die drei ersten Klassen konnten zu Staatsämtern gelangen, die vierte nicht.

Die Regierung des Staats besorgten neun Archonten (heißt Regierer), welche jährlich neu gewählt wurden. Ihnen zur Seite stand ein Ausschuß von 400 Bürgern, die Bule, zu deutsch der Rath. Er hatte den Archonten mit Rath beizustehen; an ihn mußten alle Anträge gebracht werden; er führte den Vorsitz bei der Volksversammlung. — Die Volksversammlung war der eigentliche Herr. Sie war es, welche über die Vorlagen und einstweiligen Beschlüsse der Bule verhandelte und endgiltige Bestimmung traf, welche neue Gesetze gab, politische Verbrechen bestrafte, die Steuern festsetzte, die Verwendung der Staatseinkünfte controlirte, die Beamten wählte, über Krieg und Frieden entschied ꝛc. Sie stimmte durch Handaufhebung oder durch Abgabe eines Steinchens, auch eines beschriebenen Scherbens ab, und die Mehrheit der Stimmen entschied. So war denn die Hauptmacht bei dieser Volksversammlung, und der Athenische Freistaat eine Demokratie.

Aber nun setzte der weise Solon noch eine hohe Behörde hin, den Areopag, welcher aus den jährlich abgehenden Archonten, die bei der Prüfung ihrer Amtsverwaltung untadelig befunden wurden, gebildet wurde.

Dieser Areopag hatte über die öffentliche Erziehung der Jugend, über die Sitten der gesammten Bürgerschaft, über die Aufrechterhaltung der Religion zu wachen. Er hatte das Gericht in den peinlichen Fällen, Mord, Meineid, Religionsstreit, während über die andern gewöhnlichen Rechtsfälle eine Art Geschwornengericht, die Heliäa, urtheilte. Der Areopag hatte aber auch das Recht, die von der Volksversammlung gefällten Beschlüsse, wo er es nöthig fand, nachgehends zu prüfen und selbst sie außer Geltung zu setzen. Er sollte da nur in äußerster Noth, um Uebereilungen des Volks zu bessern, eingreifen; aber wir sehen, welch heilsame Schranke dieser hohe Gerichtshof für das launenhafte, leidenschaftliche, oft so ungerecht verfahrende Volk und namentlich für ein Athenisches Volk war, und daß also Solon eine gemäßigte Demokratie einführte. — Das war des Gesetzgebers Hauptabsicht, die Leitung des Staates in die Hände der Verständigsten und Gebildetsten zu bringen, und sowohl den Druck eines übermüthigen Adels zu beseitigen, als auch der Pöbelherrschaft einen Riegel vorzuschieben. Und das letztere that er eben durch den Areopag; dieser sollte die Hauptstütze seiner Verfassung sein.

Die Erziehung der Kinder (der Knaben) war der größten Sorgfalt befohlen; und sie sollten nicht so einseitig, wie in Sparta, sondern gleichmäßig nach Leib und Geist ausgebildet werden. Darum mußten sie von früh an fort und fort öffentliche, mit tüchtigen Lehrern versehene Schulen besuchen, um nicht blos Lesen, Schreiben und Singen, sondern auch Flötenblasen, Citherspielen und Gedichte auswendig zu lernen, weiterhin auch im Zeichnen, in der Zahlenlehre, Größenlehre, Denklehre, Sittenlehre, Geschichte und vornehmlich in der Redekunst Unterricht zu empfangen. Daneben giengen immer die leiblichen Uebungen her, und vom 16. Jahre an mußten sie sich besonders in Führung der Waffen tüchtig machen. Mit dem 18. Jahre traten sie förmlich ins Militär ein, nachdem sie am Altare der Götter gelobt, ihre Waffen nicht durch Feigheit zu be-

schimpfen, ihren Posten im Kriege nicht zu verlassen, und freudig, wenns sein müsse, fürs Vaterland zu sterben. Mit dem 20. Jahre durften sie an der Volksversammlung theilnehmen und waren ganze Bürger.

Wir haben das noch hervorzuheben, daß in der Solonischen Verfassung mehr eigentliche Moralität (Sittlichkeit) als bei der Lykurgischen zu finden ist. Denn nicht nur daß, wie in Sparta, jeder öffentlich in Lastern (Völlerei, Unzucht ꝛc.) Lebende von jedem Amte ausgeschlossen sein sollte, es kamen darin auch solche Bestimmungen vor: Wer ein Kind, ein Weib, einen Armen beleidigt, der kann von jedem Bürger deßhalb vor Gericht gezogen werden. Wer seine Eltern im Alter nicht versorgt oder gar mißhandelt, der soll mit Geld, Gefängniß und Verlust der bürgerlichen Ehren gestraft werden. Ehrerbietung gegen die Eltern wurde nächst der Ehrfurcht gegen die Götter von Solon ganz besonders eingeprägt.

Seine Gesetzgebung blieb bei ihren sichtlichen Vorzügen vor der Lykurgischen doch nicht so lange unverändert als diese. Wie wohlmeinend und wohlberechnet der Weise sie gestellt hatte, er befriedigte doch nicht Alle damit. Die Unruhen und Streitigkeiten hörten nicht auf. Vornehme und Gemeine rieben sich immerfort an einander. Bald war diese Partei, bald jene im Vortheil; bis doch die demokratische mehr und mehr die Oberhand gewann und die Verfassung etwas änderte. — Zwar mischten sich die Spartaner drein, welche schon in ganz Griechenland das große Wort führen wollten, und suchten mit Hilfe ihrer Bundesgenossen, der Thebaner, Chalcidier und Aegineten, gewaltsam die Aristokratie in Athen wieder aufzurichten. Aber da setzten sich die Athener mannhaft zur Wehre, und siehe, sie schlugen ihre so starken Feinde glorreich aus dem Feld a. 507—4. Ihr Sieg zeigte ihnen, was sie vermöchten; und ein anderer größerer Kampf und Sieg stärkte ihr Kraftgefühl noch viel mächtiger.

## § 4.
## Der erste griechisch-persische Krieg auf europäischem Boden.

Wir kommen jetzt in der griechischen Geschichte dahin, wo sie sich mit der oben (VII. § 4.) erzählten persischen verknüpft und dieselbe vervollständigt. Es ist der vierte persische Weltmonarch, der uns hier wieder vor's Auge tritt, Darius Hystaspis, derselbe, welcher das Reich zu seiner größten Macht erhob.

Die griechischen Kolonisten in dem schönen Kleinasien, im Allgemeinen Jonier genannt, lebten unter persischer Oberherrschaft; und sie hatten es nicht schlecht darunter. Ihre Städte blühten prächtig; Reichthum und die Fülle wohnte in ihren Palästen. Milet strahlte wie die Krone von allen, die Mutter von 80 Pflanzstädten. Allein sie wollten auch von der süßen Frucht griechischer Freiheit kosten, und so empörten sie sich. Milet machte den Anfang, und die andern folgten schlennig nach, 499. Es war wie Ein Schlag, so wurden in allen jonischen Städten die persischen Beamten vertrieben und die Herstellung der Volksfreiheit ausgerufen. Weil sie aber richtig vermutheten, der Weltmonarch werde nicht ganz stille zuschauen, so schickten sie eilig ins Mutterland nach Europa um Beihilfe herüber. Aber die dortigen Griechenbrüder beeiferten sich gar nicht so sehr ihnen beizustehen; die allermeisten regten sich nicht einmal; nur Athen sandte 20, und die Stadt Eretria auf Euböa 5 Schiffe.

Indessen rückten jetzt die vereinigten Griechen gen Sardes, wo der Persische Statthalter über Lydien, Artaphernes, residirte. Sie erstürmten die Stadt (498), und unter ihrem Muthwillen gieng sie in Flammen auf. Aber diese Flammen entzündeten die Bewohner dermaßen, daß sie alle ihre Kraft zusammenfaßten, mit äußerster Wuth die Mordbrenner anfielen und sie in die Flucht schlugen. Später kam auch ein Hilfsheer aus dem Innern Persiens und verfolgte die Verbündeten. Zuletzt

wurden sie in einem Seetreffen bei der Insel Lade aufs Haupt geschlagen, 496. Denn die Jonier hatten wohl gelernt zu prangen und zu schwelgen, aber nicht, sich tapfer zu schlagen. Sie erlitten grausame Strafe. Milet wurde zum Dank für Sardes hinwieder verbrannt, dazu die Männer erwürgt, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft. Das war aber erst der Anfang!

Der großmächtige Darius war entrüstet, daß die Athener und Eretrier, deren ganze Macht er mit seiner kleinen Zehe zertreten zu können meinte, es gewagt hatten, mit den Jonischen Rebellen gegen ihn zu kämpfen. Sie sollten gezüchtigt und bei dieser Gelegenheit ganz Griechenland unterjocht werden. Zu dem Ende schickte er eine Land- und Seemacht unter seinem Schwiegersohn Mardonius ab. Allein es wollte ihm auch mit Griechenland, wie dort mit Scythien, nicht so schnell gelingen; seine Flotte wurde 492 am Vorgebirg Athos durch Sturm übel zugerichtet und sein Landheer von dem Thracischen Volk der Bryger angefallen und hart mitgenommen. Mardonius mußte nach Hause zurück, ohne einen griechischen Grashalm niedergetreten zu haben.

Indessen hat ein Persischer Großkönig die Mittel zur Herstellung einer neuen und größern Kriegsmacht. Im nächsten Jahre, 490, fährt eine gewaltige, mit Kriegsvolk dicht besetzte Flotte des Darius unter den Befehlshabern Datis und Artaphernes gerade auf Griechenland los. Herolde gehen voraus, und durchziehen ganz Griechenland; sie fordern überall Erde und Wasser, die Zeichen der Unterwürfigkeit. Viele Staaten des Festlandes und die meisten Inseln reichen sie willig dar; die Athener aber werfen die Boten in eine Grube, die Spartaner in einen Brunnen, „da sollten sie sich Erde und Wasser selbst holen." — Nun landen die Persischen Krieger an der langen, östlich an Hellas sich hinstreckenden Insel Euböa. Sie fallen über die frevelhafte Stadt Eretria her, zerstören sie von Grund aus und schicken die Einwohner in Ketten dem Darius nach Asien. Dann ver-

wüsten sie die ganze Insel mit Feuer und Schwert. Sofort setzten sie über die schmale Meerenge nach Attika herüber. — Die Athener, welche ja wohl wußten, daß es ihnen noch mehr als den Eretriern gelte, die das Wort gehört, welches sich Darius täglich dreimal von einem Diener zurufen ließ: „Herr, gedenke der Athener!" hatten sich emsig gerüstet, selbst einige tausend Sklaven bewaffnet, was nur in höchster Noth geschah, auch überallhin Schnelläufer um Sukkurs gesandt. Allein die griechischen Brüder zeigten sich auch hier sehr theilnahmslos; die einzige Stadt Platäa in Böotien schickte Hilfstruppen, und Sparta wollte zwar, that aber zu wissen, daß es seine Mannschaft aus religiösen Gründen erst mit dem Vollmond ausziehen lassen könne.

Doch die vereinigten Athener und Platäer ziehen für sich allein muthig dem Perserheer entgegen. Als sie jedoch das ungeheure erblicken, da beginnt den meisten das Herz zu sinken und begehren wieder umzukehren. Da redet ihnen aber Miltiades, einer der zehn Anführer des Heeres, brennend von Vaterlandsliebe, so feurig ans Herz, daß sie sich zum Kampf entschließen. Miltiades leitet alles; die andern Anführer haben sich ihm freiwillig untergeordnet. So wurde die Schlacht bei Marathon, fünf Stunden von Athen, geschlagen 12. Sept. 490. Zehntausend Griechen stehen einem Perserheer von weit über hunderttausend Mann gegenüber. Die Perser schicken lachend einen Hagel von Pfeilen gegen sie; als aber die Griechen, rechts die Athener, links die Platäer, in der Mitte die Sklaven, im Sturm gegen sie anlaufen und mit ihren Spießen ihnen den Leib anrühren, da vergeht ihnen das Lachen schnell. Sie werden auf beiden Flügeln geworfen. Jene eilen jetzt den bedrängten Sklaven im Centrum zu Hilfe, werfen auch da die Perser zurück. Und nun arbeiten sie immer vorwärts und so furchtbar in die Feinde hinein, daß diese entsetzt die Flucht geben, auf ihre Schiffe losstürzen und stracks Laufs über das Meer nach Asien heimfahren. Doch nehmen ihnen die verfolgenden Grie-

chen, denen sie ihr ganzes Lager auf dem Lande zurücklassen, noch 7 Schiffe weg.

Nach geendeter Schlacht marschirten die Spartaner auf und betrachteten den Kampfplatz, und lobten ihre tapfern Brüder. Auf einen gefallenen Griechen kamen 33 Perser. Unter Siegesliedern führte Miltiades sein bekränztes Heer nach Athen zurück, wo er jauchzend als Retter des Vaterlandes begrüßt ward. Lange fort feierten die Athener den Marathonischen Schlachttag. Den „asiatischen Barbaren" schwuren sie ewige Feindschaft.

Held Miltiades fuhr bald darauf mit 70 Schiffen nach der Insel Paros, einer der Cykladen, um sie wegen ihrer Freundschaft mit den Persern zu züchtigen. Allein er zerstieß sich den Fuß an ihren starken Mauern; und als er, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Athen zurückkehrte, wurde er deßhalb auf Leib und Leben angeklagt. Die Volksversammlung schnaubte über ihn. Kaum konnten seine Freunde „den Retter des Vaterlands" vom Missethätertod erretten. Aber zu einer Strafe von 50 Talenten wurde er verurtheilt; und weil ein Talent („Centner" in der Schrift) ungefähr 1500 Reichsthaler betrug, so war das eine feine Summe, und weil er nicht gleich so viel Baarschaft hatte, so wurde er einstweilen in's Gefängniß gelegt, worin er an seiner Beinverletzung starb!

## § 5.

## Der zweite und letzte griechisch-persische Krieg auf europäischem Boden.

Nach des Miltiades Tode hatten zu Athen zwei Männer das größte Ansehen unter allen. Der Eine, Aristides, war der Gerechte beigenannt, weil er in seinen öffentlichen Aemtern auf's Gewissenhafteste handelte und sich nie bestechen ließ. Er war einer der zehn Feldherren im vorhin erzählten Kriege gewesen, und er hatte die andern vermocht, dem Miltiades als dem Tüchtigsten den Oberbefehl allein zu überlassen, unter dem er dann auf's Tapferste gefochten. Als Staatsmann hatte er sich die

größten Verdienste um sein Vaterland erworben. Der Andere, Themistokles, war ein Mann von ausnehmender Klugheit, von feuriger Thatkraft, von kühner Entschlossenheit; auch besaß er eine ausgezeichnete Rednergabe, die namentlich bei den Athenern Vortheil brachte. Größer aber als alles an ihm war sein Ehrgeiz. Er erhielt auf seine Bitten eine Flotte, um die griechisch-persischen Inseln zu plündern, überfiel sie damit und brachte die reichste Beute heim. Da stieg er noch viel höher in der Gunst seines Volkes, ihm selbst doch noch nicht hoch genug.

Denn Aristides, der Hochverehrte, stand immer noch neben ihm; und er kann keinen Mann von gleichem Gewicht im Staate dulden, er will der Erste sein. Da macht er dem Volke weiß, Aristides trachte darnach, der Erste zu sein, ja sich zum Oberherrn aufzuschwingen, ja dem Volke — o erschrecklich! — seine Freiheit zu rauben, und trägt auf Verbannung des Frevlers an. Und siehe, es läuft alles Athenische Volk mit Scherben herbei, um sie mit der Aufschrift „Aristides" in die Verbannungs-Urne zu werfen. Aristides stand auf der Seite und sah dem Gedräng um die Urne ruhig zu. Da lief ein Mensch, der nicht schreiben konnte, mit seinem Scherben auf ihn zu und bat: „Schreib' mir doch den Namen des Aristides darauf!" Er fragte: „Was hat dir denn der Mann gethan?" Er antwortete: „Nichts! ich kenne ihn gar nicht; aber es verdrießt mich, daß er allein der Gerechte sein soll." Aristides beschrieb gutwillig den Scherben. Er ward wirklich auf zehn Jahre aus dem Vaterland verbannt! — Also stand Themistokles allein an der Spitze Athens, und das muß ihm bezeugt werden, er that alles Mögliche, um dasselbe in die Höhe zu bringen. Insonderheit lag ihm daran, dessen Seemacht zu heben; denn er erkannte richtig, daß es sich damit am ersten emporschwingen könne. Zu diesem Behuf setzte er den Beschluß durch, daß die Einkünfte aus dem Lauriſchen Bergwerke zum Schiffbau sollten verwendet werden; und er baute in einer Kürze 100 neue Schiffe davon. Er wollte da-

mit auch seinen Staat gegen die Perser rüsten, denn er erwartete, daß dieselben wiederkommen würden.

Und freilich gieng auch schon Darius damit um, die Marathonische Schmach zu rächen; aber der Tod nahm ihn über seinen Vorbereitungen weg. Sein Sohn Xerxes I. setzte die Zurüstungen einige Jahre lang mit äußerster Anstrengung fort. Er wollte nicht Athen allein züchtigen, nicht Griechenland allein erobern; der Beherrscher Asiens und Afrika's wollte auch Europa zu seinen Füßen legen. Sein Oheim Artabanus stellte ihm zwar wohlmeinend vor, die Götter litten nicht, daß die Menschen ihnen gleich groß würden; allein das schlug er in den Wind. Endlich hatte er aus allen Theilen seines ungeheuern Reichs ein Heer beisammen, wie die Welt bis auf unsern Tag noch kein solches sah. Es zählte eine Million 700,000 Mann ohne den Troß von Weibern und Knechten. Die alten Scribenten sagen, „es hätte manchen Fluß ausgetrunken und manche große Stadt rein aufgezehrt." Daneben war eine Flotte von 1200 Kriegsschiffen (Dreideckern) mit 3000 Lastschiffen versammelt.

Der König führte das Landheer selbst, welches dießmal wieder den Landweg nach Griechenland machen sollte. Er kam mit ihm an den Hellespont. Hier ließ er Schiff an Schiff durch Anker und Taue befestigen, und so vermittelst aufgelegter Balken und Bretter eine Schiffbrücke schlagen, auf welcher das Heer von Asien nach Europa hinüber marschiren sollte. Siehe, das Meer empört sich im Sturm und reißt die Brücke weg. Da läßt Xerxes das Meer geißeln und eine neue Brücke bauen; und das Meer bleibt nun ruhig. — Ehe der Zug hinübergeht, hält der Herrscher eine Heerschau. Er sitzt auf einem hohen Throne von weißen Steinen, und überschaut mit Staunen und Freude das Gewühl der Menschen aus allen Himmelsgegenden mit ihren verschiedenen Gesichtern, Trachten und Waffen. Plötzlich verändert sich sein Antlitz, es wird ernst und trübe und Thränen laufen darüber herab; denn er denkt daran, daß von diesen Millionen

vielleicht keiner das hundertste Jahr erreichen werde. Nun, dieser Gedanke hätte ihn demüthigen können, war er doch selbst einer dieser Frühverwelkenden! aber so weit wirkte der Gedanke nicht bei ihm.

Am andern Morgen bringt Xerxes dem aufstrahlenden Lichtgotte ein Trankopfer aus goldener Schale, wirft dann die Schale sammt einem goldenen Becher und Säbel in's Meer, und der Zug beginnt. Sieben Tage und sieben Nächte dauerte derselbe ununterbrochen fort.

Das Heer kam durch Thrazien und Macedonien nördlich her nach Thessalien herein. Letzteres gehörte schon zu Griechenland. Da wird wohl gleich ein ansehnliches Griechenheer stehen und die Perser empfangen? Nein! selbst die drohende allgemeine Gefahr hatte die freien Griechen nicht vereinigen können. Nur 10,000 Hilfstruppen waren Thessalien zugezogen; und da diese bei der Annäherung des Xerxes sich zurückgezogen, so ergaben sich ihm die Thessalier ohne allen Widerstand und stellten sich noch selbst als Krieger in sein Heer. — Die vom Könige ausgesandten Boten brachten ihm von vielen Städten die Zeichen der Unterwerfung. Andere erklärten, daß sie neutral bleiben wollten. Doch Athen und Sparta nebst den meisten Städten im Peloponnes, sodann Thespiä und Platäa in Böotien und etliche andere waren zum Kampfe bereit. Schnell stellten sie jetzt alle Zwistigkeit unter sich selbst ein, und beschworen einen Bund gegen die Barbaren. Es war vornehmlich dem rastlosen Wirken des Themistokles zu danken, daß dieser Bund zu Stande kam.

Von Thessalien nach Hellas führte den Xerxes eine einzige Straße, der Paß bei Thermopylä. Es ist eine lange und enge, zuweilen nur wagenbreite Schlucht. Eilig ward dieser Engpaß mit 8000 Griechen unter Anführung des Spartaners Leonidas besetzt. Dieser ist entschlossen, um den wichtigsten Posten bis zum Tode zu kämpfen; und hier zeigte sich allerdings Spartanischer und überhaupt Hellenischer Heldenmuth. Seine Krieger flechten ihre Haare, schmücken sich wie zum Fest, halten Kampfspiele, singen frohe Kriegsweisen, jauchzen und tönen.

Die Persermasse wälzt sich heran. Xerxes schickt einen Herold an die Griechen und verlangt die Auslieferung ihrer Waffen. Der trägt die lakonische Antwort zurück: „Hol sie dir!“ Ein Thessalier schleicht zur Griechenschaar herüber und spricht: „Was wollt ihr machen? Der Feinde sind so viel, daß ihre Pfeile die Sonne verdunkeln!“ Der hört die Antwort: „Desto besser, so fechten wir im Schatten!“ So erfolgte die Schlacht bei Thermopylä, 480. Die Perser dringen in den Paß ein, können aber ihre Menge nicht ausbreiten; jeder Mann hat seinen Gegner, und die Griechen stoßen viel kräftiger. Haufen von persischen Leichen füllen den Hohlweg; immer neue rücken nach; sie mühen sich umsonst, wie die vorigen, es öffnet sich ihnen kein anderer Durchgang als der in die andere Welt hinüber. Da ruft der ergrimmte Xerxes noch die Tapfersten seiner Truppen vor, die zehntausend Unsterblichen, wie er sie betitelt hatte und trotz seiner thränenweckenden Gedanken am Hellespont immer noch nannte. Diese stürzten mit schrecklichem Gebrülle heran, und es entsteht ein entsetzliches Gemetzel; aber auch die Unsterblichen werden zurückgeschlagen, nachdem ein Mancher von ihnen seine Sterblichkeit erfahren.

Aber die Sache der Griechen gieng durch Verrath verloren. Ein schuftiger Grieche, Ephialtes, entdeckte dem König um Geld einen Fußpfad, auf welchem während der Nacht ein Theil seines Heeres das Gebirge überstieg. Leonidas erfuhr den Verrath noch in der Nacht durch einen Jonischen Ueberläufer. Da rieth er selbst seinen Bundesgenossen, nach Hause zu gehen und ihr Leben für's Vaterland zu sparen. Nur er blieb mit 300 Spartanern, und 700 Thespier blieben, die ihn nicht verlassen wollten. Als der Morgen anbricht, heißt er seine Leute frühstücken und sich stärken zum letzten Kampf: „das Abendbrod würden sie im Todtenreich einnehmen.“ Drauf führt er die todesmuthige Schaar etwas weiter im Passe vor, wo er breiter ward. Sie würgt furchtbar unter den andringenden Persern; zahllos sinken sie hin, selbst zwei

Brüder des Königs. Jetzt aber kommen die über's Gebirg Gestiegenen von hinten her, und die Griechen fallen bis auf den letzten Mann. — Xerxes ließ dem Leonidas den Kopf abschlagen und denselben auf einem Pfahle ausstecken. Aber die Griechen setzten nachher diesen Helden schöne Denkmale, und ihr Ruhm gieng von Mund zu Mund und von Kind auf Kindeskind.

Die Perser flutheten durch das geöffnete schaurige Thor nach Hellas herein. Sie verheerten alles auf ihrem Wege; die Städte wurden verbrannt, die Kinder gespießt, die Weiber geschändet, denn es waren allerdings Barbaren. Besonders an den Städten Thespiä und Platäa, deren Mannschaft gegen sie gekämpft hatte, ließen sie ihren Grimm auf eine schändliche Weise aus. Noch rauchten die Aschenhaufen dieser Städte, als sie wüthend in Attika eindrangen, und auch das schöne Athen, von seiner Schutzgöttin Pallas Athene verlassen, sank in einen Schutthaufen zusammen. Doch kamen hiebei wenig Menschen um, denn bei Annäherung des Feindes waren die Greise, Weiber und Kinder nach der Insel Salamis und andern befreundeten Orten entsendet worden, die Männer und Jünglinge aber hatten die Schiffe bestiegen, weil das delphische Orakel ausgesprochen: „hinter hölzernen Mauern würden sie sicher sein."

Wohl hätte Athen stehen bleiben mögen, wenn die Verbündeten ihr gesammeltes Landheer dem Xerxes nach Böotien entgegengeführt hätten. Allein die lieben Griechen pflegten auch dann nicht einig zu sein, wenn sie zu gemeinschaftlicher Sache beisammen waren. Sie stritten immer, was das Beste zu thun sei, und ließen die Perser derweilen sengend und mordend Hellas durchziehen. Und die Peloponnesier dachten eben vornehmlich an das Heil des Peloponnes, und giengen vor dem nahenden Feind über den Isthmus zurück, und waren eifrig daran, die schmale Landenge durch Aufführung einer Quermauer zu versperren, daß der Feind nicht zu ihnen hinab könnte; dem Griechenland ob ihnen möcht' es gehen, wie die Götter wollten!

Es war auch keine volle Einigkeit bei der vereinigten griechischen Flotte, die sich doch schon bei Artemision glücklich mit der persischen geschlagen hatte. Jetzt lag jene im Saronischen Meerbusen zwischen der Attischen Stadt Eleusis und der Insel Salamis. Der Spartaner Eurybiades commandirte sie; unter ihm befehligte Themistokles die am zahlreichsten anwesenden atheniſchen Schiffe. Als nun das ungeheure Landheer der Perser am Ufer erschien und zugleich ihre heransegelnde Flotte sichtbar ward, da wollte alles in der nächsten Nacht auf und davon, ein jeder seiner Heimat zu; und so wäre Griechenland sicher verloren gewesen, denn die Vereinzelten würde die Persermasse doch erdrückt haben. Hier aber muß der schlaue und entschlossene Themistokles bewundert werden, der ein schnell ersonnenes sonderliches Mittel, sie beisammen zu halten und zur Schlacht zu zwingen, rasch ergriff. Er schickte ungesäumt einen treuen Sklaven zum Xerxes und ließ ihm sagen: „Ich bin dein Freund! Die griechischen Schiffsführer wollen furchtsam sich zerstreuen; laß sie nicht aus einander. Die ganze Flotte ist in deinen Händen, wenn du sie noch vor Mitternacht umzingelst." Xerxes traute, und ließ noch Abends die Meerenge von beiden Seiten mit seinen Schiffen schließen, so daß die griechischen nicht hie, nicht da entwischen konnten. Themistokles frohlockte und sprach zu den andern Führern: „Nun werdet ihr doch fechten!?"

So erfolgte die Seeschlacht bei Salamis, 20. Sept. 480. Sie begann am frühesten Morgen, nachdem die Griechen vorher drei gefangene junge Perser den Göttern der Unterwelt geopfert hatten, was auch barbarisch genug war. Die Griechen hatten nur 380 kleine gegen 1000 große persische Schiffe; aber sie kämpften überaus tapfer, und der Wind war ihnen günstig, und noch mehr wieder der Ort. Denn die Perser konnten in der Meerenge von ihrer Uebermacht keinen Gebrauch machen. Auch bewegten sich ihre großen Fahrzeuge viel schwerer als die kleineren der Griechen. Diese rannten an die persischen

Kolosse hin, daß die Rümpfe derselben von ihren Schnäbeln durchbohrt wurden und sie mit Mann und Maus untersanken. Auch waren die Griechen selbst viel flinker als ihre Gegner; sie schwangen sich an Bord der feindlichen Schiffe und metzelten die Mannschaft derselben so hurtig nieder, daß sich bald der Rest mit dem Schiffe ergab. Wie mochte dem stolzen Weltmonarchen zu Muthe sein, der am Ufer von einem goldenen Throne aus der Schlacht zusah! Und seine Schreiber saßen um ihn her mit Feder und Papier, um die Großthaten seiner Leute gleich frisch aufzuzeichnen! Den ganzen Tag wurde gekämpft; die Meerenge war voll Trümmer und Leichen. Am Abend war die Niederlage der Perser vollendet; 200 ihrer Schiffe lagen im Meeresgrund; viele hatten die Griechen erobert; der Ueberrest suchte das Weite.

Und Xerxes stieg von seinem goldenen Thron finstern Geistes, und hatte sich also die Zähne verbissen, daß er, der Gebieter über mindestens noch anderhalb Millionen Krieger, eilends nach Asien heimkehrte. Doch ließ er seinen Schwager Mardonius mit 300,000 Mann Kerntruppen zurück, um, wenn nicht Europa, so doch Griechenland vollends im nächsten Frühjahre zu erobern.

Ihr stellt euch vor, werthe Leser! wie sich die Griechen durch diesen glorreichen Sieg gehoben fühlten, und wie namentlich den Athenern, die am zahlreichsten dabei betheiligt waren und nebst den Aegineten am tapfersten gekämpft zu haben das Zeugniß erhielten, das Herz von Hochgefühl geschwellt war.

Als nun Mardonius, der sich aus dem verödeten Hellas zur Ueberwinterung nach Thessalien zurückgezogen, durch freundliche Botschaft und Versprechung die Athener gewinnen wollte, wurde er auf's Entschiedenste und mit Verachtung zurückgewiesen. Da drang er im folgenden Frühjahre wieder durch Böotien nach Attika vor. Die Griechen hatten den Winter auf ihren Lorbeeren geschlafen, und wachten etwas zu spät auf. Die Athener sahen sich abermals verlassen; sie mußten ihre Stadt, zwischen deren Trümmern

sie sich Hütten gebaut, nach acht Monaten auf's Neue gesegnen und sammt ihrer Habe auf der Insel Salamis eine nochmalige Zuflucht suchen. Die Perser verwüsteten Athen und Attika noch gründlicher als im vorigen Jahre, und giengen hierauf nach Böotien zurück.

Endlich aber doch, schon tief im Sommer drinn, sehen wir die Verbündeten wieder und zwar sehr zahlreich beisammen. Unter dem spartanischen Feldherrn Pausanias — denn bei allen gemeinschaftlichen Unternehmungen führten jetzt noch die Spartaner das Oberkommando — rückte ein Heer von mehr als 100,000 Mann dem Mardonius nach Böotien nach, und es kam dort bei den Ruinen von Platäa zur Schlacht am 25. Sept. 479. — Die Griechen erfochten den vollständigsten und herrlichsten Sieg. Zwar kämpfte Mardonius selbst auf's Tapferste, und so lange er sich vorne dran auf seinem weißen Rosse tummelte, hielten sich auch seine Leute brav. Als er aber, von einem harten Stein getroffen, todt vom Pferde sank, fuhr ein solcher Schrecken in sie, daß sie alle in ihr befestigtes Lager rannten, und als dieß von den Griechen erstürmt war, ließen sie sich darin geduldig hinschlachten. Es fielen bei Platäa 250,000 Perser. Nur ein geringer Theil der dreimalhunderttausend rettete sich nach dem Hellespont. Die Beute der Griechen in dem eroberten Lager war überreich; davon ein Theil den Göttern geweiht, das Andere unter die Sieger vertheilt wurde.

Und welch ein wunderbares Zusammentreffen! Am nämlichen Tage, den 25. Sept. 479, wurde der Rest der persischen Flotte am kleinasiatischen Vorgebirg Mykäle von der griechischen Seemacht aufgefunden und gänzlich zerstört. Diese zwei großen Siege machten den Einfällen der Perser in Griechenland für immer ein Ende.

Froh kehrten die Athener, Jung und Alt, nach ihrer verödeten Wohnstätte zurück, und bauten sie schöner und fester auf. Weiber und Kinder arbeiteten mit den Männern in die Wette an den neuerstehenden Mauern derselben. Sie umgaben auch ihren größten und besten Ha-

fen, den Piräeus, mit einer zwei Wagen dicken Mauer und machten ihn zu einer eigenen Festung. (In der Folge ward der Piräeus noch durch eine meilenlange doppelte Mauer mit der Stadt zu Einem Ganzen verbunden). Themistokles war die alles klüglich anlegende und rührig betreibende Seele. Er ruhte nicht, seine Vaterstadt zur Oberherrin in Griechenland zu erheben und dadurch sich selbst eine glänzende Ehrensäule zu errichten.

Sein eitles Herz konnte schon viel süße Nahrung einziehen, denn sein Name war seit Salamis hoch- und weitberühmt. Als er bei den nächsten Olympischen Spielen, an denen ganz Griechenland theilnahm, nach schon begonnenem Wettkampfe erschien, da geschah das Ungewöhnliche, daß Alle die Augen von den Kämpfern weg nach ihm wendeten, während sein Name von allen Lippen erscholl. Das war einmal eine rechte Sättigung seiner Eitelkeit; er bekannte seinen Freunden gerührt, das sei der schönste Tag seines Lebens. Gott gebe uns schönere!

Allein auch dieser Mann mußte die Unbeständigkeit der Volksgunst erfahren. Daß er selbst von seinen Verdiensten so viel Rühmens machte, und daß er durch seine Seeexpeditionen selbst so reich geworden war, das erregte Verdruß, und so wurde auch Er, „der Retter Griechenlands," durch das Scherbengericht verbannt, 471. Auch noch in der Fremde verfolgt, mußte er sich dem Perserkönig (!) in die Arme werfen, in dessen Gebiet er einsam starb.

Er hatte es freilich schon am Aristides verdient, welcher dagegen noch vor Ablauf der zehn Jahre aus seiner Verbannung zurückgerufen worden war. Es war kurz vor der Schlacht bei Salamis, so daß er an derselben hatte theilnehmen können, wobei er aller Unbilde vergessend, dem Themistokles auf die schönste Weise mit Rath und That zur Hand gieng. Er starb 467 im geliebten Vaterlande, nachdem er demselben hinfort noch mit größtem Eifer und wahrhaft rühmlicher Bescheidenheit und so uneigennützig gedient hatte, daß seine Beerdigung auf Staatskosten besorgt werden mußte, weil er kein Vermö-

gen hinterließ. Aristides ist wohl auch wie Solon, eine von den Heidenseelen, an denen eine vorlaufende göttliche Gnade gearbeitet hat.

## § 6.
## Athens Höhe.

Es war auf einer allgemeinen Hellenenversammlung beschlossen worden, den Krieg gegen die Barbaren, der schon bei Mykale von der Vertheidigung zum Angriff übergegangen war, nunmehr angriffsweise fortzusetzen. Jener Sieg an Kleinasiens Gestade hatte bereits die meisten Inseln und viele jonische Küstenstädte frei gemacht. Wohlauf! hieß es jetzt, das Perserjoch muß bei allen Hellenischen Brüdern zertrümmert werden! Und die muthigen Griechen dachten noch weiter.

Unter dem Oberbefehl des Pausanias, des Helden von Platäa, lief eine gemeinschaftliche Flotte von hundert Schiffen aus. Und es gieng sehr glücklich. Das große schöne Cypern ward vom Feinde gesäubert, die wichtige Stadt Sestos am Hellespont im Hui erobert, sogar Byzanz, ein Hauptwaffenplatz der Perser, eingenommen ꝛc.

Das schrieb sich aber alles Pausanias zu, als ob er's allein gethan; und sein eitles Herz, schon von Platäa hoch aufgeschwollen, ward über die Maßen stolz und von Hoffart ganz verkehrt und verblendet. Und so wurde er Ursache, daß nun das größte Gewicht in Griechenland von Sparta auf Seite Athens kam. Er behandelte die andern griechischen Führer geringschätzig, die gemeinen Soldaten verächtlich und bei Gelegenheit grausam hart. Dazu fiel er aus spartanischer Lebensstrenge in persische Pracht und Ueppigkeit; er kleidete sich asiatisch; er tafelte asiatisch; ja er umgab sich mit einer Leibwache von Medern und Egyptern, als ob er schon wäre, was er werden wollte. Er unterhandelte nämlich schon insgeheim verrätherischer Weise mit Xerxes, desselben Schwiegersohn zu werden um den Preis von ganz Griechenland, das er ihm verschaffen wollte. Konnte man auch davon nur erst

munkeln, so machte er doch schon durch sein offenbares ärgerliches und verletzendes Wesen sich und seinen Oberbefehl bei den Bundesgenossen sehr verhaßt. Wohl rief ihn Sparta, als man dort Nachrichten und Vermuthungen über ihn empfangen, von seinem Posten ab und strafte ihn zunächst wegen seines ungebührlichen Benehmens gegen die Bundesgenossen; wie er denn nachmals, als auch seine Verrätherei erwiesen war, in einem Tempel, dahin er sich geflüchtet, eingemauert wurde, daß er elendiglich Hungers starb. Allein die Griechen waren einmal dem Oberkommando Sparta's aufsätzig geworden, und nahmen keinen Führer von dort mehr an, sondern stellten sich freiwillig unter den Oberbefehl Athens.

So stand jetzt Athen an der Spitze des Bundes; und wenn auch Sparta aus Verdruß darüber und mehr Ursachen sich vom Perserkrieg ganz zurückzog und andere Staaten ein Gleiches thaten, so wurde der Bund hinwiederum durch die beitretenden Inseln und ionischen Küstenstädte verstärkt. Auch hatte Athen einen trefflichen Feldherrn für die vereinigten Griechen, den Cimon, einen Sohn des Miltiades, welcher den Krieg gegen die Perser ruhmreichst fortführte. Er nahm diesen ihre letzten Besitzungen am Hellespont ab, befreite alle noch unter ihrer Botmäßigkeit befindlichen griechischen Städte Kleinasiens, und erfocht endlich am Ausfluß des Eurymedon in Pamphylien an Einem Tage über eine persische Flotte und Landarmee den glänzendsten Sieg. 469. Dieser Doppelsieg erschreckte die Perser so sehr, daß sich lange Zeit „kein persischer Reiter näher als eine Tagreise an's Meer heran wagte."

Athen gewann hohes Ansehen durch seinen Cimon, und es ist nicht zu wundern, wenn es ihn hochwerth hielt. Und er wußte sich nach seiner Heimkehr der Gunst des Volks immer mehr zu versichern. Er bewies diesem die größte Freundlichkeit und Leutseligkeit; seinen großen Reichthum, den er theils ererbt, theils auf seinen Kriegszügen erworben hatte, verwendete er zum Nutzen und Vergnügen desselben. Täglich speiste er eine Anzahl brodloser

Bürger; stets, wenn er ausgieng, folgten ihm Sklaven mit vollen Geldbeuteln, daraus er jedem begegnenden Dürftigen verabreichen ließ; verschämten Armen schickte er das Geld heimlich in ihre Wohnungen. Für Alle, Reiche und Arme, ließ er Hallen bauen, wo sie an regnerischen Tagen spazierengehen, und an einem wüsten Platze einen großen Lustgarten mit schattigen Gängen, Ruhesitzen und Springbrunnen anlegen (später die Akademie), wo sie an heitern Tagen lustwandeln konnten. U. s. f. — Aber der edle Cimon lebte in einer Republik und dazu in einer demokratischen. Trotz aller seiner guten Werke und Verdienste hatte er doch seine Feinde, weil er, wenn auch ohne alle Unmäßigkeit und gerade gegen das unmäßige Gelüste des Volkes hin, eine aristokratische Gesinnung spüren ließ. Und so wurde auch Er, wenige Jahre nach dem Sieg am Eurymedon, ganz unschuldigerweise in die Verbannung geschickt. Die nächste Veranlassung war diese. Im J. 464 wurde Sparta durch ein schreckliches Erdbeben zerstört, wobei mehr als 20,000 Menschen das Leben verloren. Die Heloten, auch die Messenischen dabei, benützten diese Gelegenheit, sich gegen ihre Herren, von denen sie so hart gehalten wurden, zu empören. Die Noth der Spartiaten war so groß, daß sie nach dem sonst so unlieben Athen, das sie eben zu bekriegen gedacht hatten, um Beistand schickte! Als aber Cimon großherzig für sie einstand und mit einem Hilfsheer bei ihnen anlangte, schickten sie aus Mißtrauen die Athener als überflüssig zurück. Dadurch fühlten sich diese schwer gekränkt, und ließen ihren Aerger in der bemerkten Weise an Cimon aus.

An dessen Stelle trat ein Mann, der Athens Macht noch höher hob, der überaus viel zu dessen Ruhm und Glück, — aber auch nicht wenig zu seinem Schaden und Verderben that, obwohl sie's nicht meinten und merkten. Das war Perikles. Ein ganz besonderer Mann, von höchst einnehmender Gestalt und Manier; in aller Weisheit der Griechen gebildet; voll erhabener Gedanken und

Vorstellungen, ohne den nüchternen Blick in's wirkliche Leben im Geringsten zu verlieren; und ein Redner, das war was Außerordentliches; daß sie ihn nur den Olympier hießen, der Blitz und Donner von der Rednerbühne herabsende; doch ganz besonnen bei der brausendsten Rede, immer bei sich und beisammen, von Ruhe und Fassung nie verlassen. Aber die rechte Besonnenheit und ein in die Tiefe eindringender Blick mußte ihm doch entgehen.

Dieser Perikles trat, obschon selbst aus altadligem Geschlechte, ganz auf die Linke d. h. zur äußersten Demokratie. Er that alles dem gemeinen Volk zu Liebe, Gutes und Schlimmes; er wendete ihm jeden möglichen Vortheil zu, verschaffte ihm eine Belustigung um die andere ꝛc. Er machte das Volk auch zum vollkommensten Herrn. Die Athenische Verfassung war mit der Zeit noch demokratischer geworden. Aber der Areopag! — der steht noch immer als ein groß Stück Aristokratie und wie eine starke Wehrmauer gegen die völlige Volkssouveränität da! Nun siehe, da streckt Perikles die kühne Hand aus, und Tausende von Händen vereinigen sich hier, und unter allgemeinem Jauchzen stürzt der Areopag zu Boden. Das heißt: er behielt das Blutgericht, verlor aber allen Einfluß auf Politik und Gesetzgebung. Jetzt ist das Volk alles in allem; jetzt hat es seine ganze Herrlichkeit! — „Von jetzt an sprechen aber alle alten Schriftsteller von der athenischen Staatsverfassung als von der elendesten Mißgestalt.“ Alles war in die Hand eines unwissenden, leichtfertigen und launenvollen Haufens gegeben, der heillos wirthschaftete. Jeder miserable Kerl brüstete sich, als der auch im allerhöchsten Rath mit zu bestimmen habe. Den schlechtesten Leuten mußte man schmeicheln und Geldopfer bringen, wenn man in Ehren und Würden, oder nur seines Lebens sicher sein wollte. Die Nichtswürdigsten wurden hervorgestellt, die Besten geschändet. Es war keine Schranke mehr vorhanden gegen die zügellosesten Willkür.

So lange Perikles lebte, offenbarte sich wohl der Jam-

mer nicht so gar arg; denn er gehörte jedenfalls zu den Bessern, und Er hatte die Gabe, die freilich eine ganz ungemeine sein mußte, das Volk, welches dem Namen nach herrschte, dauernd nach seinem Willen zu leiten; das Hauptruder des Staats wenigstens behielt er immer in seinen Händen. Wie es aber nach ihm zugieng, davon werden wir etwas erfahren. — Der ungewöhnlichen Klugheit und Thätigkeit des großen Staatsmannes war es nun auch zu danken, daß Athen zu seiner höchsten Höhe emporstieg. Um allen Argwohn fern zu halten, blieb er das Muster eines mäßigen, nüchternen Mannes; immer traf man ihn ernst, gesammelt und vielbeschäftigt. Er förderte den Gewinn und Reichthum einbringenden Handel; er pflegte sorgfältig die Seemacht Athens, worin dessen Hauptstärke lag; er wußte neue vortheilhafte Verbindungen mit andern Staaten zu schließen; er führte glückliche Kriege und verstand es, den Nachtheil eines ungünstigen zu mäßigen. Ein großer Theil von Hellas, selbst ein Theil vom Peloponnes und fast alle Inseln im Aegäischen Meere waren mit Athen verbunden oder ihm gänzlich unterworfen. Es hatte ferne Kolonieen an der macedonischen und thrazischen Küste. Seine Flotten liefen stolz durch die Gewässer und spielten überall den Herrn.

Athen war oben dran. Sparta, wie gelb es vor Neid wurde, stand dazumal weit hinter ihm zurück an Macht und Ruhm. Seinen vornehmsten Ruhm hatte Athen aber doch in noch was Edlerem als in seiner politischen Größe, in etwas, darin Sparta sich niemals mit ihm messen konnte, — in der dort wunderbar sich entfaltenden Kunst und Wissenschaft. Perikles war ein außerordentlicher Freund und Gönner derselben; von allen Seiten zog er die größten Gelehrten und Künstler herbei. Und die athenische Luft, besonders die damalige, zog sie selber an; und aus dem Boden Athens selbst wuchsen sie, bei so günstiger Luft, zahlreich und kräftig hervor. Da gab's Meister und Meisterwerke! Man kann sagen: Kunst und Wissenschaft waren schon vorher zu Athen mehr als sonst

wo zur Herberge; aber mit Perikles wurden sie ganz dort zu Hause, und ihr Haus eine fruchtbare Kindermutter von Meistern und Meisterwerken der folgenden Zeit. Und darum vornehmlich war das Perikleische Zeitalter, welches über dreißig Jahre währte, die eigentliche Glanzzeit Athens.

Diesen Glanz sah man gleich an Athen, wenn man es betrat. Perikles ließ die zweimal zerstörte und hastig wieder aufgebaute Stadt durch herrliche Bauwerke, Tempel, Theater, Hallen ꝛc. mit prangenden Statuen und Malereien mächtig verschönern. Das Haupt der Stadt, die Akropolis, ließ er ganz neuschaffen und prachtvoll herstellen. Von dieser etwas Näheres: Gleich am Anfange des Burgberges von der Stadt her standen die Propyläen; das war ein glänzendes marmornes Säulenthor mit fünf Bogen oder Durchgängen, zu dem links ein Tempel der Siegesgöttin, rechts ein mit den Heldenthaten der Griechen ausgemaltes Hallengebäude gehörte. Durch die Bogen giengs auf glatten Stufen, breit wie die breiteste Straße, zur eigentlichen Burg hinauf. In derselben stand das Parthenon, ein der Schutzgöttin Pallas geweihter Tempel von weißem Marmor, ein auserlesenes Meisterwerk der alten Baukunst, 230 Fuß lang, 100 Fuß breit und 70 Fuß hoch, rings von einer auf zierlichen Säulen ruhenden Halle umlaufen. Aber in diesem Tempel war noch Herrlicheres zu schauen, das wundervolle 40 Fuß hohe Bild der Göttin, von eitel Elfenbein und Gold auf das Kunstreichste gearbeitet. Dieses Bild ist verschwunden; aber der Tempel steht noch und gibt ein wirklich staunenerregendes Zeugniß, wie weit es die Griechen auch im großartigen und zugleich anmuthsvollen Bauen gebracht haben. Auf dem höchsten Punkte der Burg, im Freien, stand noch eine viel größere Pallas von Erz, welche mit ihrem bebuschten Helm ein gutes Auge schon vom Vorgebirg Sunium aus, zehn Stunden weit her, erblickte. Eine Menge Bildsäulen zierten außerdem den Burghof.

Perikles verwendete auf die Akropolis und sonstige

Verschönerung Athens ungeheure Summen. Wo er sie her nahm? Natürlich nicht aus dem eignen, lange nicht zureichenden Seckel, sondern aus dem Staatsschatz; aber nicht aus diesem allein, sondern zum guten Theil auch aus der Bundeskasse, darein die Griechen jährlich ihre Beiträge zum Perserkriege legten, die sich ursprünglich auf der Insel Delos befand, aber des leichten Zugangs wegen nach Athen geschafft worden war. Zwar hatten manche erstlich ihr Bedenken über solche Verwendung des Bundesgeldes; allein der Redner Perikles bewies es ihnen mit unwiderleglichen Gründen, daß man das vollkommenste Recht dazu habe.

Nun denke dir Athen mit aller seiner Zier, und ein Fest um's andere, wo sie in schmucken Prozessionen nach den Prachttempeln ihrer Götter wallten, denen sie zahllose vom Staat gelieferte Opferthiere schlachteten, dann zum Schmause übergiengen und die gebratenen Opferthiere unentgeltlich verspeisten und freigebig vom Staate dazu gespendeten Wein tranken, dann in die Theater zogen, um die vorzüglichsten Schauspiele anzusehen, die ergötzlichste Musik zu hören, ohne daß es ihnen einen Kreuzer kostete u. s. f. Das Volk schwamm in Lust und Wonne. Aber denke ja nicht, daß es dabei wahrhaft glücklich gewesen; denn das alles, wie reizend es ist, gibt doch den Frieden der Seele nicht. Und wiewohl das Leben bei den Athenern immerhin eine gewisse Schönheit hatte, eine Güte des Lebens hatte es nicht; besser wurde das Volk dabei nicht. Denn menschliche Kunst und Wissenschaft können wohl menschlich bilden und veredeln, aber sie können das nicht göttlicher- oder geistlicherweise thun, den Menschen nicht von innen heraus fromm und gut machen. Die Athener wurden vielmehr bei allen ihren Kenntnissen und Künsten immer schlechter, immer hoffärtiger, zanksüchtiger, lüsterner, ungerechter, räuberischer, immer eitler und geschwätziger, immer launiger und toller. Selber ihrem Perikles, dem Vater ihrer Herrlichkeit, thaten sie manchen Schabernack an, und dieser ihr Olympier mit seinem

Blitz und Donner mußte sich zu Zeiten auch auf's Bitten und Weinen legen, um nicht allzuharte Fußtritte von ihnen zu erleiden.

Namentlich aber übte das mächtige Athen einen harten und immer härtern Druck gegen seine Unterjochten und sogar auch gegen seine freien Bundesgenossen aus, die es mit der Zeit fast alle wie Unterthanen behandelte. Und so wurde dieser völligste Freistaat ein abscheulicher Tyrann für Andere. — Darum entstand auch viel Erbitterung gegen Athen, und die, auf welchen die Größe seiner Macht beruhte, fielen von ihm ab und schlugen sich zu seinen Feinden in dem schrecklichen Kriege, von dem wir nun zu erzählen haben.

## § 7.

## Der Peloponnesische Krieg. (431—404.)

Es war ein großes Uebel bei den Griechen, daß sie nicht nur mit auswärtigen Feinden kämpften, sondern auch fast beständig unter sich selbst. Ihre Staaten, die größern und kleinern und kleinsten, lebten fort und fort in Eifersucht und Zwietracht mit einander, die bei der geringsten Veranlassung zum offenen Krieg wurde. Den ärgsten Groll und einen fortwährenden, ob sie sich auch zu Zeiten ein freundlich Gesicht machten, hegten die zwei mächtigsten Staaten, Sparta und Athen, gegen einander. Endlich, nachdem er sich schon in vorausgehenden leichteren Kämpfen Luft gemacht, brach er in einen schweren 27jährigen Krieg aus, an welchem fast ganz Griechenland theilnahm, und der der gesammten Nation unsäglichen Schaden brachte. Es ist der sogenannte Peloponnesische Krieg.

Die nächste Veranlassung zu ihm war diese, daß Athen der Insel Korcyra in einem Kampf mit dem reichen Korinth Beistand leistete. Korinth schrie Zeter gegen Athen und bestürmte namentlich Sparta, sich zu seinen Gunsten einzumischen. Sparta dachte, jetzt wäre die Zeit vorhanden, die gehaßte, über es selbst hinaufgewachsene Nebenbuhlerin zu demüthigen. Es nahm die Sache in

seine Hand. Auf einer Versammlung vieler griechischen Staaten im Peloponnes wurde Athens Anmaßung und Ungerechtigkeit überhaupt in's Auge gefaßt, und eine drohende Weisung dahin gesandt, deren Hauptinhalt war: Es sollte ohne Weiteres allen unterdrückten Städten und Inseln ihre Freiheit zurückgeben. Athen wies dieses Verlangen mit stolzer Verachtung zurück. Jetzt griff man von allen Seiten zu den Waffen, und schon gleich im Anfang büßte Athen, indem ein bedeutender Theil seiner Bundesgenossen auf die Seite seiner Feinde trat.

Zu den Spartanern standen fast alle Peloponnesier und in Hellas die meisten Böotier, dann die Lokrer, Phocier, Ambracier, Leukadier, Anactorier und Megaräer. Die Athener hatten weniger Verbündete, die Akarnanier in Hellas, einen Theil Thessalier und die großen Inseln Korchra, Cephalonia, Zacynthos, Chios, Lesbos, Samos; aber dann noch die ihm völlig unterworfenen kleinern Inseln und die Macedonischen und Thracischen Pflanzstädte. Auf Spartanischer Seite befand sich eine viel größere Landmacht; die Seemacht der Athener war der feindlichen weit überlegen.

Das große Landheer der Spartaner drang unter dem Feldherrn Archidamos in Attika ein. Hier führten die Athener, die sich nun ganz wieder ihrem alten Perikles hingegeben hatten, nach dessen Rath einen bloßen Vertheidigungskrieg. Die Bewohner des Landes gaben ihr unbewegliches Gut preis, und zogen mit aller andern Habe in die Hauptstadt, wo sie bei Gefreundten oder in den öffentlichen Hallen, auch in Tempeln oder auf den Straßen ihre Wohnung aufschlugen. Freilich ward die schöne und so sorgfältig angebaute Landschaft um Athen her nun ganz verheert; dafür aber kreuzten die Athener mit einer Flotte am Peloponnes herum, machten da und dort Einfälle in's Land, raubten Alles, was sich wegbringen ließ, und verwüsteten, was sie nicht rauben konnten. So hätten sie sich über ihren eigenen Schaden trösten mögen; allein bald kam ein ärgeres Unheil über sie.

Es brach in Athen die Pest aus, 430, welche in der Sommerschwüle unter der zusammengestopften Menschenmenge fürchterlich wüthete. O welch eine Gestalt nahm die herrliche Stadt an! Da lagen die Elenden auf den Straßen, in den Hallen, in den Tempeln umher; an den Brunnen, dahin sie zu einem letzten Labetrunk in ihrer Fiebergluth gekrochen waren, an den Bildsäulen ihrer Götter, die sie umsonst um Rettung angefleht, lag alles voll Sterbender, Todter, Verwesender! — Im andern Jahre raffte die Pest auch den Lenker des Staats, den Perikles, hin, nachdem sie ihn beider Söhne beraubt hatte. Das war ein schwerer, ein unersetzlicher Verlust für Athen; einen solchen Staatsmann bekam es nicht mehr.

Mit seinem Tode entstand eine gräuliche Verwirrung und Zügellosigkeit. Die elendesten, schändlichsten Menschen drängten sich ans Staatsruder. Einem Gerber, Namens Kleon, einem frechen Schreier, einem ganz rohen, räuberischen, blutdürstigen Menschen, gelang es, des Perikles Stelle einzunehmen und 7 Jahre lang zu behaupten. Da konnte Athen nicht bedenken, was zu seinem Frieden diente, und trotz der schrecklichen Geißel seiner Heimsuchung nicht die Hand zum Frieden bieten. Der Krieg wurde von beiden Seiten erbittert fortgeführt. Von beiden Seiten wurden die eingenommenen Orte verbrannt, geschleift, die Gefangenen unmenschlich hingeschlachtet. — Es war eine grauenvolle Zeit. Feindseligkeit, Grimm, Wütherei innerhalb der Staaten selbst. Allerorten brach Aufruhr und Kampf los zwischen Aristokraten und Demokraten, d. i. zwischen Spartanisch- und Athenisch-Gesinnten.

Wie es geht, unerachtet das Athenische Mannsvolk durch die Seuche sehr geschwächt war, geriethen doch die Spartaner in Nachtheil, und so boten sie die Hand zum Frieden; allein der Gerber stellte so harte Bedingungen, daß sich die Unterhandlung wieder zerschlug. Darauf neigte sich das Glück wieder den Spartanern zu, und es kam, nachdem der Gerber 421 in der Schlacht gefallen war, der Abschluß eines Friedens zu Stande, der jedoch

nicht gehalten wurde. Denn bald hetzte nun ein anderer von größtem Einfluß an dem Athenischen Volk zur Fortsetzung des Krieges, durch den er nicht seinem Staate Heil, sondern sich strahlenden Ruhm erwerben wollte.

Alcibiades tritt auf den Schauplatz. Noch ein junger Mann, von vornehmster Geburt, außerordentlich reich, im Schmuck der schönsten Gestalt, liebreizendsten Wesens wenn er will, voll Witz und Verstand, gewandt in Allem, dazu kühn und entschlossen, aber auch grenzenlos leichtfertig, liederlich und muthwillig. Einmal ließ er sich von Sokrates zur Selbsterkenntniß leiten; aber durch den Abfall von dem, was er für recht erkannt, wurde er gewissenloser als je zuvor. Dieser Alcibiades wußte die Athener zu verzaubern, daß sie ihm die Leitung des Staates überließen. Er that ihnen auch Anfangs recht nützliche Dienste. Allein nachher kam er auf den seltsamen Einfall einen Kriegszug gegen das ferne Syrakus, die erste Stadt auf der Insel Sicilien zu unternehmen. Er hielt dem Volke vor, zuerst wollten sie Syrakus in die Tasche stecken, dann das übrige Sicilien in den Sack, sodann nach Afrika hinüber und das mächtige Karthago bezwingen, von dannen endlich mit verstärkten Kräften über Sparta herfallen und es sammt dem ganzen Peloponnes erobern. Das Gelingen all' dessen versprach er seinem Volke zuversichtlich, und dieses glaubte ihm.

Eine größere Flotte als je, von 174 Kriegsschiffen, lief aus dem Piräeus, im Juli 415, und landete an Siciliens Gestade. Es gelang dem Alcibiades gleich, die Stadt Catane zu besetzen, und ließ sich alles sehr wohl an. Allein schnell kommt ein Staatsschiff aus Athen nach und ruft den Feldherrn für seine Person zurück, um sich wegen einer gegen ihn erhobenen schweren Anklage zu verantworten. Es war nämlich zu Athen in einer Neumondnacht vor seiner Abfahrt ein schändlicher Frevel begangen, es waren die in den Straßen aufgestellten Hermen (Götterbilder) verstümmelt worden; und das sollte Alcibiades gethan haben. Dieser folgte zwar sogleich der

Vorladung, entwich aber an der Italischen Küste und verbarg sich. Und als er darauf erfuhr, daß er zu Athen zum Tode verurtheilt, von den Priestern verflucht und sein Vermögen eingezogen worden sei, gieng er ins Heerlager der Feinde nach Sparta. Hier wendet er seinen trefflichen Verstand und seine eindringende Beredtsamkeit in aller möglichen Weise an, sein Vaterland zu verderben.

So geschah es auf seinen Rath und rastlosen Antrieb, daß die Spartaner eine starke Macht unter dem tüchtigen Gylippus nach Sicilien sandten, um die Athener im Rücken zu fassen. Der jetzige Anführer der letztern, Nicias, hatte Syrakus bereits von der Land- und Seeseite eingeschlossen und die beste Aussicht, der Stadt Meister zu werden; da kommen plötzlich die Spartaner, und bringen ihn in harte Bedrängniß. Diese wird nicht gehoben durch ein bedeutendes Hilfsheer, welches die Athener auf 73 Schiffen nachsenden, da dasselbe gleich nach seiner Landung von den Spartanern eine furchtbare Niederlage erleidet. Eine Seeschlacht mit den Syrakusern innerhalb des Hafens fällt auch höchst unglücklich für die Athener aus. Sie müssen alle ihre im Hafen eingesperrten Schiffe dem Feinde preisgeben. Und auf dem Lande vereinigen sich nun Mangel, Krankheit und feindliche List und Tapferkeit zu ihrem völligen Untergang. Was noch von ihnen lebt, muß sich zuletzt ergeben 413. Die beiden Athenischen Führer werden auf dem Marktplatze zu Syrakus hingerichtet, die Soldaten in die Steinbrüche geschleppt, wo sie unter Arbeit, Hitze und Darben in kurzer Frist verschmachten. — Die Nachricht von diesem großen Unglück erfüllte Athen mit Schrecken und bitterstem Schmerz. Die Kräfte des Staates sind äußerst geschwächt, beinahe ganz erschöpft; er hatte wohl 60000 Männer verloren. Die bisher noch treu gebliebenen verbündeten Inseln und Städte fallen ab, eine um die andere. Die Spartaner, von persischen Satrapen mit Geld unterstützt, entreißen selbst die fernen Thracischen Besitzungen und das nahe Euböa. Das hocherhabene Athen liegt tief im Staube.

Nun schaut es sehnlich — nach seinem Verderber aus, daß er es errette. Alcibiades, welcher sich unterdessen durch seinen frechen Lebenswandel Feinde in Sparta gemacht und aus Furcht vor ihnen von da nach Kleinasien begeben hatte, wurde zu Athen bei einer Revision seines Prozesses von aller Schuld freigesprochen, in den Dienst des Vaterlandes ehrenvoll zurückgerufen und sogleich wieder mit dem Kommando der neuen Flotte betraut, welche Athen mit seinem letzten Nothpfennig herstellte. Und er entsprach der auf ihn gesetzten Hoffnung vollkommen. Es war wunderbar, wie das Glück an seinen Fersen hieng. Gleich siegte er über die Spartaner in einem Seetreffen bei Abydus 411; noch glorreicher zu Land und Wasser bei Cyzikus 410. Die Abtrünnigen werden nach einander wieder unterworfen. Nach drei Jahren prangt Athen im vorigen Glanze und — Stolze.

So fährt der verfluchte, zum Tod verdammte Missethäter nach seiner Vaterstadt zurück 408. Die Schiffe schimmern im Schmuck der Beute; am Admiralsschiff blähen sich purpurne Segel. Kopf an Kopf steht das Volk am Piräeus; ein vieltausendstimmiger Jubel begrüßt ihn, „da er in seiner alten Herrlichkeit ans Land steigt." Er wird mit Blumen überschüttet; eine goldene Krone wird dem siegreichen Retter des Vaterlandes aufs Haupt gesetzt. Die Priester heben den über ihn ausgesprochenen Fluch feierlich auf. Alle seine Güter werden ihm erstattet.

Aber wie bald dreht sich sein und seines Staates Geschick! Noch in demselben Jahre fuhr er wieder aus, um das ganze Aegäische Meer vom Feinde zu säubern. Er lag am Vorgebirge Notium bei Ephesus und nicht ferne die mit Hilfe Persischen Geldes erneute Spartanische Flotte, welche an Lysander einen ausgezeichneten Feldherrn erhalten hatte. Nun mußte sich Alcibiades einstmals von der Seinigen in Berufsgeschäften entfernen, und da gebot er seinem Unterbefehlshaber aufs Schärfste, sich ja während seiner Abwesenheit in keinen Kampf einzulassen. Allein dieser, nach Lorbeeren lüstern, griff trotzdem

die Spartaner an, und ward geschlagen. Es war kein großer Verlust dabei: allein kaum hörten die Wetterfahnen in Athen davon, als sie auch schon den Alcibiades wegen Pflichtvernachlässigung vom Kommando jagten 407. Dieser zog sich nach Kleinasien zurück, wo er ein paar Jahre später eines bösen Lebens böses Ende fand, ermordet ward. Aber die thörichten, unsinnigen Athener hatten selber den von sich gestoßen, der ihre letzte Hoffnung und Hilfe war, und das hatten sie solch einem vortrefflichen feindlichen Feldherrn, wie Lysander, gegenüber gethan.

Dieser täuschte die Athenische Flotte, bei welcher jetzt Mehrere zugleich befehligten, durch verstellte Furchtsamkeit, indem er fünfmal vor ihr zurückwich, und fiel dann unversehens über die sichere her, während ein Theil ihrer Mannschaft sich auf dem Lande zerstreut hatte. Es war am Aegospotamos (Ziegenfluß) im Hellespont 406. Er eroberte alle Athenischen Schiffe bis auf neun, welche noch das Weite fanden. Er fieng zwei Anführer und 3000 Mann, die sämmtlich hingerichtet wurden. Das war ein Schlag für Athen! Dessen ganze Macht war vernichtet! Als die Kunde dahinkam, durchdrang Jammer und Wehgeheul die Lüfte. — Lysander zog langsam herab, alles unterwerfend, was zu Athen hielt oder gehörte. Endlich belagerte er den Hafen Piräeus, während ein heranmarschirtes Sparterheer die Stadt auf der Landseite umzingelte. Die Athener wehrten sich noch hartnäckig und verzweifelt; als jedoch eine gräßliche Hungersnoth Haufen von ihnen hingerafft hatte, ergaben sie sich auf die härtesten Bedingungen, 404.

Das erboste Korinth hatte Athen ganz von der Erde vertilgt wissen wollen; das däuchte den Spartanern doch zu viel. Aber alle seine noch übrigen Schiffe wurden verbrannt, die Mauern der Stadt und des Piräeus unter Musikspiel niedergerissen, die demokratische Verfassung des Staates umgestürzt, und dreißig den Spartanern ergebene Männer mit der höchsten Gewalt bekleidet, welche eine wahre Schreckensherrschaft führten, die demokratisch-

gesinnten Bürger zu Tausenden hinwürgten oder vertrieben, und jedes Reichen Gut nach Willkür einzogen. — Armes Athen! Es war die Strafe seines Uebermuths, seines unbeschreiblichen Leichtsinns, seiner rohen Fleischlichkeit bei aller feinen Bildung und allem geistreichen Wesen. Der gerechte Gott hat auch bei den Heiden noch regiert und gerichtet.

Wir schauen die glanzvollste Stadt der Heidenwelt mit Wehmuth an und sagen wenig mehr von ihrer weitern Geschichte. Schon im nächsten Jahre (403) versammelte wohl ein ehmaliger Führer, Thrasybul, draußen eine Menge Vertriebener und Flüchtiger; mit diesen zog er nach der Stadt und stürzte die dreißig Tyrannen, wie sie hießen. Er führte die Solonische Verfassung wieder ein, die jedoch bei dem entarteten Volke nicht mehr zum Leben kommen konnte. Athen erhob sich auch nie mehr zu seiner vorigen Macht. Aber in Kunst und Wissenschaft blieb es obenan, so daß noch später die Römer und andere Völker nach Athen, als der allgemeinen hohen Schule der alten Welt, wanderten.

## § 8.

## Das allgebietende Sparta.

Nun war Sparta in politischer Bedeutung höher gestiegen, als je Athen; es war nicht nur der erste Staat Griechenlands, sondern hatte auch nicht von ferne einen Nebenbuhler mehr. Wird es etwa sein Ansehen und seine Macht dem schönen Berufe widmen, die vom Athenischen Joch erledigten Staaten und Stäätlein, so wie die andern der Hellenen, bei ihrer Freiheit zu beschirmen? O keineswegs! Vielmehr mußte ganz Griechenland es fühlen, daß Sparta noch mehr bedrücken könne als Athen. Die Inseln und kleinasiatischen Küstenstädte, von denen Athen, wie man ihm vorwarf, schmählicherweise so viel Geld erpreßt, mußten jetzt denselben Tribut nach Sparta liefern; und die Leute, welche nur eisernes Geld führen sollten, strichen wohlbehaglich die Haufen blinkenden Sil-

bers und Goldes ein. Dazu mischte sich Sparta noch viel mehr und verletzender in die innern Angelegenheiten aller Staaten. Namentlich gieng es darauf aus, allenthalben die Demokratie zu stürzen, und dafür nicht eine Aristokratie, wie es selbst hatte, sondern eine Oligarchie einzurichten, eine Herrschaft Weniger, die es leichter als zahlreiche Aristokraten nach seinem Willen lenken konnte. In Allem sollte überall nur sein Wille geschehen; mit feiner List und roher Gewalt wirkte es unablässig dahin, Griechenland gänzlich unter sich zu knechten.

Freilich erhielt es eine Mahnung, daß seine Macht auch nicht auf ehernen Füßen stehe. Nachdem es vorher gegen Athen Persiens Freundschaft gesucht, verflocht es sich nun in einen neuen Krieg mit diesem Reiche, 397. Es schickte den Joniern, welche der damalige Großkönig Artaxerxes II. Mnemon wieder unterwerfen wollte, ein Hilfsheer hinüber. Sparta's Heldenruhm erneuerte sich auf Asiatischem Boden. Sein hinkender König Agesilaus, ein ganz vortrefflicher Feldherr, schlug bei Sardes mit einem kleinen Heere ein großes Persisches in die Flucht. Er macht große Fortschritte auf feindlichem Gebiete, und schon steigt der kühne Gedanke in ihm auf, ins Innere des Perserreichs vorzudringen, und die ganze, fühlbar mürbe gewordene Weltmonarchie zusammenzuwerfen. Allein die Barbaren sind schlauer als tapfer; sie machen den Spartanern, um sie sich vom Leibe zu schaffen, in ihrer Heimat zu thun. Mit Hinweisung auf die unerträgliche Tyrannei derselben und mit Aufwendung schönen röthlichen Goldes stifteten sie Korinth, Theben und Argos, denen sich dann Athen, Euböa und die beiden Lokris anschloßen, zu einer Erhebung gegen Sparta an. So erwuchs diesem in Griechenland selbst ein ernstlicher Krieg, welcher der Korinthische heißt. Und siehe, die Spartaner werden von den Verbündeten bei Haliartos geschlagen, und ihre Lage wird so schlimm, daß sie sich vermüßigt sehen, ihren Agesilaus von seinem Siegeslauf in Asien heimzurufen. Während dieser sich auf dem Rück-

weg zu Lande befindet, wird ihre Flotte bei Knidos in Kleinasien von einer Persischen, welche der Athener Konon befehligt, total geschlagen, ja vernichtet, 394. Der zurückgekehrte Agesilaus kämpfte nun wohl auch in der Heimat sehr tapfer, und gewann noch die heiße, lange zweifelhafte Schlacht bei Koronea (394); allzuviel konnte er aber auch nicht ausrichten. Der Krieg zog sich in die Länge hin, ohne daß es zu einer Entscheidung kam.

Und endlich — schickte Sparta einen Gesandten, den Antalkidas, nach Asien, und ließ durch ihn mit den Persern einen sehr ruhmlosen Frieden schließen, welcher ein allgemeiner ward, da ihm auch die andern Griechen beitraten, 387. Dieser sogenannte Antalkidische Frieden hatte zwei Hauptbedingungen: 1. alle griechischen Städte Kleinasiens nebst den Inseln Cypern und Klazomenä treten wieder unter persische Oberherrschaft. 2. Die einzelnen Griechischen Staaten, große und kleine, sollen von einander gänzlich unabhängig und frei sein. Wenn nun das stolze Sparta, das All-Griechenland sein wollte, sich nicht schämte, den Barbaren dasjenige freiwillig zurückzugeben, warum Griechenland so lang und ruhmvoll gekämpft hatte, so scheute es sich auch nicht, die zweite, feierlich beschworene Bedingung auf eine empörende Weise zu verletzen und zu verspotten. Es schaltete, uneingedenk der empfangenen Mahnung an seine nicht eherne Kraft, nach wie vor, oder noch ärger als zuvor, übte an den kleinen Staaten Gewaltthätigkeit über Gewaltthätigkeit und gieng auch mit größeren himmelschreiend um.

Es war im J. 382, als die Spartaner, ohne irgend eine rechtmäßige Ursache die Kadmea oder Burg von Theben besetzten, und die Demokratie dieser Stadt verstörten. Das Haupt derselben, Ismenios, wurde hingerichtet, eine Zahl von 400 angesehenen Männern vertrieben, eine Oligarchie aufgedrungen. Ganz Griechenland war entrüstet über diese schändliche Gewaltthat; allein Niemand wagte es, mit den gefürchteten Herren darüber zu rechten. — Aber doch hatte sich Sparta hier

seine eigene Grube gegraben. Es kam auch über diese Uebermüthige, über diese Frevlerin die Stunde des Gerichts.

## § 9.

## Thebens kurze Herrlichkeit.

Die aus Theben Vertriebenen hatten in Athen Aufnahme und Schutz gefunden. Von dort aus setzten sie sich in geheime Verbindung mit den in der Vaterstadt zurückgebliebenen Freunden, und es wurde der Plan entworfen und in langer Zeitfrist gepflegt, die Oligarchen daselbst zu beseitigen und die Freiheit Thebens wieder herzustellen. Endlich im J. 378 ward ein Tag zur Ausführung des Werkes festgesetzt. — Zwölf Verschworene gehen Morgens von Athen aus und kommen in der Abenddämmerung, als Bauern verkleidet, durch verschiedene Thore nach Theben hinein. Sie versammeln sich in dem Hause des Verbündeten Charon. Ein anderer Verbündeter, Phyllidas, hat schon die beiden Gewichtigsten der Oligarchen, den Archias und Philippus, zu einer Gasterei eingeladen und gibt ihnen viel starken Wein zu trinken. Da kommt Einer herein und lispelt dem Archias ins Ohr, Verschworene seien in die Stadt gekommen, und Charon wisse davon. Charon wird von Archias herbeigerufen und befragt. Er spricht ganz gelassen, er wisse von nichts, wolle aber genaue Nachforschung halten. Archias beruhigt sich und schmaust fort. Nicht lange darauf tritt ein Eilbote von Athen herein, der ihm einen Brief übergibt, darin die ganze Verschwörung mit allen Einzelheiten entdeckt ist. Archias, durch die Zusprache seines Wirths schon trunken gemacht, legt den Brief auf die Seite. Der Bote sagt: „Du sollst ihn sogleich erbrechen; er enthält eine Sache von der größten Wichtigkeit!" „Wichtiges," lallte Archias, „muß auf morgen verschoben werden." Jetzt öffnet sich die Thüre und es hüpfen ein paar Tänzerinnen herein, um die Gäste zu belustigen. Allein sie machen nur wenig Sprünge, dann fallen sie mit gezückten Dolchen über den Archias und

Philippus her und erstechen sie; denn es waren verkleidete Verschworene. Zwei andere Oligarchen wurden in ihren Häusern aufgesucht und ermordet. — Am nächsten Morgen versammeln sich alle Verschworenen auf dem Markte; sämmtliche Vertriebene erscheinen; Häupter der Stadt führen bewaffnete Schaaren herbei; das herbeigerufene Volk strömt von allen Seiten zusammen. Man unterrichtet es von dem, was geschehen; es jubelt über seine Befreiung. Die Priester bringen Dankopfer. Hierauf wurde die Burg belagert, deren Besatzung sich bis anher nicht geregt hatte; sie wollte nun auch nicht kämpfen, sondern übergab die Kadmea gegen freien Abzug. Sodann ward wieder eine demokratische Regierungsform eingerichtet mit drei jährlich wechselnden Vorstehern, die Böotarchen hießen.

Die Freiheit Thebens vom Spartanerjoch war errungen; aber jetzt mußte sie gegen den gewaltigen Feind erhalten werden. Und auch das gelang durch zwei vor allen Thebanern hochansehnliche Männer. Es sind Pelopidas und Epaminondas. Der Erstere hatte den Verschwörungsplan entworfen und die Ausführung geleitet; der Andere wollte zwar an dem Mordwerk aus Gewissensbedenken keinen Antheil nehmen, trat aber nachher mit allen seinen Kräften zur Sache. — Beide verband von früh an und lebenslänglich die innigste Freundschaft, wiewohl sie in ihren äußerlichen Verhältnissen ganz verschieden waren. Pelopidas war einer der reichsten Bürger, Epaminondas einer der ärmsten. Dieser hatte nur Einen Rock, und wenn derselbe beim Schneider (Walker) war, so konnte er nicht ausgehen. Pelopidas wollte oft seinen Reichthum mit ihm theilen; er nahm aber nie einen Pfenning von ihm an, denn er habe, was er brauche. Er lebte äußerst einfach und mäßig. Er war in seinem ganzen Wesen überaus bescheiden und anspruchslos, und nicht minder gerecht und gewissenhaft; er gehörte mit zu den edelsten Heiden. Bei seiner Armuth besaß er eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung und studirte er

immer fort. Dabei aber war er der vorzüglichste Feldherr seiner Zeit, noch ein größerer als Pelopidas. An Vaterlandsliebe wetteiferten sie mit einander.

Diese zwei Männer hoben ihr für träg, roh und schlecht verschrieenes Volk auf eine alle andern Griechischen Staaten überragende politische Höhe. Sie ordneten das Innere des Gemeinwesens auf's Weislichste und Beste. Sie bereiteten ihre Bürger und Jünglinge durch unabläßige Waffenübung und durch feurige Ansprachen auf den bevorstehenden Kampf vor. 300 Jünglinge schlossen sich begeistert zu einer „heiligen Schaar" zusammen, welche niemals weichen, sondern freudig für's Vaterland sterben wollte. — Die Spartaner, durch Anderes verhindert, konnten Theben nicht sogleich und längere Zeit nicht kräftig bekriegen. Als sie mit einem kleineren Heer in's Thebanische Gebiet eingerückt waren, verheerten sie wohl das platte Land, wagten sich aber nicht an die Stadt. Diese aber sandte bei Gelegenheit einen Schwarm über sie, welcher ihnen die starken Thebanischen Muskeln zu fühlen gab und dabei die Furcht vor den Spartanischen Waffen mäßigen lernte.

Endlich nach geraumer Zeit zog ein großes 40,000 Mann starkes Spartanerheer siegsgewiß gegen Theben an. Epaminondas beschwichtigt die aufsteigende Angst seines Volkes, und zieht demselben mit nur 6000 Mann heherzt entgegen. Doch stoßen noch 2000 Thessalische Reiter zu ihm. Er trifft den Feind bei dem Böotischen Flecken Leuctra, und durch sein großes Feldherrntalent und namentlich mit Hilfe einer von ihm neu erfundenen Kampfesweise, „der schrägen Schlachtordnung," gewinnt er über den fünfmal stärkern Feind den vollständigsten und preiswürdigsten Sieg, 371. Wohl merkt man, daß die Spartaner nicht mehr die alten waren; die mehrsten von ihnen hatten bereits ihre strenge Lebensweise auf- und einer verweichlichenden Ueppigkeit sich hingegeben. Indessen kämpften sie Anfangs nicht feige und um ihren gefallenen Feldherrn Kleombrotus herum mit furchtbarer An-

strengung; als sie jedoch seine Leiche erkämpft hatten, kehrten alle den Rücken, die laufen konnten, 4000 von ihnen blieben auf dem Felde zurück und darunter lagen — 300 Thebaner. Es war die ärgste Niederlage, welche die Spartaner je erlitten hatten.

Aber sie mußten den Kelch des Gerichtes noch weiter trinken, und er kam noch bitterer. Denn mit Leuctra schwand überall die Furcht vor Sparta, und der verborgene Groll gegen die Tyrannen trat offen heraus. Alles lief den Thebanern zu, daß sie auf 70,000 Mann anwuchsen; und dieses stattliche Heer führten Epaminondas und Pelopidas in den Peloponnes, um die Spartaner auf eigenem Boden anzugreifen. Unaufhaltsam drangen sie durch die Halbinsel hinab, unaufhaltsam über Lakoniens Grenze vor, und — die Spartanerinnen mußten ein fremdes Heer vor ihrer Stadt sehen! Darüber kamen diese außer sich, und schimpften wüthend auf ihre schlechten Männer, wiewohl dieselben jetzt alle ihre Kraft zusammenrafften und doch ihre offene Stadt, deren Mauern sie selbst sein sollten, vertheidigten und behaupteten. Aber Lakonien ward von den Thebanern ausgeplündert und Messenien von der Spartanischen Herrschaft freigemacht.

Noch dreimal drang Epaminondas in den Peloponnes ein und trat Sparta's Macht und Ruhm immermehr zu Boden. — Bei seinem vierten Einfall kam es zuletzt zu der großen Schlacht bei Mantinea, 362. Hier sank Epaminondas, von einem Spieß in die Brust getroffen, dessen Spitze, während der Schaft brach, stecken blieb. Es wurde noch lebend weggetragen. Die Aerzte erklärten, daß er, so wie man das Eisen herausziehe, augenblicklich sterben werde. Er fragte: „Ist mein Schild gerettet?" Antwort: „Hier ist er!" Er weiter: „Wer hat gesiegt?" Antwort: „Die Thebaner!" Er: „Nun, so ist's Zeit zu sterben, denn ich sterbe unbesiegt." Dann sprach er noch zu den Thebanern: „Machet Frieden!" befahl ruhig, den Spieß aus seiner Brust zu nehmen, und starb, sobald dieß geschehen, unter dem schmerzlichsten Wehklagen

der Seinigen. — Pelopidas war schon vorher in Thessalien gefallen.

So lange diese zwei Männer lebten, war Theben oben dran in Griechenland. Mit ihrem Tode erlosch Thebens ganzer Glanz. Und von nun an stand kein griechischer Staat mehr an der Spitze der andern.

## § 10.

## Der heilige Krieg. (356—346.)

Die griechischen Staaten hatten sich selbst durch ihre gegenseitigen Kämpfe sehr geschwächt. Gleichwohl konnten sie keine Ruhe unter einander geben; sie mußten sich durch fortwährenden Hader und Streit nur immer mehr verderben. Mit des Epaminondas Fall ward Friede zwischen Theben und Sparta; aber gleich band letzteres wieder mit Argos an; Athen schlug sich mit seinen Bundesgenossen Chios, Rhodus und Byzanz herum ꝛc. Und schon sechs Jahre nach dem Thebanisch-Spartanischen entstand wieder ein großer und langer Krieg, welcher von dem, worum es sich handelte, „der heilige Krieg" genannt wurde, aber von Seite seiner Urfächer gar schändlich war.

Es herrschte unter den jetzigen Griechen im Allgemeinen die ärgste Lasterhaftigkeit, grenzenlose Schwelgerei und Lustseuche, schmutziger Eigennutz und schamlose Bestechlichkeit, abscheuliche Falschheit und Treulosigkeit. Nun aber sehen wir, wie ein Theil von ihnen sich auch noch am eignen höchsten Heiligthum vergreift und alles, was sie noch von Religion haben, mit Füßen tritt.

Wir haben schon öfters von dem weltberühmten Orakel zu Delphi in der Landschaft Phocis, gehört. Um den Tempel des Gottes Apollo herum waren in vielen Kammern ungeheure Schätze aufgehäuft, welche in den Jahrhunderten seines Bestehens von allen Ländern und Völkern her dem weissagenden Gotte geschenkt waren. Sie bestanden theils in kostbaren Kunstwerken aus Silber, Gold, Edelstein, Perlen ꝛc., theils in gemünztem Metalle. Es wird berichtet, daß die Perser, als sie damals (s. §5.)

nach dem gewonnenen Durchgang durch die Thermopylen nach Hellas hereinströmten, den lockenden Schätzen des Delphischen Heiligthums einen Besuch abstatten wollten; da sei aber ein schreckliches Gewitter ausgebrochen und der Sturmwind habe vom Parnaß herab ungeheure Felsstücke gegen sie geschleudert, daß sie entsetzt geflohen wären. Jetzt fielen die Phocier selbst über diesen Tempel her und raubten seine Schätze, 356. Und sie giengen so schandbar damit um, daß sie z. E. dem Gotte geweihte goldene Lorbeerkränze und andere Kostbarkeiten als Schmuck an schlechte Weibspersonen verschenkten.

Der die Hut und Pflege des Heiligthums besorgende Amphiktyonenrath sprach den Fluch über die Frevler aus und forderte Griechenland zur Bestrafung derselben auf. Die Thebaner, Lokrer und mehrere Andere erhoben sich gegen sie. Allein von Etlichen, namentlich Sparta und Athen, wurden sie unterstützt. Und da sie auch mit dem unermeßlichen Gelde des Tempels große und immer frische Söldnerschaaren anwerben konnten, so währte der Krieg 10 Jahre lang fort, ein Krieg, welcher Griechenland in zeitlicher und sittlicher Hinsicht vollends zu Grunde richtete. Die Vollstrecker des Amphiktyonenspruchs konnten auch allein gar nicht fertig werden; da riefen sie endlich den König Philipp von Macedonien zu Hilfe, mit dessen starkem Arm der Sieg über die Tempelräuber gelang, 346. Dieselben wurden nochmals verflucht, ihre Städte zerstört, die Einwohner in offene Flecken vertheilt, viele nach Macedonien weggeführt.

## § 11.
## Ende der griechischen Freiheit.

Der genannte Philipp von Macedonien war ein mächtiger und sehr tüchtiger Herrscher. Er hatte sein rohes Volk durch gute bürgerliche Einrichtungen gehoben, durch Uebung im Kriegswesen stark gemacht. Er hatte zu seinem Stammland, das nördlich von Thessalien lag und an Größe etwa die Hälfte von Griechenland betrug,

durch Eroberung noch Illyrien und Thrazien und weitere Länderstriche gebracht. Schon lange her blickte sein begehrliches Auge auch auf Griechenland, das durch seine ewigen innern Fehden sich selbst so sehr entkräftete und einer fremden Macht zum Raube bereitete, und da er nun einmal mit den Angelegenheiten desselben vermengt war, so gieng er ernstlich und zunächst auf seine Weise damit um, es gleichfalls unter sein Scepter zu bringen.

Geraume Zeit blendete er die Griechen durch sein freundliches Benehmen und durch sein blinkendes Gold, daß sie keine Gefahr von ihm merkten oder merken wollten. Endlich aber wurde es gar zu offenbar, was er im Schilde führte, und da standen noch die Athener und die Mehrsten der übrigen Griechen, entflammt vornehmlich von dem großen Redner Demosthenes, wider ihn auf, um ihre Freiheit zu vertheidigen. Im J. 338 kam es bei Chäronea in Böotien zur Entscheidungsschlacht. 40,000 Hellenen kämpften mit ihren letzten Kräften gegen den Unterdrücker. Aber wo war Marathon? wo Platäa? Sie rafften sich wohl noch einmal auf und thaten über Erwarten, und von der heiligen Schaar der 300 Thebanischen Jünglinge wich nicht Einer, sie starben alle an ihrem Platz. Doch siegte Philipp, und durch diese Eine Schlacht wurde er der Herr von Griechenland.

Er verfuhr indessen mit den Besiegten sehr schonend, ließ ihnen vor der Hand ihre Verfassungen und Rechte, ja er wollte nur ihr Bundesgenosse und Präsident der allgemeinen Bundesgenossenschaft sein, wozu er ihre Staaten vereinigte. Da legte sich ihr Groll gegen ihn.

Im folgenden Jahre, 337, rief er sie zu einem allgemeinen Reichstag in Korinth zusammen. Hier trägt er ihnen vor: Jetzt wär' es an der Zeit, das Reich der Barbaren zu Grab zu tragen; er begeistert sie zu einem gemeinschaftlichen Kriegszug gegen die Perser. Alles stimmt frohlockend ein, und man ernennt Ihn „zum Oberfeldherrn mit unbeschränkter Gewalt." Das war ja Alles, was Philipp vorerst wollte. „Wohlan, ich will

euch führen. Es rüste sich Griechenland und Macedonien zum großen Werk!" Er kehrt zu diesem Zwecke nach Macedonien zurück. Dort feiert er noch vor Beginn des Feldzugs, welcher ihn zum Herrn der Welt machen soll, die Hochzeit seiner Tochter Kleopatra mit dem Könige von Epirus in höchster Pracht. Auf derselben wird er bei einem Festzuge von einem seiner Leibwächter meuchlings erstochen, 336.

Allein sein noch größerer Sohn Alexander, welcher an seiner Statt König wird, nimmt das Vorhaben des Vaters mit feuriger Seele auf, und dieser ist vom ewigen Lenker der irdischen Geschicke zur Ausführung bestimmt; er ist dazu ersehen, das zweite Weltreich zu stürzen und das dritte aufzurichten. Ehe wir zu diesem übergehen, und Griechenland als Schauplatz unserer Erzählung verlassen, wollen wir nach so vielen Kriegsgeschichten noch Einiges vom Leben der Hellenen daheim und im Frieden berichten, und müssen dann vornehmlich noch von der griechischen Kunst und Wissenschaft reden.

## § 12.

## Vom häuslichen und täglichen Leben der Griechen.

Wir schauen es in Athen an, das für die meisten andern Griechen zum Muster diente.

Ein zur Welt geborenes Kind wurde zuerst dem Vater vor die Füße gelegt. Nahm er's nicht auf, so tödtete man es gleich oder trug es in den Wald, was besonders oft bei Mädchen und fast bei allen unehelichen Kindern geschah; und wir gewahren hier wieder eben auch bei den feinen Athenern das rohe Heidenthum. Hob der Vater das Kind auf, so wurde es gebadet und der Mutter zurückgebracht, die es selbst oder durch eine Amme säugte. Am siebenten Tage nach der Geburt brachten sie dann ein Opfer für dasselbe, wobei es seinen Namen empfieng, und hielten einen Kindsschmauß.

Bis zum sechsten Jahre blieb das Kind ganz in den Händen seiner Mutter. Von da an, wie bei uns, wur-

den die Kinder, aber nur die Knaben, in die öffentlichen Schulen geschickt, und so sah man auch, wie bei uns, zu den bestimmten Tageszeiten die Schülerlein mit Schreibtafeln gehen oder springen, nur daß es keine Schiefertafeln waren, sondern Brettchen mit Wachs überzogen, in das sie mit einem Stifte die Buchstaben eingruben, welche sie mit dem hintern platten Theil des Stils wieder auslöschen konnten. Und stand man vor einer Schule, so konnte man sie singen hören, wie bei uns, und nicht selten schöner als bei uns, dazu noch deklamiren; denn sie mußten lange Stücke aus ihren Dichtern auswendig lernen und gar ernst und nachdrucksvoll hersagen. Die Erziehung bestand in Grammatik, Musik und — Gymnastik.

Die großen Knaben oder angehenden Jünglinge sah man täglich schaarenweise ins Gymnasium ziehen. Dieses war ein weitschichtiges Gebäude mit freien Plätzen, Gärten und Hainen, und nicht sowohl, was man heutzutage darunter versteht, eine Schule für Wissenschaft, als vielmehr ein Ort für körperliche Uebungen, wie man jetzt sagen würde: ein Turnplatz, ja ein rechter Tummelplatz, wo sie liefen, rangen, warfen, sprangen ꝛc. Dann aber giengen sie auch wieder in die Lehrsääle, um in die höhern Wissenschaften eingeführt zu werden.

Wo sind aber die Mädchen, die kleinern und größern? Die sieht man nicht auf dem Schulweg und in keiner Bildungsanstalt. Auf die Erziehung der Töchter wurde gar keine Sorgfalt gewendet; die waren gegen die Söhne bitter verwahrlost. Sie saßen still daheim bei ihren Müttern, von denen sie lernten, was diese selbst konnten. — Die Frauen wurden — mit Ausnahme von Sparta, wo die Weiber Haare auf den Zähnen hatten — geringschätzig behandelt. Sie lebten zurückgezogen im innern Theil des Hauses, Gynäceon genannt, und durften sich vor fremden Leuten nicht sehen lassen. Sie saßen drinnen unter ihren Sklavinnen, mit weiblichen Arbeiten und ihren Kinderlein beschäftigt.

Alle häuslichen Geschäfte, die von den Frauen nicht besorgt wurden, sowie die Arbeiten im Garten und Feld, lagen den Sklaven ob. Sklaven gab es in allen jenen Freistaaten die Hülle und Fülle. Athen hatte in seiner blühendsten Zeit 400,000 Sklaven, so daß je auf einen freien Bürger dreizehn Sklaven kamen. Doch waren sie in diesem Staate vor allzuharter Behandlung durch die Gesetze etwas geschützt.

Die freien Bürger arbeiteten im Ganzen wenig. Sie trieben wohl auch Handwerke und brachten es bei ihrem Geschicke weit darin; aber sie strengten sich dabei nicht zu heftig an. Andere standen in den Kaufläden und handelten meisterlich; aber ihre Diener waren ihre Hände. Andere dagegen arbeiteten mit großem Eifer in ihren Kunstwerkstätten, denn die Kunst (Malerei, Bildhauerei ꝛc.) galt für eine hochedle Beschäftigung; während wieder Andere an ihrem Studiertische saßen und emsig lasen, dachten, forschten, schrieben. Wieder Andere hatten in den Amtsstuben mit den öffentlichen Angelegenheiten zu thun. — Die mehrsten der freien Bürger sahen indessen blos ihren für sie arbeitenden Sklaven nach, giengen in die Volksversammlung, wo sie mitredeten und gelegentlich mitschrieen, begaben sich in die Paläst ren oder Kampfübungsplätze für die Erwachsenen, lustwandelten an den klaren Wassern und in den kühlen Hainen, pflogen auf den Bergen und in den Wäldern der Waidmannslust. Oder in der Stadt — und das war ihnen ein besonderes Vergnügen — da standen sie auf dem Markte und in den Barbierstuben, welche am Markte herumliefen, dicht beisammen und unterhielten sich über die Neuigkeiten des Tages, schwatzten und lauschten; denn „etwas Neues zu sagen oder zu hören," das war ihre absonderliche Leidenschaft. (Apost.-G. 17, 21.)

Gieng die Sonne gegen die Berge hinab, dann machte sich jeder frei und schickte sich auf die Hauptmahlzeit, welche Abends stattfand. Alle badeten vorher — das thaten sie täglich — die geringeren Leute in öffentlichen

vom Staate unterhaltenen Bädern, wo stets warmes und kaltes Wasser floß, die Vermöglichen daheim in ihren Wohnungen, deren jede ein wohleingerichtetes Bad hatte. Nach dem Bade kleideten sich diese letztern schön an, besprengten Haare, Gesicht und Gewand mit köstlicher Salbe, daß sie wie ein Blumenstrauß dufteten, und so gereinigt, geschmückt, gewürzt und munter gemacht giengen sie zu Tische, wozu gewöhnlich eine Gesellschaft von Freunden und Bekannten eingeladen war. Die Tafel stand in dem herrlichen, mit Tapeten ausgeschlagenen, mit Gemälden behängten, am Fußboden mit Teppichen belegten und mit glänzenden Möbeln ausgestatteten Speisesaal. Um sie her waren weiche Polster gebreitet, auf die man sich halb legte, halb setzte. Die mannigfaltigsten und ausgesuchtesten Gerichte wurden in silbernen Schüsseln aufgetragen; die theuersten Weine aus goldenen, reichbesetzten Pokalen geschlürft. So schmausten sie. Dabei führten sie lebhafte Gespräche über dieß und das, und lachten viel, besonders wenn witzige Reden sich hören ließen, auf die sie ordentlich Jagd machten. Nach dem Essen gieng eine Leyer herum, und mußte Jeder ein Stücklein darauf spielen und dazu singen. Auch unterhielt man sich mit Gesellschaftsspielen. Endlich verabschiedete der Hausherr seine Gäste und zog sich zu Weib und Kind ins Gynäceon zurück.

So lebten sie fort, äußerlich glänzend, innerlich elend, bis sie starben. In den Armen der Krankheit und des Todes hatten sie wohl Weinen und Wehklagen um sich, aber keinen Tröster. Der Todte lag schöngeputzt mit einem blühenden Kranz ums Haupt, eine Zeitlang da, und seine Freunde betrachteten ihn, wie er schläft. Dann wurde er verbrannt, was uns etwas schauerlich vorkommt, seine Asche in eine Urne gethan und in die Erde gesetzt.

## § 13.

## Die olympischen Spiele.

Nun noch ein Stück aus dem gemeinsamen Leben

der Griechen. Sie waren in so viele Staaten zersplittert, und die Athener wollten Athener, die Spartaner Spartaner, die Korinther Korinther ꝛc. sein, doch gab es Gelegenheiten, wo sich die Getrennten wieder als Ein Volk fühlten. So in den Perserkriegen; so auch ohne auswärtigen Feind bei ihren gemeinschaftlichen Festspielen. Deren hatten sie mehrere: die Isthmischen, die Nemeischen und andere; die bei weitem berühmtesten jedoch, an welchen sich das gesammte Griechenland betheiligte, sind die Olympischen. Sie haben ihren Namen von dem Ort ihrer Feier; zu Olympia in der Landschaft Elis wurden sie gehalten, Zeus, dem höchsten Gotte, zu Ehren, der dort einen prachtvollen Tempel hatte. Sie bestanden seit uralter Zeit, wurden aber durch das glänzende Fest im J. 776 so sehr berühmt, daß die Griechen von da an eine neue Zeitrechnung begannen und nach Olympiaden, d. h. Zeiträumen von 4 Jahren, zählten.

Alle 4 Jahre also, im Monat Juli, strömte das griechische Volk aus allen Theilen des Gesammtvaterlandes, auch aus Thessalien und Epirus, zum Feste nach Olympia. Es war da eine Art Gottesfriede in ganz Griechenland; Niemand durfte einen Pilger zum Feste unterwegs beleidigen, und im Peloponnes mußten die Waffen gänzlich ruhen. Das versammelte Volk brachte zuerst „dem Vater der Götter und Menschen" ein feierliches Opfer und sang ihm Loblieder. Hierauf begannen die Spiele, zu welchen zwei große Bahnplätze hergerichtet waren, der Hippodromos und das Stadion. In jedem saßen auf erhöhten Stühlen Kampfrichter, und ringsumher auf den ansteigenden Höhen befand sich eine zahllose Zuschauermenge. — Unter Trompetenschall that sich jetzt die Schranke des Stadions auf, und die Wettläufer traten zuerst hinein. Sie hatten sich lange darauf vorbereitet, auch durch eine sehr enthaltsame Lebensweise, was bei ihnen viel sagen wollte. Sie stürzten jetzt auf ein gegebenes Zeichen dahin „nach dem vorgesteckten Ziele." Wer so glücklich war, es zuerst zu erreichen, der hatte

gesiegt; sogleich ward sein Name sammt dem seiner Vaterstadt von einem Herold ausgerufen, und die Menge gab ihn in jauchzendem Echo zurück. Im Stadion gab es noch Wettkämpfe im Ringen, im Fauststreit, im Werfen mit dem Diskus (einer metallenen Scheibe) und mit dem Speer. — In der andern Bahn, im Hippodromos, stand eine Reihe vierspänniger Wagen (alle Pferde neben einander gespannt), welche auf das gegebene Zeichen mit einander fortrasten. Am Ende der Bahn befanden sich zwei Säulen; durch diese mußten die Wägen hindurch und wieder herumlenken, um zwölfmal denselben Kreis zu beschreiben. Wer dann mit seinem Gespann am ersten zurückkam, der war Sieger. Es fand hier auch Wettrennen zu Pferde statt.

Fünf Tage dauerten die Spiele. Am Schlusse wurden die Preise vertheilt und der beste Wettläufer wurde zuerst bekränzt. Der Preis bestand nämlich in einem Kranz von Oelzweigen, welcher dem Sieger unter dem donnernden Jubelruf alles Volkes auf's Haupt gelegt ward. Solch einen Kranz zu empfangen, galt für den höchsten Ruhm. Der Bekränzte wurde bei seiner Heimkehr von seinen Mitbürgern im Triumphe eingeholt, und sein Lob erscholl durch ganz Griechenland. Darum strebten sie so sehnlich nach solch einer Krone; und darum sagt Paulus, daß wir ihnen nachfolgen und uns doch auch im geistlichen Wettkampf so mühen möchten, um aus der Hand des himmlischen Kampfrichters die unverwelkliche Krone der Ehre zu empfahen.

In der Folgezeit wurde zu Olympia auch ein Wettstreit in Kunst und Wissenschaft gehalten. Geschichtschreiber lasen ihre Werke vor, Poëten deklamirten ihre Gedichte, Bildhauer stellten ihre Statuen auf, Musiker ließen ihre Tonstücke hören; und wer nach dem Urtheile der Kampfrichter das Vorzüglichste geleistet hatte, der empfieng auch seine „vergängliche" Krone.

## § 14.

## Die Lichter in Kunst und Wissenschaft.

Ich habe schon gesagt, daß es die Griechen in menschlicher Kunst und Wissenschaft außerordentlich weit gebracht haben. Hier kommt ihnen im Ganzen kein Volk der Erde gleich, und hier lernt die Menschheit noch immer von ihnen. Jetzt wollen wir die Ausgezeichnetsten darin oder doch einige davon kennen lernen; wobei wir vor allen Orten Athen werden hervorstrahlen sehen. Wir betrachten sie in dieser Reihenfolge: Dichter, Tonkünstler, Baumeister, Bildhauer, Maler, Aerzte, Geschichtschreiber, Redner, Philosophen.

### Dichter.

Vom Urmeister, dem alten blinden Homer, und seinen zwei epischen oder Helden-Gedichten ist schon IV. § 4. berichtet. — Großen Ruhm erwarb sich zunächst nach ihm Hesiod, welcher ums J. 800 in Böotien lebte. Er hat sehr ernsthafte Gedichte verfaßt, von denen uns noch drei erhalten sind: „der Schild des Herakles," „die Abstammung der Götter" und das Lehrgedicht „Werke und Tage," darin er vom Ackerbau, häuslichen und menschlichen Leben überhaupt handelt. In diesem kommt der Vers vor:

„Liebe den, der dich liebt, und hilf dem, welcher auch dir half;
Gib dem, der dir gab; wer dir nicht gegeben, dem gib nicht ꝛc."

Freilich ist das erst eine Zöllnerliebe (Matth. 5, 46.); das Christenthum singt dagegen: „Liebe den, der dich haßt, und hilf dem, welcher dir nicht half" ꝛc.

Um 600 lebte zu Korinth der Meistersänger Arion. Die Sage erzählt, es hätten ihn einmal auf einer Heimreise zur See seine Schiffsgenossen umbringen wollen; da habe er gebeten, sie sollten ihn vorher noch eins seiner Stücke singen und spielen lassen; das habe dann so schön gelautet, daß ein neben dem Schiffe herschwimmender Delphin davon ganz gerührt worden sei. Nach Beendigung seines Liedes sei der Sänger in's Meer gesprungen,

weil er lieber im Wasser als von Dolchstichen sterben wollte; da habe ihn aber der Fisch auf seinen Rücken genommen und wohlbehalten an's Land getragen. Dieser Arion, von dem wir leider nichts mehr besitzen, hat, wie die zwei Folgenden, lyrische Gedichte gemacht, das sind solche, welche zur Leyer gesungen wurden.

Etwas später treffen wir auf der Insel Lesbos eine Dichterin, Sappho. Von ihr hat sich wenig mehr erhalten als das Sapphische Versmaß. Doch stimmt das ganze Alterthum darin überein, daß ihre Lieder von der höchsten Anmuth und Holdseligkeit gewesen seien.

Der vornehmste aller lyrischen Dichter ist Pindar. Geboren zu Kynoskephalä bei Theben 522, und daselbst auch als 80jähriger Greis gestorben. Hochberühmt machte er sich besonders durch seine „Preisgesänge auf die Sieger in den olympischen und andern öffentlichen Spielen der Griechen," von denen eine bedeutende Zahl auf uns gekommen ist. Die sind voll erhabener Gedanken und Vorstellungen, und gehen in einer Kraft „wie eines brausenden Waldstroms" daher. Alles wollte von Pindar besungen sein; Könige und Städte rangen nach dieser Ehre. Und doch schmeichelt er nicht, sondern redet männlich und würdig. Er ermahnt auch immer wie zur Tapferkeit und Tüchtigkeit, so zur Sittenreinheit und Frömmigkeit. Ueberall, wo er hinkam, wurde er mit Ehrenbezeugungen überhäuft; zu Delphi setzte man ihm einen Lorbeerkranz auf's Haupt, und speiste ihn, auf Befehl des Orakels, mit einem Theile der Opfer.

Es gab sonst noch viele gefeierte Leyerdichter, aber auch recht leichtfertige und schamlose darunter, von denen ich nicht weiter reden will. Dagegen muß ich einen vielbelobten Fabeldichter erwähnen, der schon etliche Jahrzehnte vor dem Letztgenannten in Lydien sich aufhielt. Er hieß Aesop, und soll ein kleines, bucklichtes und recht häßliches Männlein, dazu ein Sklave gewesen sein. Er trug aber allerlei nützliche und gute Lehre in Fabeln vor, welche meist aus der Thierwelt genommen waren. Das Volk hörte

sie mit Begier und erzählte sie freudig weiter; so pflanzten sie sich mündlich fort, und erst späterhin wurden sie aufgeschrieben. Luther hat sie gar gern gehabt und sonderlich nützlich für die Jugend gehalten. Wir wollen doch ein paar anhören: „Ein Pfau beklagte sich bei seiner Gebieterin, der Here, daß ihm als so einem schönen Vogel eine liebliche Stimme versagt sei, während doch die Nachtigall, dieser schmucklose Vogel, solch einen ausgezeichneten Gesang führe. Die Göttin erwiederte ihm: Was klagst und schreist du? Es ist ja billig, daß nicht Einer allein alles Gute habe." — „Ein alter Krebs spricht zum jungen: Mein Sohn, geh doch nicht immer so schief, sondern geradaus! Der junge Krebs antwortet: Lieber Vater, ich will dir gern gehorchen, wenn ich sehe, daß du es auch so machst. Diese Fabel lehrt, daß die Jugend durch nichts mehr als durch's Exempel zum Rechten angeleitet werde."

Nach der lyrischen that sich die dramatische Poesie auf d. i. die Schauspieldichtung. Man feierte den Gott Dionysos durch Festchöre, welche immer ausgebildeter, endlich durch Erzählung, Handlung und Kostüm belebt wurden, womit sich noch Tanz und Musik verbanden. Das Volk wollte mit Schauspielen unterhalten sein und war ganz erpicht darauf, und sein Verlangen wurde ihm reichlich befriedigt. Und wahrlich, diejenigen Stücke, welche ihm zuerst geboten wurden, waren nicht schlechter, als die heutigen Theaterstücke im Allgemeinen sind, und was Züchtigkeit betrifft, entschieden besser. Die drei namhaftesten Schauspieldichter sind: Aeschylus, Sophokles und Euripides.

Aeschylus, ein Athener, geb. 525, führte den Dialog ein. Er schrieb 70 Schauspiele, von denen sich 7 erhalten haben. Für das vorzüglichste darunter gilt: „der gefesselte Prometheus;" ein anderes hat den Titel: „die Perser;" ein drittes: „die Sieben gegen Theben." Diese Dichtungen schreiten gar ernst und feierlich, gewaltiglich und grauenhaft her und „erschüttern das menschliche Gemüth."

Sophokles, geboren in Kolonos bei Athen 496—406, führte den 3ten Schauspieler ein. Er fand noch mehr Beifall als der Vorhergehende, obwohl er nicht so hoch und tief ist als Jener. Dagegen führt er die schönste Sprache, weiß alles meisterlich darzustellen und namentlich das Seelenleben so zu schildern, daß man sich selber sieht. „Er erschüttert nicht, wie Aeschylus, er rührt das Herz." Von den mehr als 100 Stücken, die er verfaßt hat, sind noch 7 vorhanden, darunter die Antigone allgemein für das vortrefflichste anerkannt wird; nicht viel weniger gepriesen ist sein Oedipus auf Kolonos, von dessen seltsamer Geschichte wir oben (IV. § 4.) vernommen haben.

Euripides, geboren auf der Insel Salamis am Tage der glorreichen Schlacht, 480—406. Er ist nicht mehr so viel als die zwei vorigen; doch sind seine Stücke keusch und sittig, und zeichnen sich noch durch lebhafte Darstellung und schöne Sprache aus. Er hat nicht weniger als 120 Schauspiele geschrieben, und 18 davon sind auf uns gekommen; „Medea," „Iphigenia in Aulis" ꝛc.

Diese Drei haben lauter Tragödien oder Trauerspiele verfaßt, was merkwürdig ist. Es waren ernstere Männer, und wenn sie in jener heidnischen Zeit um sich und in sich sahen, so sahen sie eben überall im Hintergrunde die Trauer. Der Hauptgedanke, oder wie man sagt die Idee, bei fast allen ihren Dichtungen ist: ein heldenkräftiger Mensch, der mit einem dunkeln unbeugsamen Schicksal kämpft und im Kampfe unterliegt. Das ist freilich keine tröstliche Idee! Es fehlt eben das himmlische Licht, in dem man einen allwaltenden Gott schaut, der mit Liebe und Gnade alles Geschick regiert, und der diejenigen, welche sich zu Ihm halten, durch heilsamen Prüfungskampf und scheinbares Unterliegen zu ewigem Siege führt.

Mit dem Perikleischen Zeitalter kam aber auch die Komödie oder das Lustspiel auf, und das war mehr nach dem Geschmack der Menge, als die ernste Tragödie, und wenn da so ein rechtes Volksstück gegeben wurde, so drängte man sich wirklich am Eingang zum Theater wie

an der Thüre eines Bäckerladens zur Zeit der Hungersnoth. Ich nenne nur den gepriesensten Lustspieldichter, den Aristophanes. Er lebte zu Athen zwischen 427 und 388. Er hat 60 Stücke geliefert, von denen noch 11 zu lesen sind, als: „die Wolken," „die Wespen," „die Vögel oder die Kukuksstadt" 2c. Seine Hauptabsicht war nicht übel, denn er brachte zumeist die schlechten Sitten seiner Zeit und seiner Mitbürger auf's Theater, um sie mit der Geißel des Witzes und des Spottes zu züchtigen; aber er macht's grob, und ein sittsamer verschämter Mensch konnte nicht wohl in's Theater gehen, wenn etwas von ihm gespielt wurde. Doch solche Menschen waren bei den spätern Athenern rar, und das geliebte Lachen gieng ihnen nirgends besser von Statten, als bei einem Aristophanischen Stücke.

## Tonkünstler.

Neben und mit der Dichtkunst trieb man auch die Tonkunst oder Musik. Man kannte ihre Kraft zur Anregung der Lebensgeister und zur Beruhigung der Leidenschaften. Die Hauptinstrumente der Griechen waren die Cither oder Leyer (wiewohl streng genommen ein Unterschied zwischen beiden stattfand, indem die letztere zwischen den Knieen gehalten wurde und einen tiefern und umfangreichern Schallboden hatte) und die Flöte.

Der Vater der griechischen Tonkunst, der, welcher so einen rechten Anfang darin gemacht hat, ist Terpander aus Lesbos, um 670. Er hat zuerst Kunstregeln gegeben. Schöner noch und süßer war die Musik des Olympos aus Phrygien, welcher sich um 550 in Griechenland aufhielt.

Es haben sich keine Notenbücher von dort auf uns erhalten, und wir können also nur nach den Aussagen der alten Schriftsteller urtheilen; aber nach diesen stand auch die griechische Tonkunst auf keiner niedern Stufe, wenn sie gleich an die unsrige lange nicht hinreichen mag.

## Baumeister.

Wie zu Athen, so wurden auch in den andern Städ-

ten der Griechen prächtige Gebäude aufgeführt. Die Baukunst verherrlichte sich besonders an Tempeln, Rathhäusern und Theatern, während bei den Privatwohnungen mehr als auf's Aeußere auf die Einrichtung des Innern gesehen zu werden pflegte. Hochberühmte Baumeister waren: Chersiphron und sein Sohn Metagenes, welche an dem wundervollen Tempel der Artemis zu Ephesus bauten, an dem 220 Jahre bis zu seiner Vollendung gearbeitet wurde. Das herrliche Parthenon zu Athen war ein Werk des Kallikratidas und Iktinos.

## Bildhauer.

Die Bildhauerei oder richtiger gesagt: Bildnerei, griechisch Plastik, ist die Kunst, aus mancherlei Stoffen, namentlich aus Marmor, Erz, Gold und Elfenbein, Figuren herzustellen. Wenn man nun auch in andern Künsten die Griechen mit der Zeit erreicht oder gar übertroffen hat, in der Bildnerei sind sie nicht nur unübertroffen, sondern noch lange nicht erreicht; da erhoben sie sich zur vollendetsten Schönheit. Das erkennen wir nicht blos aus den Aussagen und Beschreibungen ihrer Schriftsteller, sondern aus ihren Bildwerken selbst, von denen viele, noch ganz oder in Trümmern, wieder aufgefunden worden sind, mit denen nichts derartiges Neueres den Vergleich aushält. Wenn du dahin kommst, so kannst du in Rom, Dresden, München und andern Orten solche Werke sehen und darüber staunen. In Rom ist unter Anderem ein bloser Rücken von einem Herakles, der nicht um Hunderttausende feil wäre.

Ich führe unter den Meistern gleich den höchsten von allen, den ersten Bildhauer der Welt auf, den Phidias von Athen. Er war ein Zeitgenosse des Perikles und sein genauer Freund. Er arbeitete in Erz, Marmor, Elfenbein und Gold. Zu Delphi stand von ihm ein herrlicher Apollon von Erz; auf dem Marathonischen Schlachtfeld eine mächtig große Nemesis (Göttin der Vergeltung) von Marmor; die aus Elfenbein und Gold gearbeitete

wunderbare Pallas im Parthenon zu Athen war von ihm. Sein höchstes Meisterwerk aber war ein anderes Bildwerk aus Elfenbein und Gold, der Götterkönig Zeus im Tempel zu Olympia. Auf einem 12 Fuß hohen Sockel stand ein reichverzierter Thron von Cedernholz, und auf demselben saß nun der Götterkönig, in dieser sitzenden Stellung noch 40 Fuß hoch. Es war aus zusammengefügtem und durch kunstvolle Arbeit ganz ineinander gefloßenem Elfenbein gebildet, und das Gold bei ihm so wenig gespart, daß eine einzige seiner Locken 3000 fl. Werth hatte. In seiner Rechten hielt er eine Siegesgöttin und in seiner Linken einen Scepter, auf dessen Spitze ein Adler saß; ein faltenreicher Mantel wallte an ihm herab. Der Eindruck, den man von ihm empfieng, wenn man in den Tempel trat, soll ein ganz erstaunlicher gewesen sein; in seinem Angesicht soll ein Ausdruck von Majestät, Güte und Ruhe gelegen sein, daß — sagen die Alten — „der Anblick die Seele ihres Erdenleids vergessen machte." Das konnte freilich nur auf eine kurze Zeit sein, und nur der Glaubensblick hinauf zu dem wahren Gott der Allmacht und Erbarmung, des Trostes und Friedens, wie er sich uns in Christo geoffenbaret hat, gibt dauerndes Vergessen alles Erdenleids und selige Himmelsfreude. Aber das wird man sagen dürfen, daß Phidias bei der Schaffung dieses Bildes den wahren Gott gesucht und etwas von Ihm erfaßt habe. — Dieser Phidias, der den Athenern so köstliche Augenweide verschaffte, wurde von ihnen zum Dank dafür unschuldig in's Gefängniß geworfen, darin er sterben mußte.

Ein anderer hochgepriesener Bildhauer war Polykleitos aus Sicyon, 469—409. Er fertigte die kräftigsten und anmuthigsten Menschengestalten. Sein „Lanzenträger" wurde als Musterbild für das Ebenmaß des menschlichen Körpers betrachtet. — Etwas später, 361—310, glänzte Praxiteles helle, ein Meister aus des Phidias Schule zu Athen. Von ihm soll die unvergleichliche „Gruppe der Niobe" aus Marmor sein, welche sich zu München in der Glyptothek befindet.

Der größte im Erzguß war Lysippos aus Sicyon. Er schuf einen gewaltigen Herakles, der zu Korinth aufgestellt war, einen prachtvollen Helios oder Sonnengott, wie er mit vier Rossen herfährt ꝛc. — Ein anderer großer Erzgießer, Perillos, ist auch durch sein schreckliches, wiewohl nicht unverdientes Ende bekannt. Er goß zuletzt zur Vergnügung des Tyrannen Phalaris von Agrigent (auf Sicilien) einen kolossalen ehernen Stier, in dessen hohlen Leib ein Mensch gesteckt und durch darunter angezündetes Feuer zum Heulen gebracht wurde, welches sich ausnahm, als ob der Stier brülle. Aber der Erste, den der Tyrann hineinstecken und brüllen ließ, war Perillos selbst. — Ich gedenke noch der Meister Chares und Laches, welche das Großartigste in diesem Felde, den sogenannten Koloß von Rhodus, herstellten. Das war ein aus Erz gegossener Pharus oder Leuchtthurm für die Schiffe in Form einer ungeheuern Menschenfigur, die am Eingange des Hafens auf zwei gegenüberliegenden Felsen stand und durch deren Füße die Schiffe ein- und ausfuhren. Dieser Koloß stürzte bei einem Erdbeben um und schlug einen guten Theil der Stadt zusammen.

## Maler.

Von den Gemälden der Griechen, welche auf gewichste Leinwand und Kalkmauern aufgetragen wurden, findet sich nichts mehr vor. Nach dem aber, was in den Büchern davon steht, hat auch die Malerei bei ihnen eine hohe Ausbildung erlangt.

Drei Meister strahlen vor allen hervor: Zeuxis aus Heraklea, Parrhasios aus Ephesus und Apelles von der Insel Kos. Die beiden Erstern, welche um 400 lebten, giengen einst einen Wettstreit ein, wer es besser machen könnte. Zeuxis malte einen Korb mit Trauben und so natürlich, daß die Vögel herbeiflogen und nach den Beeren pickten. Parrhasios malte dann aber heimlich einen Schleier über den Korb und so ähnlich, daß Zeuxis, als er wieder an sein Bild trat, den Schleier wegnehmen

wollte, den Jemand seines Bedünkens darüber gelegt hatte. Es wurde von den Richtern dem Parrhasios der Sieg zuerkannt, da er nicht blos Thiere, sondern Menschen und einen Meister in der Kunst getäuscht habe.

Der später lebende Apelles war aber noch mehr als alle beide; der größte unter allen Malern der Griechen und Alten überhaupt. Seine Göttin Aphrodite, wie sie dem Meeresschaum entsteigt, und seine Göttin Artemis unter opfernden Jungfrauen erweckten in jedem Betrachtenden die höchste Bewunderung. Einst malte er Alexander, den Großen, zu Pferde. Derselbe war mit seinem eigenen Bilde zufrieden, tadelte aber die Zeichnung seines Rosses, und ließ dieses zur Vergleichung herbeiführen. Kaum sah es das gemalte Pferd, so wieherte es laut auf vor Freude. „Siehst du," sprach Apelles zum großen Könige, „daß dein Roß sich besser auf die Kunst versteht als du?" Und Alexander zürnte ihm nicht.

## Aerzte.

Schon im 14. Jahrhundert vor Christo wurde die edle Heilkunde oder Medicin von einem Thessalischen Fürsten, Namens Asklepios (Aesculap), so erfolgreich geübt, daß man ihn nach seinem Tode zu einem Gott, und zwar zum Gott der Gesundheit machte. Man weiß jedoch von seinem Heilverfahren nichts. Die Erfahrungen der Heilkunde blieben ein Geheimniß der Priestergeschlechter in den Tempeln des Asklepios. Aber im 5. Jahrh. lebte in Kos und Athen ein Asklepiade, „der große Hippokrates," welcher nicht nur unzähligen Leidenden zum besten der irdischen Güter verhalf, sondern auch medicinische Bücher verfaßte, von denen mehrere bis auf uns gekommen sind, und in denen nach dem einstimmigen Urtheil unserer Aerzte die Grundlage aller wahren Heilkunde enthalten ist. Dieser Hippokrates soll auch ein recht edelgesinnter Mensch gewesen sein, dem es nicht um Gold und Ehre, sondern um das Wohl der Menschheit

zu thun war. Möge Gott aus Gnaden um Christi willen ihn selbst auf ewig gesund gemacht haben!

## Geschichtschreiber.

Diesen sind wir besondern Dank schuldig, weil wir ja ohne sie wenig von dem wüßten, was vor uns geschehen ist. Ich führe die drei Vorzüglichsten der griechischen Geschichtschreiber an.

Herodot. Lebte von 484—408. Er wurde zu Halikarnaß in Kleinasien geboren, hielt sich aber geraume Zeit zu Athen auf. Er machte weite Reisen in Asien, Afrika und Europa, auf denen er überall Nachrichten einsammelte. Er heißt der Vater der Geschichte, weil vor ihm — abgesehen freilich von den biblischen Geschichtschreibern — Keiner eine größere Geschichte geschrieben hat. Wir besitzen von ihm neun Bücher, welche die Begebenheiten von der Zeit des Lydischen Königs Gyges bis zur Schlacht von Mykale enthalten, also einen Zeitraum von 220 Jahren umfassen. Er erzählt volksthümlich, treu und mit religiösem Ernst, und schreibt vortrefflich.

Thucydides. Ein Athener. Lebte von 470—402. Auch ein ausgezeichneter Geschichtschreiber, der von Manchen dem Ersten noch vorgezogen wird. Er übertrifft denselben auch an Schärfe der Beobachtung und Vollkommenheit der Darstellung; doch fehlt ihm der religiöse Geist, welcher in den menschlichen Geschicken ein göttliches Walten wahrnimmt. Er schrieb für denkende Leser die Geschichte des Peloponnesischen Kriegs, in dem er mitfocht, von den Jahren 431—410, also nicht zu Ende.

Xenophon. Ein Athener. Lebte von 446—356. Ein Feldherr und Geschichtschreiber zugleich. Er vollendete das Werk des Vorigen über den Peloponnesischen Krieg und setzte von da die Griechische Geschichte bis zur Schlacht von Mantinea, 362, fort. Er schrieb auch eine Cyropädie, d. h. eine Erziehungsgeschichte des Königs Cyrus. Er kanns nicht ganz so gut als seine Vorgänger, hat aber viel Honig der Anmuth und Lieblichkeit, darum er „die Attische Biene" genannt ward.

## Redner.

Die Redekunst wurde bei den Griechen mit großem Fleiße studirt, denn daran lag viel. Alles wurde in den Freistaaten mündlich verhandelt: das gesammte Volk horchte nach der Rednerbühne hinauf. Wer nun recht reden konnte, der gewann sich die Gemüther, erhielt schmeichelnden Beifall und noch Ehrenstellen dazu; ja er bemächtigte sich des Volks, daß er es leitete, wie er wollte. Ein rechter Staatsmann aber konnte Keiner ohne eine rechte Zungenfertigkeit sein. Ich nenne die drei berühmtesten Redner der Griechen, und sie sind alle Athener.

Der erste ist Perikles, der große Staatsmann, den wir schon kennen, und namentlich auch seine Sprachgabe. Er brachte einen ganz neuen Ton und Schwung in die Beredtsamkeit. Doch bleibt seine Rede bei aller Schönheit und Lebendigkeit noch einfach und natürlich; nichts haßte er mehr als unnütze Worte.

Der Zweite, nämlich nicht an Ansehen, sondern der Zeit nach, ist Isokrates, 436—388. Denn dieser stieg zu noch höherem Ansehen; ja er wurde das Muster, wie sich von dem an alle Redner bilden sollten. Er glänzte mit einer überaus feinen und kunstreichen Sprachweise, und ließ auch seine Mienen, seine Hände, seine ganze Stellung und Bewegung entsprechend mitreden, was dem Volke höchlich wohlgefiel. Nach dem Isokrates haben sich Tausende von Staatsmännern gebildet.

Aber den höchsten Gipfel der Redekunst erstieg der Dritte, Demosthenes, 381—322. Er war ganz originell, d. h. er hatte so eine ganz eigenthümliche Art, daß es kein Anderer machen konnte wie er. Von früh an regte sich auch ein ganz besonderer Redetrieb in ihm, der durch alle Schwierigkeiten brach. So konnte er als Kind das R nicht aussprechen; was thut er? Er nimmt Kieselsteine in den Mund und bemüht sich dabei immer R zu sagen, und nach etlicher Zeit kann er es, ohne Steine, vollkommen. Er hat von Natur eine schwache

Brust und leise Stimme: da stellt er sich ans brausende Meer hin und schreit hinein, oder er läuft einen Berg hinauf und deklamirt dazu, und so wird seine Brust fester, seine Stimme kräftiger und ausdauernder. Aber seine ersten Reden vor dem Volk befriedigen nicht, weil ihnen das entsprechende Geberdenspiel abgeht. Da läßt er sich von einem Schauspieler darin unterrichten, und übt sich vor seinem Spiegel fort und fort, und um bei dem langwierigen Studium auszuhalten, scheert er sich die eine Seite seines Scheitels kahl, damit er ein paar Monate seine Stube nicht verlassen kann. Doch was wäre alles Aeußerliche gewesen, wenn nicht ein ungemeines, ja einziges Talent und das ernstlichste wissenschaftliche Studium sich damit verbunden hätte? Genug, in Demosthenes gieng der allergrößte Redner seines Volkes und der ganzen Heidenwelt hervor, der mit seiner Rede die Gemüther wunderbar ergriff, mit seiner Zunge eine Zeit lang ganz Athen und Griechenland beherrschte. 61 seiner gehaltenen Reden haben sich auf uns erhalten, und der Ruhm derselben, der durch alle Zeitalter geklungen, schweigt auch heute nicht.

## Philosophen.

Unter der Philosophie versteht man die Weltweisheit, oder diejenige Weisheit, welche die menschliche Vernunft durch eigenes Denken und Forschen zuwege bringt, im Gegensatz zur göttlichen Weisheit, die uns aus dem geoffenbarten Worte Gottes leuchtet. Es ist begreiflich, daß der menschliche Geist, wenn er einmal recht zum Bewußtsein erwacht ist, gern etwas mehr wissen möchte, als was die leiblichen Sinne fassen, daß er nach dem Unsichtbaren, bei dem Sichtbaren, ja nach dem Grund aller Dinge fragt. Nun das ist ja gut, wenn nur der Mensch mit Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das er ahnet, mit stetem Horchen auf das Gesetz, das ihm Gott in sein Gewissen geschrieben hat, und mit Ehrlichkeit, Bescheidenheit und Demuth, ohne hoffärtigen Dünkel dabei

zu Werke geht. Gott kann ihn so im natürlichen Lichte etwas erkennen lassen, und kann ihm das auch zu seiner Besserung in etwas segnen; und Gott kann ihm sein Streben besonders so segnen, daß er es merket, wie er doch aus sich selbst keine gewisse Wahrheit und am wenigsten den rechten Frieden der Seele erlangt; und das kann eine heilsame Sehnsucht in ihm erwecken nach höherem Licht und Trost. Das aber ist sicher und wird uns im Folgenden bestätigt werden, daß der Mensch im besten Falle mit seinem Philosophiren entweder auf unübersteigliche Schranken stößt oder doch zum klaren Licht und wahren Ruhegrund nicht hindurchdringt.

Unter den Denkern und Forschern bei den älteren Griechen wurden Sieben besonders berühmt, so daß man sie die sieben Weisen Griechenlands nannte. Sie verdienten auch, als Heiden, diesen Namen, vornehmlich darum, weil sie alle mit dem Erkennen ein tugendhaftes Leben zu verbinden trachteten. Sie hießen: Kleobulos, Periander, Pittakos, Bias, Thales, Chilon, Solon. Der tiefsinnige Heraklit von Ephesus (um 500) klagte: sie beten zu Bildern, als wenn jemand mit Häusern redete! und trat sein erbliches Priesteramt ab, um keinen Götzendienst zu treiben.

In der Zeit nach ihnen vermehrten sich „die Weisen" sehr. Aber da gabs nun freilich viele, viele eitle, hoffärtige, dünkelhafte, geld- und lustsüchtige, gott- und heillose Weise, welche sich mit einem bloßen Schein von Weisheit brüsteten und mit dem Irrwisch ihrer Lehre und mit dem schlimmen Exempel ihres Lebens die Leute immer mehr verführten und verderbten. Und diese Weisen (Sophisten), welche Legion wurden gegen einzelne Bessere, haben der Weltweisheit allerdings einen schlechten Namen machen müssen. Es waren Hochangesehene darunter — Protagoras, Gorgias, Prodikos ꝛc. —; ich mag aber von ihnen allen nicht mehr reden. Ich spreche nur von den vier griechischen Philosophen, die unbestritten die größten sind.

### Pythagoras.

Der erste der Zeit nach ist Pythagoras, geboren auf Samos im J. 584. Ein seltener Mann. Er war noch jung, da wurden schon seine philosophischen Vorträge zu Olympia von Griechenland bewundert. Aber er besaß sich noch nicht Weisheit genug. Er reiste mehrere Jahre in den Ländern herum, um überall den Spuren derselben nachzugehen. Auch Egypten besuchte er und egyptische Weisheit lernte er kennen. Dann begab er sich 532 nach Kroton in Großgriechenland. Da machte die Erscheinung des hochgewachsenen, schöngestalteten, in einem langen Talar einherschreitenden, strenger Enthaltsamkeit sich befleißenden, sittenreinen und religiösen Mannes, welcher so erhaben und feierlich und wieder so tief und sinnig redete, einen gewaltigen Eindruck. Der Rath von Kroton ließ ihm einen Hörsaal bauen, in welchem täglich mehr als 2000 Menschen seine Weisheitslehre hörten.

Er lehrte aber: Es sei ein Urfeuer im Mittelpunkt der Welt, um das sich die Welt in vielen Kreisen bewege und welches die Ursache alles Lebens sei. Von diesem Feuer kommen die Sterne, Götter, Geister und Menschen her; namentlich sei die menschliche Seele ein Ausfluß oder Funke desselben. Dieses Urfeuer sei vollkommen lauter und gut, und der Mensch müsse, eingedenk seines Ursprungs, rein und gut leben, und das nicht blos äußerlich, sondern von innen heraus. Weil aber die Seele während des gegenwärtigen Lebens nicht völlig rein werde, so müsse sie nach dem Tode durch verschiedene Körper wandern ꝛc. — Wir sehen, es ist etwas von Wahrheit an seiner Lehre, aber überall haftet der Irrthum daran. So war es bei den weisesten und besten Heiden. O wie sollten wir Gott danken, daß uns aus Seinem Wort ein Licht leuchtet, das Kindern den hellen Weg zur Seligkeit zeigt!

Pythagoras stiftete einen Bund mit verschiedenen Graden, in den er Alte und Junge aufnahm. Den Letz-

teren widmete er besondere Sorgfalt, um sie zu weisen Lehrern der Menschheit, und tüchtigen, für das Wohl des Volkes treulich sorgenden Staatsmännern zu erziehen. Die Pythagoräer führten eine eigene Lebensweise, die sich, von dem Heidnischen beim Gottesdienst abgesehen, ganz schön ausnimmt. Sie standen Morgens früh auf. Zuerst stellten sie eine Selbstprüfung an; hierauf giengen sie ins Freie hinaus und der Sonne, als dem Abbild des Urfeuers, betend entgegen; dann hörten sie des Meisters Lehrvorträge und dachten darüber nach; sofort folgten Leibesübungen, weil sie — freilich nicht ganz richtig — meinten, daß eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne; nach einem geringen Mittagsmahle beschäftigten sie sich mit den öffentlichen Angelegenheiten bis gegen den Abend hin; jetzt machten sie einen Spaziergang, nahmen ein Bad, und genoßen dann die gleichfalls sehr einfache und mäßige Hauptmahlzeit; mit Gesang und Gebet wurde jeder Tag beschlossen.

Die Schüler des Pythagoras hatten solch ein Vertrauen zu ihrem Meister, daß ihnen jedes Wort desselben für ausgemachte Wahrheit galt. Statt aller Beweise sprachen sie nur: Er hats gesagt! Ach, daß wir mit solchem Glauben auf allen Aussprüchen des unfehlbaren himmlischen Lehrmeisters Christi ruhen möchten! Die Pythagoräer hatten doch nur einen menschlichen Meister. — Indessen ahmten sie auch seine Sittenreinheit und seine Tugenden nach, und wenn gleich in ihrem Herzen, wie sie selbst bekannten, Unreinigkeit und Sünde genug blieb, und darum auch, weil sie von keiner Versöhnung wußten, der wahre Friede noch keine Stätte haben konnte, so zeichneten sie sich doch vor den andern Heiden auffallend aus. Es giengen auch viele der besten damaligen Lehrer und Staatsmänner aus der Schule dieses Weltweisen hervor.

Nachdem dieselbe lange geblüht, wurde sie 504 durch demokratische Unruhen verstört und dabei eine Menge Pythagoräer erwürgt, gleich als ob der Teufel auch das

Bessere bei den Heiden nicht leiden könnte. Der hohe, 80jährige Greis wurde aus seiner Weisheitshalle verjagt, und mußte an einem andern Ort, zu Metapontum, sterben.

### Sokrates.

Sein Name ist am weitesten bekannt, wiewohl er unter allen die demüthigste Philosophie hatte. Er wird aber für den Tugendhaftesten aller Heiden gehalten. Eines Bildhauers Sohn, geboren zu Athen 469, arbeitete er zuerst seinem Vater nach mit dem Meisel; es drängte ihn jedoch zur Erforschung der höhern Dinge, und so warf er sich mit aller Macht auf das Studium der Weltweisheit. — Tief und schwer dachte er über das Unsichtbare nach; er kam aber zu keiner Gewißheit darüber. Er sagte nach langem Forschen: „Ich weiß das Eine, daß ich nichts weiß!" Wenn der Philosoph dahin kommt, dann schadet ihm seine Philosophie gewiß nichts. Sokrates merkte wohl den Einen wahren Gott, „das höchste Gut;" er führte auch solche Reden, daß man annehmen könnte, er habe ihn gefunden; allein es war doch keine Klarheit und Festigkeit des Erkennens, es war keine Gewißheit in seiner Seele, darum er auch alle heidnischen Götter gelten ließ. Ja, er wendete sein Nachdenken mehr und mehr von dem Gebiete des Ueberirdischen ab und sagte, es heiße seine Zeit verschwenden, wenn man zu viel darüber nachgrüble, weil man doch zu nichts Sicherem gelange. Das hielt er nun für die ächte Weisheit, zu lehren, was den Menschen für's Leben nützlich sei; darauf richtete er nun sein Hauptbestreben. Aber er behauptete, und mit ganzem Recht, nur das Gute bringe dem Menschen wahren Nutzen, und wer einen Unterschied zwischen dem Nützlichen und Sittlichen mache, der sei ein verabscheuungswürdiger Volksverderber. Darum legte er sich jetzt insonderheit auf die Tugendlehre. Und hier konnten allerdings die Heiden noch das Meiste leisten, weil sie, wie der Apostel (Röm. 2, 15.) sagt, noch ein Gewissen haben, das vom Guten und Bösen Zeugniß gibt.

Es ist aber auch dieß göttliche Gesetz im Innern des Menschen nicht mehr ganz hell und rein. Des Sokrates Tugend bestand vornehmlich in „Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Tapferkeit;" die Hauptsache, die Liebe, fehlte oder stand doch nicht obenan. Man könnte sagen, er habe sie noch mehr mit seinem Exempel als mit Worten gelehrt.

Was er indessen von der Tugend lehrte, das suchte er auch mit höchstem Ernst an sich selbst darzustellen; er lebte ganz einfach und gering, that wissentlich Niemandem Unrecht, kämpfte mit Muth und Begeisterung fürs Vaterland. Er befliß sich auch der größten Mäßigung seiner Leidenschaften, war z. E. so ruhig und gelassen, daß er sich nicht aus der Fassung bringen ließ, wenn ihm seine böse Frau Xanthippe „nach dem Donner eines starken Scheltens noch den Regen eines Wassertopfes" über den Kopf schüttete; — und das war von einem griechischen Weib viel frevliger als von einem deutschen.

Da er fand, daß an den ältern Leuten meist nicht viel zu bessern sei, so bemühte er sich eifrigst, vornehmlich Jünglinge um sich zu sammeln, daß er sie bilde. Er hatte auch eine besondre Gabe, diese an sich zu ziehen und zu fesseln. Selbst der elende Alcibiades gieng eine Zeitlang zu ihm und bekannte unter heißen Thränen, daß ein Leben, das dem Sokrates nicht gefalle, gar kein Leben zu nennen sei. Einmal traf er in einem engen Durchgang auf einen zarten vielversprechenden Jüngling; er hielt ihm seinen Stock vor und fragte ihn, „wo man Mehl kaufe?" Der Jüngling erwiederte: auf dem Markte. „Und wo Oel?" Antwort: auch daselbst. Sokrates fuhr fort: „Aber wo geht man hin, um weise und tugendhaft zu werden?" Jener stutzte. Sokrates sprach: „Folge mir, ich will dirs weisen." Der Jüngling folgte ihm und ward sein innigster Anhänger auf Zeitlebens. Es war der nachmalige Geschichtschreiber Xenophon. Ein anderer junger Mensch, Euklides von Megara, lief oft die acht Stunden Weges nach Athen, um einen Tag bei Sokrates zubringen zu können. In einem ihrer Kriege setzten die

Athener die Todesstrafe fest für jeden Megaräer, der sich bei ihnen blicken ließe; da schlich sich Euklides, als Weib verkleidet, Abends nach Athen hinein, um ein paar Nachtstunden des Sokrates genießen zu können. Reiche und Arme schaarte dieser um sich; denn er nahm kein Geld für seinen Unterricht, wie die andern Weisheitslehrer. Er unterrichtete seine Schüler gesprächsweise von Mund zu Mund. Geschrieben hat er selber nichts. Es ist keine Frage, daß Sokrates eine schöne, bei Vielen erfolgreiche Wirksamkeit übte. Er genoß auch sehr großes Ansehen, das aufs Höchste stieg, als das Orakel zu Delphi, befragt, wer der Weiseste aller Sterblichen sei? ihn dafür erklärte.

Aber trotz dieses Götterausspruchs grollten ihm doch nicht wenige seiner Mitbürger und die Vornehmsten darunter, weil er mit aller Macht die Tugend empfahl und das Laster bestrafte, weil er das eitle, genußsüchtige liederliche, falsche, nichtswürdige Wesen und Leben seiner Athener ohne Ansehen der Person und nicht in losem Scherz, wie Aristophanes, sondern mit strengem Ernst züchtigte. Und siehe — wir sind ja zu Athen — so geschah es, daß selbst ein Sokrates endlich als ein Missethäter auf Tod und Leben angeklagt wurde: „er verachte die Götter und verderbe die Jugend, darum müsse er sterben."

Sokrates stand vor seinen 560 Richtern und hielt eine auserlesene Vertheidigungsrede, die uns sein Schüler Plato aus dem Gedächtniß aufgezeichnet hat. „Wie er die Götter verachten könne, denen er doch jederzeit mit den Andern gebührenden Gottesdienst erwiesen? Und welchen einzigen Schüler man nennen könne, den er mit seiner Lehre verdorben habe?" Man konnte ihm durchaus nichts mit einigem Schein der Wahrheit aufbürden. Allein statt seine Richter, wie sie erwarteten, mit Bitten und Thränen um ein mildes Urtheil anzugehen, griff er auch hier ihre Sünden an, während der hinsichtlich seines Wissens so demüthige Mann seine eigene Tugend freilich allzustark hervorhob. So erbitterte er die Richter mit seiner Rede vielmehr, als daß er sie zu seinen Gun-

sten gestimmt hätte; und so geschah es, daß auch ein Sokrates wirklich zum Tode verurtheilt wurde.

Er hörte das Urtheil ruhig an, und gieng gutes Muths in den Kerker. Darin lag er gefesselt dreißig Tage lang. Doch durften seine Freunde ihn besuchen, und er fuhr fort sie zu lehren. Daneben tröstete er sie freundlich über ihren Schmerz um ihn, suchte sie wohl auch durch ein scherzendes Wort zu erheitern. So rief Einer aus: „Nein, so unschuldig sterben müssen!" und er erwiederte lächelnd: „möchtest du denn lieber, daß ich schuldig stärbe?" Seine Freunde wollten ihm durch Bestechung der Wächter zur Flucht verhelfen; allein diese Verführung derselben zur Pflichtverletzung wies er entschieden zurück.

Am letzten Tage kamen seine Freunde früh ins Gefängniß, und blieben bis zum Abend bei ihm. Den ganzen Tag über sprach er mit ihnen über Tod und Unsterblichkeit. Den Inhalt dieses Gesprächs hat Plato (im Phädon) herausgegeben. Als die Sonne sich neigte, griff er nach dem Giftbecher, sprach zu seinen Freunden: „Laßt uns beten, daß der Uebergang dorthin glücklich von statten gehe!" und leerte dann den Becher auf Einen Zug. Die Freunde weinten und jammerten laut; er hieß sie ruhig sein und ihm glückwünschen. Nun gieng er auf und ab, bis er matt wurde; dann streckte er sich mit verhülltem Angesicht aufs Lager nieder. Er erkaltete und erstarrte von unten auf. Als er den Tod an der Brust merkte, bat er, man möchte für ihn dem Asklepios (als der ihm nun zur völligen Gesundheit verhelfe) einen Hahn opfern. Gleich darauf starb er, 400. — Kaum war er todt, so stimmte die ganze Stadt eine große Wehklage über ihn an. Seine Ankläger wurden in die Verbannung gejagt, ihm aber eine schöne eherne Bildsäule zu bleibenden Ehren gesetzt. Das waren die Athener!

### Plato.

Der Dritte unserer vier Philosophen ist Plato, 429 zu Athen geboren. Zwanzig Jahr alt hörte er den So-

krates und hörte ihn acht Jahre fort; er ließ nicht mehr von ihm bis zu dessen Tode. Er sprach, wie er den Göttern besonders für drei Wohlthaten danke, daß sie ihn 1) einen Mann, 2) einen Griechen, 3) einen Zeitgenossen des Sokrates hätten werden lassen. Nachher machte er weite Reisen, und hielt sich längere Zeit in Syrakus auf. Den größten Theil aber seines Lebens brachte er in der Vaterstadt zu, woselbst er auch im 82. Jahre starb.

Wenn nun Plato die Tugendlehre des Sokrates ganz zu der seinigen machte, so stieg er doch auch mit seinem forschenden und fühlenden Geiste recht ins Unsichtbare hinein, und er stieg da höher und tiefer als irgend ein andrer heidnischer Philosoph. Er redet in seinen Schriften, von denen zwei vorzügliche „Phädrus" und „Timäus" betitelt sind, von einer ewigen Ursache alles dessen, was da ist, die Leben sei und Wissen und Wollen habe, und die Fülle des Wahren und Guten in sich schließe. Er nennt sie auch Gott, und glaubt, daß die griechischen Götter von diesem Höchsten erst erschaffen seien. Auf diesen Urgrund der Dinge müsse sich die menschliche Seele vor Allem mit heiliger staunender Ehrfurcht richten. Unsere Seele sei mit Gott verwandt und ursprünglich mit ihm vereinigt gewesen, — was er sich aber in einem Dasein vor dem Erdenleben dachte. Aber jetzt sei sie es nicht mehr, und solle erst wieder mit ihm in Gemeinschaft kommen. Allein die sichtbare Welt ziehe den Menschen mit ihren täuschenden Gütern und Reizen von Gott ab; und daß der Mensch sich von dem Sichtbaren beherrschen lasse, daher entspringe alles Böse. So lange aber der Mensch ein Knecht des Sichtbaren und damit böse sei, befinde er sich in einem unseligen Zustand, und dieser Zustand werde dann nach dem Tode noch viel schlimmer und trauriger. Darum müsse der Mensch von der verderblichen Herrschaft befreit und wieder mit seinem Ursprung vereinigt werden. Dann sei ihm schon hienieden wahrhaft wohl und nach dem Tode erwarte ihn noch ein

seligeres Loos. — So weit hat Plato ziemlich recht gesehen und so weit hat die heidnische Weisheit kommen können, aber auch nicht weiter. Dieser Philosoph hat Gott von fern erkannt und die Nothwendigkeit einer Erlösung empfunden. Was meint er nun aber, wie der Mensch vom Bösen erlöst und zu seiner Ursprünglichkeit wieder hergestellt werde? Er meint, das geschehe eben durch die Philosophie! dadurch, daß der Mensch zunächst sich selbst recht erkennen lerne, dann die in seinem Innern schlummernden großen Gedanken (Ideen) erwecke und sofort mit aller Kraft und Sehnsucht zum Göttlichen aufstrebe; so mache sich ihm dasselbe klar und offenbar, und der Erkenntniß des Göttlichen folge die Tugend von selbst; er werde von allen Banden frei, zu allem Guten geschickt, und sein ganzes Leben ein schöner Einklang, wie die Sterne sich im ewigen Einklang bewegen.

Ach, der werthe Plato hat gewiß bei sich selbst noch genug Mißklänge vernommen; und in seinem Innersten, im Gewissen, da blieb der Hauptmißton. Es liegt bei ihm alles daran, daß die Seele recht zum Göttlichen aufstrebe und in's Ewige hineindringe; aber er klagt selbst, daß es damit nicht recht gehen wolle. Er vergleicht einmal die Seele einem mit zwei Rossen bespannten und gen Himmel fahrenden Wagen; das eine Roß sei folgsam und trachte vorwärts; das andere sei faul und störrig, wolle nicht vorwärts und schlage immer aus der Bahn, daß der Wagen nicht erklecklich weiter komme. — Wohl nähert sich von allen heidnischen Weisheitslehren die platonische dem Christenthume am meisten; aber der Welt das Heil bringen, das konnte sie doch nicht, denn es fehlte ihr noch der Heiland. Indessen war Plato gewiß vornehmlich einer von den Heiden, in welchen die Seele sich aufschloß für ein Höheres, Ewiges, das sie ahnten, von dem sie etwas im Dämmerlicht erkannten, und nach dem sie sich zu seliger Vereinigung sehnten. Der Geist Gottes wird in vorlaufender Wirksamkeit dabei thätig gewesen sein, und Gott wird ja in Gnaden um Christi willen jenseits dieses Sehnen gestillt haben.

Dieser Philosoph hat sich noch mit besonderer Vorliebe dem Staatswesen zugewendet, und in einem Buche das Bild eines vollkommenen Staates hingestellt, in dem Alle würdig und glücklich leben. Darum weilte er auch so lange zu Syrakus, weil er dachte, er könnte bei den dortigen Herrschern, Dionys dem Aeltern und Jüngern, sein Bild verwirklichen, was er in dem verdorbenen Athen für nicht mehr möglich hielt. Allein es mißglückte ihm bei Beiden; denn sie waren das Gegentheil von einem platonischen Regenten, und mochten sich, wie ernstlich er lehrte und ermahnte, nicht ernstlich bessern. Ja, wiewohl sie ihn eine Zeitlang hoch ehrten, erntete er doch zuletzt von ihnen nichts als Undank, Kränkung und Verfolgung, so daß er Sicilien gesegnete. — Weil Plato zu Athen in der Akademie (s. VIII. 6.) seine Lehrvorträge hielt, nannte man seine Schüler Akademiker. Sie waren nicht eben sehr viele, aber die Edelsten.

### Aristoteles.

Der vierte, Aristoteles ist geboren zu Stagira in Macedonien, 384. Er kam mit dem 17. Jahre nach Athen und besuchte 20 Jahre lang Plato's Lehrstunden. Darauf lebte er einige Zeit in Kleinasien, von wo er zu dem ehrenvollen Berufe, den hoffnungsvollen Sohn seines Königs Philipp zu erziehen, in sein Vaterland zurückgerufen wurde. Späterhin gieng er wieder nach Athen, um dort selbst Philosophie zu lehren. In den Hallen des Lyceums, eines öffentlichen Gebäudes, wandelte er dabei mit seinen Schülern auf und ab, darum diese Peripatetiker (Herumwandler) genannt wurden. Er verließ Athen, weil sich die Beschuldigung der Götterleugnung gegen ihn erhob, und starb zu Chalcis auf Euböa im 63. Lebensjahre. Er hat noch viel mehr Bücher als Plato geschrieben, und über alle möglichen Gegenstände, die der hochgelehrte Mann alle in sein Wissen aufnahm. Die Sammlung seiner logischen Schriften heißt „Organon."

Dieser Schüler des Plato wurde aber ein ganz ande-

rer Philosoph als sein Lehrer. Er kennt das Gemüth, das tiefere Seelenleben nicht; ihm ist der Verstand im Kopfe alles. Den hatte er allerdings schärfer als wohl je ein andrer Mensch. Mit diesem außerordentlichen Verstande dringt er aber nicht zunächst in's Unsichtbare hinein, sondern damit packt er die sichtbare Welt an, an welcher man allein, meint er, einen festen Halt habe, die er genau erforscht, von einander scheidet und wieder zusammenordnet, und von dannen er erst seine Schlüsse macht und so wohl auch auf einen letzten Grund der Dinge kommt. Den erkennt er zwar mit einem gewissen Respekte an, aber läßt sich nicht weiter mit ihm ein, weil er ihn nicht begreifen könne; und was er nicht gar begreifen kann, damit will er nicht näher zu thun haben. Er blickt gelegentlich kühl und kalt auf ihn hin, und ein herzlich Sehnen nach ihm, wie bei Plato, findet sich bei Aristoteles nicht von ferne. Ihm liegt alles an der Kunst, recht zu denken, die man Logik heißt. Die Wissenschaft, wie der Mensch denken solle, daß er nach festen Gesetzen den Gedankenweg hinwandele und nicht die Kreuz und Quer vagire, ist ihm eigentlich die ganze Philosophie. Diese Wissenschaft hat er aber auch zu solcher Vollendung gebracht, daß die größten Philosophen aller folgenden Jahrhunderte nichts Neues von Belang hinzuthun konnten, und daß er da noch immer als der Meister gilt. Aber seine Denklehre ist leer; es ist keine wesentliche Wahrheit drin, daran die Seele mit ihren tiefen Bedürfnissen zehren, sich trösten und stärken könnte. Man mag sie etwa einem schöngeformten Model vergleichen, aber ohne das nährende Waizengebäck darin. Und auch das ist nicht etwa der Fall, daß darin der Teig himmlischer Wahrheit, das geoffenbarte Wort, zu einem besonders schönen Lebensbrod sich formen und backen ließe. Man hat's versucht, aber es ist schlecht gerathen.

Man hat ja späterhin die Philosophie der Beiden, des Aristoteles und des Plato, mit dem Christenthum in Verbindung gebracht, aber nicht zum Vortheil desselben.

Man hat nur durch die platonische Philosophie das Christenthum schwärmerisch und durch die aristotelische es dürr und todt gemacht. Das Christenthum bedarf der Hilfe der Philosophie nicht, und hat sich bis dato noch nicht recht mit ihr vertragen wollen, weil am Ende doch Philosophie und Christenthum zwei verschiedene Dinge sind.

Uebrigens muß man es diesen beiden Männern lassen, daß sie nicht nur zu ihrer Zeit als die größten Lichter leuchteten, sondern auch durch ihre Schriften auf die menschliche Bildung unseres Geschlechts in aller fortlaufenden Zeit den größten Einfluß übten. Ueberhaupt sollt ihr hier merken: die menschliche Bildung unseres Geschlechts schreibt sich vornehmlich von Griechenland, von griechischer Kunst und Wissenschaft her. Aber ach, all diese Kunst und Wissenschaft konnte dem Verderben und Elend der gefallenen Menschheit nicht abhelfen, konnte die tief versunkene Welt nicht emporheben zu wahrem Licht und Heil, zu einer wahrhaftigen Schönheit des Lebens, zur ersehnten Gottesgemeinschaft und gewissen Hoffnung eines ewigen Lebens! —

Und jetzt kommen wir zu dem königlichen Schüler des Aristoteles, der kein großer Philosoph, aber ein großer König, ein **Weltmonarch** wurde.

---

# IX. Das macedonische Weltreich.

---

## § 1.

## Alexander.

In der Nacht, da ein toller Mensch, Herostratus, das größte Heiligthum des heidnischen Asiens, den majestätischen Dianentempel zu Ephesus (S. 206.), in Brand steckte, nur deßhalb, um sich einen unsterblichen Namen

zu machen, wurde dem macedonischen Könige Philippus sein Alexander geboren, 6. Juni 356.

Der Vater hatte große Freude an dem schönen Kind und an dem wohl gedeihenden Knaben, welcher frühzeitig ungewöhnliche Anlagen und Kräfte entwickelte. Als er das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, berief Philipp, wie schon bemerkt, den größten damaligen Weisen, den Aristoteles, zu seiner Erziehung, die derselbe mit der angelegentlichsten Sorgfalt betrieb. — Alexander zeigte sich als einen sehr lernbegierigen Schüler. Mochte auch seine feurige Seele an der kalten Logik seines Lehrers weniger Geschmack finden; die Moral desselben hörte er mit reger Theilnahme. Sehr sprach ihn auch der Unterricht in der Naturgeschichte an, noch mehr die Menschengeschichte. Vornehmlich gefielen ihm sodann die Lehrstunden, welche ihn in die Kunst überhaupt und namentlich in die Dichtkunst einführten. Ja, wenn ihm Aristoteles den alten Homer vorlas und erklärte, da wurde er ganz hingenommen. Hier waren's aber nicht sowohl die schönen Verse, als die herrlichen Helden, welche ihn so sehr entzückten. Homer ward sein Lieblingsdichter. Die Iliade stack immer unter seinem Kopfkissen und er las täglich darin. Ach, mit welcher Lust und Brusterhebung betrachtete er diese alten Heroën, und insonderheit den Ersten von Allen, „den göttergleichen Achilleus," von dem er sein eigenes Geschlecht ableitete. — Ein solcher Held, wie der, und noch ein größerer zu werden, das war sein Gedanke, der ihm Tag und Nacht vorschwebte. Darum trieb er nebeu seinen Studien mit höchstem Eifer die körperlichen und ritterlichen Uebungen, in denen er es noch als Knabe den Jünglingen zuvorthat. Doch wollte er kein bloßer Haudegen werden, sondern auch ein Kriegskundiger; deßhalb studirte er dabei die Kriegswissenschaft mit größtem Fleiß. Und auch ein kluger Staatslenker wollte er dereinst sein, darum studirte er mit gleicher Begier die Regierungskunst; und wenn sein Vater einen Staatsrath hielt, saß der jugendliche Sohn dabei und hörte.

Nun stellt euch den erwachsenen Alexander vor. Eine edle, kräftige Gestalt, funkelnde Augen, einen Gang, daß das Haar zurückfliegt, eine Stimme wie eines Löwen ꝛc. Er hat was Königliches in seinem Wesen; doch nicht blos etwas Gebieterisches, auch etwas Mildes, Freundliches. Er ist kein Barbar, denn er kennt Kunst und Wissenschaft und liebt sie und fördert sie zeitlebens auf's Freigebigste; er ist kein Barbar auch der Gesinnung nach, die gehörte Moral hat einen Eindruck bei ihm zurückgelassen und seine Natur in etwas gezähmt und veredelt. Aber sie hat ihn nicht zu einem neuen Menschen wiedergeboren, und wirkt nicht so weit, daß sie ihn vor allem Rohen und Wüsten behütet. Er kann namentlich noch furchtbar leidenschaftlich werden, ja auch bei Gelegenheit wirklich barbarisch handeln, wenn es ihn gleich nachher wieder zu reuen pflegt. — Ein Uebel ließ aber die Moral ganz unberührt bei ihm, das war sein grenzenloser Ehrgeiz. Oft rief er, wenn man seines Vaters Siege vor ihm rühmte, schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen!" Und sein Vater nährte freilich und pflegte diesen Trieb, wie aus folgendem Geschichtlein zu ersehen, das zugleich sein ritterliches Wesen abbildet. Es war dem Könige Philipp ein thessalisches Roß gebracht worden, ein überaus schönes, aber auch überaus wildes. Er hätte es gern um das hohe Gebot von 20,000 fl. gekauft; allein da war kein Bereiter, der es bändigen oder nur besteigen konnte. Zuletzt erbat sich noch der junge Alexander die Gunst, einen Versuch machen zu dürfen. Unversehens mit einem Schwung ist er auf dem Thiere; er schießt pfeilschnell damit hin, aber er lenkt es wieder um und wohin er will. Das Pferd hat seinen Meister, so wie Alexander das trefflichste Streitroß — seinen Bucephalus, — auf dem er in der Folge so manchen Sieg erficht. Sein Vater aber, als der Jüngling jenes erste Mal von demselben herabsprang, umarmte ihn und sprach mit Thränen zu ihm: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich; Macedonien ist für dich zu klein!"

## § 2.

## Des jungen Königs erste Thaten.

Alexander war zwanzig Jahre alt, als er den durch die Ermordung seines Vaters erledigten Thron bestieg, 336. Er ergriff die Zügel der Regierung gleich mit fester Hand. — Eines seiner ersten Geschäfte war, daß er einen Tag in Korinth hielt, auf dem er sich von den Griechen, wie sein Vater, zum unumschränkten Oberfeldherrn gegen die Perser wählen ließ. Er versicherte sie dabei, Griechenland solle an den Barbaren gerächt werden für alle das Unglück, das diese darin angerichtet hätten. Er traf nun alle Anordnungen zu dem großen Kriegszug. Allein zuvor kam ihm noch anderes zu thun. Seine wilden nördlichen Völkerschaften waren wegig und brachen zum Theil in Empörung aus. Da drang er im Frühling 335 rasch hinauf bis zur Donau, und in Kurzem hatte er die Rebellen zu Paaren getrieben und Alle zum Frieden gestimmt. Es war ein anstrengender Feldzug; er trug aber alle Strapazen wie der gemeinste Soldat.

Unterdessen hatten die Thebaner in Hellas unten, auf ein falsches Gerücht von seinem Tode hin, einen Theil der macedonischen Besatzung niedergehauen, den andern in die Burg Kadmea eingeschlossen. Das erfuhr Alexander auf seinem Rückmarsch, und urplötzlich stand der, den man an der Donau begraben glaubte, mit 20,000 Mann vor den Mauern der frevelhaften Stadt. Er wollte sie mit Schonung strafen, wenn sie nur seine Gnade reumüthig gesucht hätte. Aber sie trotzte noch; und so erlitt sie von seinem Zorn ein schreckliches Schicksal. Sie wurde, nachdem sie erstürmt war, zum warnenden Exempel für Andere dem Erdboden gleich gemacht; 6000 Thebaner waren erschlagen, 30,000 wurden in die Sklaverei verkauft; Volk und Stadt des Epaminondas waren vernichtet. — Alexander bereute nachher seine Härte. Aber die andern griechischen Staaten schickten

sehr erschrocken von allen Seiten Ergebenheitsversicherungen an den König mit den Adlers-Flügeln und -Klauen, und folgten unbedingt seinem Willen. — Und nun gieng's an den Zug nach Morgen.

## § 3.

## Des großen Kriegszugs glänzender Beginn.

Im Frühling 334 brach Alexander mit nur 35,000 Mann Macedoniern und Griechen nach Asien auf. Allein die Ersteren waren die kräftigsten Leute und vortrefflich in den Waffen geübt; die Letzteren gedachten ihres alten Grolls und ihrer alten Siege gegen die Barbaren; und Alle begeisterte der Anblick des jugendlichen, heldenherrlichen Führers. Auch hatte dieser, was wohl beachtet sein will, Anordnung getroffen, daß ihm immer frischer Zuzug an Truppen aus Europa nachfolgte. — Sie marschirten an den Hellespont, über den sie in Schiffen setzten. Als das Schiff des Königs dem jenseitigen Ufer nahte, warf er hoch vom Bord seine Lanze in den asiatischen Boden, gleich als ob er ihn damit aufspießen wollte, und sprang dann in voller Rüstung zuerst an's Land. Alexander war in der Gegend der Ruinen von Troja gelandet. Das war sein Erstes in Asien, daß er diese Ruinen, bei denen sein Geist so oft mit Homer gewandelt, besuchte und am Grabmahl seines Ahnherrn opferte und betete. „Glücklicher Achilleus," rief er an diesem Grabmahl aus, „der du einen Homer zum Sänger deiner Thaten gefunden!"

Er führte nun sein Heer ostwärts zum nahen Flusse Granikus. Hinter demselben erwartete ihn schon ein von Satrapen befehligtes Perserheer. Im Angesichte desselben stürzte er sich mit seinen Kriegern in den tiefen und reißenden Fluß; sie durchwateten ihn unter dem Pfeilhagel der Feinde, und rangen sich am jenseitigen Ufer glücklich empor. Drüben erfolgte eine tobende Schlacht. Einige persische Generale sprengten auf Alexander los, den sein weißer Helmbusch kenntlich machte; einer spaltet

ihm mit gewaltigem Hieb den Helm bis zur Stirnhaut, und während er gegen diesen kämpft, hebt ein anderer den Arm gegen ihn zum Todesstreiche. In dem Augenblick haut der Macedonier Klitus so kräftig nach diesem letztern, daß sein Arm und Schwert zu Boden fällt. Zugleich streckt Alexander den Gegner vor ihm hin, und fährt fort, die Schlacht zu leiten und stürmend zu fechten. Und durch seine den Persern weit überlegene Kriegskunst und seine alles vor sich niederwerfende macedonische Phalanx — das war eine von seinem Vater erfundene eigenthümliche Aufstellung der Schwerbewaffneten, deren lange Lanzen aus fünf Gliedern heraus wie ein Wald von Eisen starrten — erfocht er einen großen Sieg. Die meisten persischen Führer liegen erschlagen, und fast alles feindliche Fußvolk, das nicht gefangen ist, liegt um sie her.

Nach dieser Schlacht am Granikus, 334, zog er an der ganzen Westseite Kleinasiens herab und dann um die südliche Ecke herum ein Stück ostwärts hin. Und alle die schönen großen reichen Städte dieser gesegneten Küste ergaben sich ihm freiwillig oder wurden von seinen Mauerbrechern (Sturmmaschinen) schnell geöffnet. Jetzt zog er durch die Landschaft Phrygien wieder aufwärts bis zur Stadt Gordium unfern des Schwarzen Meeres. Dort löste er den berühmten Gordischen Knoten. Es war dort am Wagen eines alten phrygischen Königs ein seltsam verschlungener Knoten, an welchem man keinen Anfang und kein Ende wahrnahm; und ein altes Orakel sagte, daß, wer ihn löse, die Herrschaft über Asien erlangen werde. Alexander suchte nicht lange an ihm herum; er faßte sein scharfes Schwert und zerhieb ihn; so war er freilich gelöst. Seine Soldaten jubelten, und noch stärkeres Vertrauen zu ihm schwellte ihr Herz. — Dann drang er wieder durch die Halbinsel bis zur Südküste hinab. Mit Staub und Schweiß bedeckt, in der Mittagshitze, gelangt er nach Tarsus in Cilicien (Pauli Geburtsstadt), an welchem der Cydnus mit klarem, frischem Wasser fließt. Er kann nicht widerstehen, er steigt zum

erquickenden Bade hinein. Plötzlich vergehen ihm die Sinne. Ohnmächtig wird er herausgetragen. Er kommt wieder zu sich; aber das heftigste Fieber stellt sich ein. Kein Arzt weiß Rath, und man fürchtet für sein Leben. Da fällt der Arzt Philippus noch auf ein Mittel; allein — er sagt's voraus — es ist ein gewaltsam wirkendes und gefährliches. Doch Alexander heißt es ihn sogleich bereiten. Während dessen empfängt er von seinem Feldherrn Parmenio einen Brief, er solle sich vor dem Arzte hüten, denn derselbe sei von dem Perserkönige bestochen, ihn zu vergiften. Philippus tritt mit dem Tranke herein, Alexander gibt ihm mit der einen Hand den Brief, mit der andern setzt er die Schale an und trinkt. Die Arznei griff ihn furchtbar an, aber sie machte ihn gesund. Sein Heer begrüßte den Genesenen mit Frohlocken.

Er marschirte an der Südküste fort bis an's hintere Ende der Halbinsel, wo die Stadt Issus lag. Hier hörte er, daß der Perserkönig, Darius III. Kodomannus, selbst nahe mit einem zahllosen Heer. Freudig schickt er sich zur Schlacht. Diese Schlacht bei Issus, 333, war noch viel heißer als die vorige. Denn die Perser sind wie Sand am Meer, und unter den Augen ihres ehrwürdigen Königs fechten sie unerwartet tapfer. Darius saß auf einem hohen Streitwagen im Centrum seines Heeres. Hieher wirft sich Alexander mit ganzer Macht. Die Perser vertheidigen ihren Herrn beharrlich, sinken aber um seinen Wagen her zusammen. Als nun selbst von den Großen an seiner Seite einer um den andern fällt, wendet Darius den Wagen, was für die Seinen das Zeichen zur allgemeinen Flucht wird. Die Macedonier stürmen nach. Darius läßt Mantel, Schild und Bogen auf seinem Wagen, wirft sich auf ein schnelles Pferd und entrinnt. Aber Vielen der andern Fliehenden gelingt das nicht; sie werden erreicht und niedergemetzelt. Die Niederlage der Perser war total und schrecklich. Und ihr ganzes Lager fiel in die Hände des Siegers, und — auch des Königs Mutter, Gemahlin und beide Töchter

waren darin! Diese behandelte Alexander sehr schön, und dadurch unterschied er sich allerdings gänzlich von barbarischen Siegern, die gewöhnlich alles vom feindlichen Fürstengeblüt Gefangene grausam hinwürgten. Alexander aber ließ die gefangenen Fürstinnen auf's Beste pflegen, besuchte sie selbst, bezeigte ihnen seine Ehrerbietung und tröstete sie über ihr Mißgeschick; darüber die königlichen Frauenzimmer sich höchlich verwunderten. Gegen seine tapfern Krieger bewies er sich natürlich nicht minder wohlwollend; er theilte von der gemachten ungeheuren Beute reichlich unter sie aus, und gieng, obgleich selbst verwundet, bei den Verwundeten von Mann zu Mann herum. Kein Wunder, wenn sie ihm immer zugeneigter wurden und immer eifriger, für ihn zu fechten.

Alexander zog jetzt durch Syrien und Phönizien hinab. Eine Stadt nach der andern ergab sich ihm, auch das uralte Sidon ungesäumt, dem er dafür Gnade erwies und seine frühere Verfassung wiederherstellte. Nur Neu-Tyrus, unweit der Stätte des vorigen Tyrus auf einer Insel wohlverwahrt gelegen, leistete Widerstand. Er mußte es belagern sieben Monate lang, was ihn sehr verdroß; endlich jedoch wurde er mittelst eines vom Festland nach der Insel gebauten Dammes und einer vom Meer her angreifenden Flotte Herr darüber. Aber hier ward er wieder über seinen Zorn nicht Herr; denn nachdem schon 8000 der tyrischen Männer im Kampf getödtet waren, ließ er noch 2000 derselben kreuzigen und alle übrigen Bewohner, Männer, Weiber und Kinder in die Sklaverei verkaufen. Die Stadt selbst wird von ihm, wie einst Alttyrus von Nebukadnezar, gründlich zerstört.

Auf seinem weitern Marsche kam Alexander auch in's heilige Land und auf die Stadt Jerusalem zu. Da, heißt es, gieng ihm der Hohepriester Jaddua im purpurnen golddurchwirkten Amtskleide, den hohen Hut mit der goldenen Aufschrift „Jehovah" auf dem Haupte, an der Spitze der gesammten Priesterschaft feierlich entgegen, um seine Milde anzuflehen. Dieser Anblick machte ihn

sehr betroffen, denn solchen Zug hatte er bereits in einem Traumgesicht gesehen. Um so gütiger empfieng er die Diener Jehovah's. Er gieng mit ihnen hinein in die Stadt der Städte und hinauf zum Tempel des alleinwahren Gottes, dem er, nach Jaddua's Anweisung, ein Opfer darbrachte. Keinenfalls aber ist ihm sein Jehovahdienst recht von Herzen gegangen.

Auch die am südlichen Ende Palästina's liegende Festung Gaza konnte dem gewaltigen Stürmer nicht widerstehen. Und so hatte er bereits ganz Vorderasien in seiner Macht, und steht, bisher überall Sieger, am Welttheil Afrika. Das war ein glänzender Anfang.

## § 4.

## Alexander in Afrika.

Von Gaza aus brachten ihn wenige Tagmärsche nach Egypten hinüber, 332. Hier hatte er leichte Arbeit oder eigentlich keine; die Eroberung dieses Landes kostete ihn nicht einen Tropfen Bluts. Denn der darüber gesetzte persische Satrap war eben von Söldnertruppen entblößt, die Egypter selbst aber mochten nicht gegen ihn streiten; müde der 200jährigen persischen Herrschaft unterwarfen sie sich ihm willig und freudig. — Alexander kam aber auch gar anders zu ihnen, als weiland der Perser Kambyses (VII. 2.), welcher ihren Gott Apis mit eigener Hand erdolchte und seine Verehrer um ihn her zusammenhauen ließ; er opferte zu Memphis dem schwarzen Ochsen und allen egyptischen Gottheiten. Und wie er sich gegen die vornehmste Kaste, die Priester, sehr respektvoll benahm, so gegen alles Volk nur freundlich und leutselig. Ja, statt wie jener Eroberer das Land auszurauben, suchte er gleich dessen Wohlstand zu heben, indem er eine nachmals hochberühmt gewordene und heute noch hochansehnliche Stadt, die er nach seinem Namen Alexandria hieß, auf einem höchst günstigen Platze am Mittelländischen Meer anlegte, um durch sie dem gesunkenen Handel Egyptens wieder einen Aufschwung zu geben.

Den afrikanischen Staat Cyrene brauchte er, um sein habhaft zu werden, gar nicht zu betreten; dieser sandte ihm seine freiwillige Huldigung nach Egypten hinüber.

Ehe er aber Afrika verließ, machte er noch den Zug, auf welchem einst des Kambyses Heer von Sandwehen begraben worden war, den Zug durch die Lybische Wüste nach Ammonium. Ihm glückte es besser; er kam wohlbehalten, zuletzt von vorausfliegenden Raben geleitet, zu der lieblichen Palmeninsel im wüsten Sandmeer und zu dem gefeierten Heiligthum des Gottes Zeus-Ammon. Der Oberpriester empfieng ihn an der Pforte mit dem Gruße: „Heil dir, mein Sohn!" Und er erwiederte: „Vater, gib mir die Herrschaft der Welt!" Er meinte natürlich durch Anrufung des Zeus-Ammon für ihn. Ob Alexander wirklich geglaubt, daß der Gott mit dem Widderkopf etwas zur Erfüllung seines brennenden Wunsches beitragen könne? Es läßt sich schwer sagen, Was und Wieviel er geglaubt habe; doch scheint er bei all seiner philosophischen Aufklärung vom Aberglauben nicht ganz frei gewesen zu sein. Hierauf führte der Priester ihn allein in's Innere des geheimnißvollen Tempels, aus welchem ihn sein im Vorhof wartendes Gefolge nach einer Weile mit heiterem Gesicht wieder heraustreten sah. Niemand erfuhr, was drinnen geschehen war, denn er beobachtete darüber stets ein tiefes Schweigen; aber unter seinen Kriegern gieng doch die Rede, der Gott habe ihn zu seinem Sohne angenommen, und ihr Vertrauen zu ihm wuchs noch höher.

## § 5.

## Sturz des Achämenidenthrons.

Nachdem Alexander die persischen Besitzungen in Afrika wie am Wege aufgehoben, gieng er, im Frühling 331, wieder nach Asien herüber. Er drang nun durch Syrien bis an den Euphrat, durch Mesopotamien bis an den Tigris und über diesen Strom nach Assyrien reißend vor.

Der schwergebeugte Großkönig hatte schon früher Ge-

sandte zu ihm um Frieden geschickt. Alexander sollte ihm seine Mutter, Gemahlin und Kinder ausliefern, und er wolle ihm dagegen alle eroberten Länder bis an den Euphrat abtreten, dazu noch 10,000 Talente oder 26 Millionen Gulden zahlen, und auch eine seiner Töchter zur Ehe geben. Dieses Anerbieten war jedoch von Alexander stolz zurückgewiesen worden. So hatte denn Darius eine letzte Anstrengung gemacht; aus allen Satrapieen seines immer noch weit ausgedehnten Reiches war die waffenfähige Mannschaft zusammenberufen und hinter dem Tigris „ein Völkerheer von vielen Hunderttausenden" aufgestellt.

Bei der assyrischen Stadt Gaugamela traf Alexander darauf mit nicht vollen 50,000 Mann. Es gab dort eine ganz erschreckliche Schlacht. Es war in den Persern ein Gefühl für ihren ehrwürdigen, so lange bestandenen Achämenidenthron und für ihren ehemaligen Ruhm erwacht, das sie noch einmal stärkte, und sie stritten nach ihrem Vermögen aufs Tapferste und Hartnäckigste. Schon hatten sie auch den einen Flügel der Macedonier durchbrochen und sogar das Lager derselben überfallen; allein Alexander führt auf der andern Seite einen so furchtbaren Stoß auf den Feind, daß er hier zerbricht und zerstäubt; seine Phalangen aber stürmen so gewaltig in's feindliche Centrum ein, daß Darius dort abermals die Flucht ergreifen muß; und auch die vorgedrungenen feindlichen Reiter werden wieder zurückgeworfen und zum Theil niedergehauen. Genug, der große Feldherr erringt noch den vollkommensten Sieg. „Der macedonische Ziegenbock stößt den persischen Widder zu Boden und zerstößt und zertritt ihn," wie es geweissagt ist durch Daniel (8, 7). Asiens Völker liegen in ungezählten Leichen zerstoßen und zertreten auf dem Schlachtfelde, und das persische Lager und das persische Reich mit all seinen Gütern wird eine bleibende Beute der Macedonier. — Das war die Entscheidungsschlacht bei Gaugamela oder Arbela, im Oktober 331. Der Achämenidenthron ist krachend zusammengestürzt. Achilleus Enkel wird mit Jauchzen zum König von Asien ausgerufen.

Jetzt wendete sich Alexander zunächst südlich, um sich der Hauptstädte Asiens zu versichern. Das große Babylon in seiner alten und erneuten Pracht öffnete ihm zuvorkommend seine Thore, und er zog huldreich ein. Hier opferte er dem chaldäischen Gotte Baal; denn er ließ neben den griechischen und egyptischen Gottheiten auch die chaldäischen bestehen. Es war vornehmlich aus Politik, um sich die Völker geneigt zu machen, daß er überall ihren Göttern huldigte. Auch die zweite Hauptstadt des Weltreichs, das schöne, mit Reichthümern erfüllte Susa in Susiana, unterwarf sich ihm ergebungsvoll. Von da aber giengs im Sturm nach der östlich gelegenen Provinz Persis, denn Persepolis darf ihm am wenigsten fehlen, „der uralte Sitz des herrschenden Volkes und das Familienheiligthum der persischen Könige." Auch dort widersetzte sich ihm Niemand, und er nahm in Ruhe die daselbst aufgehäuften unermeßlichen Schätze in Besitz, an denen 5000 Kameele und 20,000 Maulthiere wegzutragen hatten. — Zu Persepolis in dem Riesenpalaste, neben den stillen Todtenkammern der Perserkönige, hielt er Rast und rauschende Freudenfeste. Das ganze Heer durfte eine Weile ruhen und fröhlich sein, sich erquicken und stärken. Ehe er weiter zog, steckte er den Palast in Flammen, die Einen sagen: „zur Rache für die von den Barbaren in Griechenland verbrannten Göttertempel und verwüsteter Heldengräber," die Andern: „er hab's im Taumel der Trunkenheit gethan und nüchtern sehr bereut." Doch ist durch den Brand nur ein Theil der großen Residenz zerstört worden.

## § 6.

## Des letzten persischen Weltmonarchen klägliches Ende.

Von Persis gieng Alexander wieder nordwärts nach Medien; und auch Ekbatana, dieses Landes Hauptstadt und die vierte des Reichs, ward ohne Schwertschlag sein. Von Medien drang er östlich nach Parthien, und von da immer östlich nach Baktrien. Er verfolgte die Spur des flüchtigen Königs.

Wie war es denn dem unglücklichen Darius seither ergangen? Er hatte sich nach der verlorenen Entscheidungsschlacht nach Medien zurückgezogen, vor dem dorthin nahenden Alexander aber weiter ostwärts geflüchtet. Auf dieser Flucht war er von seinem eigenen Unterthan Bessus, dem Satrapen von Baktrien, gefangen genommen worden, der ihn jetzt in Ketten fortschleppte.

Durch ungeheure Märsche kam ihnen Alexander so nahe, daß sie nur noch eine Tagreise von einander schied. Da nahm er die noch Rüstigsten seines ermüdeten Heeres, und jagte mit ihnen die ganze Nacht durch eine dürre Wüste; und siehe, am Morgen erblickten sie den Zug der Flüchtigen. Ehe sie ihn jedoch erreichten, wurde Darius von dem schändlichen Satrapen niedergestochen. — Tödtlich verwundet trafen ihn die Vordersten der macedonischen Reiter. Er flehte sie um einen Trunk Wasser an, das war sein letztes Labsal auf Erden. Dann bat er sie, den Alexander zu grüßen, und die Götter sollten ihm die Großmuth vergelten, die er an seiner Mutter, Gemahlin und Kindern erwiesen. Er gab einem der Reiter die Hand und sprach: Diese Hand gebe ich dem Alexander! Hierauf starb er in seinem Blute. O sehet, wie kläglich der größte Monarch der Welt endet! 330.

Als Alexander hergeritten kam, hatte Darius bereits ausgehaucht. Tiefbewegt von dem, was er sah und hörte, nahm er seinen Mantel und breitete ihn über den Leichnam. Er ließ ihn nach Persepolis schaffen und in einer unzerstörten Todtenkammer mit großer Pracht beisetzen.

Den Bessus, der sich geborgen, hernach sogar mit einem Anhang anderer Fürsten gestärkt und den Königstitel über Asien angenommen hatte, bekam Alexander später in seine Gewalt. Er wurde gegeißelt, dann nach morgenländischer Sitte seiner Nase und Ohren beraubt, und darauf gekreuzigt.

## § 7.

## Alexander, Herr des ganzen Perserreichs.

In den Jahren 330—327 zog Alexander die Kreuz und Quer im persischen Reiche Innerasiens umher, und unterwarf sich alle Provinzen desselben, zu den bereits genannten auch Aria, Hyrkania, Drangiana, Arachosia u. s. f. Hiebei überschritt er einmal bei schon eingebrochenem Winter das himmelhohe Gebirge Paropamisus (s. IV. 2.), über dessen schauerliche Schneehöhen das Heer vierzehn Tage zu steigen hatte. Er drang auch mittelst einer fliegenden Brücke von schlauchartig zusammengenähten Thierhäuten über den großen Strom Oxus (der in den Aralsee fließt) in die nördlichste Provinz Sogdiana, und durchzog sie erobernd bis zu ihrem Ende, dem Flusse Jaxartes hin. Da und dort in den eroberten Ländern brachen Aufstände los; schnell erschien er allenthalben und unterdrückte sie wieder mit Güte und Strenge.

Alexander hat nun dieses Ziel erreicht: er ist Herr der ganzen persischen Weltmonarchie. Da ruht er zu Baktra, der Hauptstadt der Provinz Baktrien, welche südlich von Sogdiana lag und östlich an Indien grenzte. Und nun scheinen zartere Empfindungen seine Brust zu bewegen; er vermählt sich mit einer baktrischen Fürstentochter, Namens Roxane, welche „die Perle des Morgenlandes" hieß. Außer dem Wohlgefallen an ihrer wunderbaren Schönheit bewog ihn aber doch noch etwas Anderes zu dieser Heirath: er wollte sich den Asiaten näher befreunden, daß sie ihm desto williger dienen möchten. — Er that alles, um sich die Herzen seiner neuen Unterthanen zu gewinnen. Ueber die eroberten Provinzen setzte er meist persische Statthalter; und die andern Großen fesselte er durch die wohlwollendste Behandlung um seine Person. Nicht blos macedonische, auch persische Krieger sollten ihn schirmend und mit ihm Siege erfechtend umgeben; darum ließ er 30,000 persische Knaben in der macedonischen Kriegskunst unterweisen. Er näherte sich

in seiner Hofhaltung, Tracht und Lebensweise auffällig der asiatischen Sitte. Nahm er's doch sogar an, daß sie ihn nach morgenländischer Art mit Kniebeugung verehrten.

Aber diese Hinneigung zu den Besiegten und ihrem Wesen erzeugte in den Gemüthern seiner Macedonier eine merkliche Mißstimmung. Wiewohl er von aller gemachten Beute reichlich unter sie vertheilt hatte, sie fort und fort auf's Freigebigste beschenkte, und in jeder Weise auch ihnen seine Gunst und Güte zu erkennen gab, so stellten sie sich doch kälter und fremder gegen ihn, ließen wohl auch ihren Verdruß in bittern Worten laut werden.

In diese Jahre 330—327 fallen zwei leidige Geschichten, welche eine Folge jener Mißstimmung und aber auch seiner unmäßig gewordenen Eitelkeit waren und die einen trüben, finstern Schatten auf ihn selbst warfen. Man möchte sagen: Es ist doch der vorige Alexander nicht mehr, sein großes Glück hat ihn schlechter gemacht.

Es gährte in den Herzen etlicher Unzufriedenen so sehr, daß sie sich gegen sein Leben verschworen. Die Verschwörung wurde entdeckt und auch Philotas, sein erster Reiterobrist und der Sohn seines ruhmvollen Feldherrn Parmenio, darein verwickelt befunden. Alexander ließ die Verschwornen vor ein Kriegsgericht stellen, das nach heimatlichem Brauch aus allen gebornen Macedoniern bestand. Hier erwachten nun freilich in ihnen wieder die alten Gefühle; entrüstet über den Frevel gegen ihren herrlichen König verurtheilten sie den Philotas und sämmtliche Schuldige sogleich zum Tode. Diese wurden schnell hingerichtet, und das war alles in der Ordnung. Allein Alexander — wer sollte es von ihm glauben? — läßt dann auch den alten getreuen Parmenio, der ihm und seinem Vater die größten Dienste geleistet hatte und dem nicht die geringste Theilnahme an der Verschwörung nachgewiesen werden konnte, meuchlings aus der Welt schaffen, damit er nicht den Tod des letzten seiner Söhne, deren zwei auf diesem Kriegszuge gefallen waren, durch Empörung rächen möchte.

Fast noch weher thut folgende Geschichte, wenn gleich Alexander dabei nicht gerade schlechter erscheint als in der vorigen. Bei einem Trinkgelage wurde er von seinen Schmeichlern, die er je länger, je lieber hörte, über alles Maß erhoben, über den Halbgott Herakles und über den großen Gott Dionysos hinaufgesetzt ꝛc. Das empörte jenen Klitus, der ihm am Granikus das Leben gerettet hatte (s. § 3.), und er strafte solch schmähliches Thun und den, der es sich gefallen ließ, wobei er allerdings, trunken wie er war, zu lange und stark fortpolterte. Da wurde endlich der gleichfalls trunkene Alexander von Zorn so überwältigt, daß er einem Leibwächter die Lanze wegriß und sie auf seinen Lebensretter schleuderte, der, von ihr durchbohrt, sogleich todt niedersank. Damit war aber der König auf einmal nüchtern, und er warf sich verzweiflungsvoll jammernd über die theure Leiche hin, von der er nur mit Mühe wieder weggerissen werden konnte. Drei Tage und Nächte wälzte er sich weinend auf seinem Lager, ohne Speise und Trank zu nehmen, und rief nur immer: „Klitus, o Klitus!" Zuletzt gelang es seinen Freunden doch, ihn wieder zu beruhigen.

## § 8.

## Der Zug nach Indien.

Was ist's doch um das Herz eines Eroberers! So klein, und kann mit einem persischen Weltreich nicht voll werden! Alexander sah begehrlich nach Morgen hin, nach dem wunderbaren Indien, in welchem noch kein Weltmonarch Fuß gefaßt, und das noch kein europäischer Fuß betreten hatte.

Mit mehr als 100,000 Mann, die er zum Theil bei den kriegerischen Parthern, Baktrern, Sogdianern ꝛc. ausgehoben hatte, trat er im Frühling 326 auf einer über den Indus geschlagenen Brücke, nachdem er den Göttern, seinen Feldzug zu segnen, Opfer gebracht hatte, in das heutige Pandschab oder Fünfströmeland ein, ein fruchtbares, wohlbevölkertes Land. Hier war zunächst nicht

zu kämpfen; der Fürst Taxiles, der hier vorne herrschte, hieß ihn willkommen und übergab ihm gleich sein Reich, um es von dem Gütigen sogleich als Lehen zurückzuempfangen. Alexander zog hindurch zum Flusse Hydaspes. Jenseits desselben begann das Reich des Königs Porus, der am andern Ufer sein großes Heer mit 200 Elephanten, welche — ein seltsam ungeheuerlicher Anblick! — hölzerne, mit Kriegern erfüllte Thürme auf dem Rücken trugen, aufgestellt hatte. Alexander konnte nicht bei Tag über den Fluß gehen, da die Pferde vor den gräulichen Thieren drüben scheuten; also nahm er die Nacht dazu, und ließ, etwas seitwärts, sein Heer theils schwimmend, theils auf Flößen hinübersetzen. Am Morgen führte er es zur Schlacht. — Es war ein langer und harter Kampf. Die Elephanten verscheuchen seine Schwadronen und zerstampfen sein Fußvolk. Aber seine Lanzenträger arbeiten doch fort und fort ihr Eisen in den Bauch der Unthiere, und die zersprengten Reiter werden immer wieder gesammelt und geordnet, und sprengen von neuem gegen den Feind an. Endlich wirft er das feindliche Fußvolk auf die Elephanten hin, wodurch eine erstaunliche Verwirrung unter den Indiern entsteht, welche die Macedonier trefflich zum Würgen benützen. So siegte Alexander auch in dieser Schlacht, in der jedoch sein getreuer Bucephalus aus vielen Wunden blutend unter ihm zusammenbrach. 20,000 Feinde und 100 ihrer stolzen Elephanten lagen mit ihm hingestreckt. Porus, welcher in goldener Rüstung auf dem höchsten Thiere sitzend sorgsam commandirt, tapfer gefochten und standhaft ausgehalten hatte, wurde gefangen. Ein riesenhaft gestalteter und edel gebildeter Greis! Alexander fragte ihn: „Wie willst du behandelt sein?" Und er erwiderte das Eine Wort: „Königlich!" Alexander ließ ihn sogleich frei, gab ihm sein Besitzthum als Lehen zurück und vergrößerte es später noch. Dafür war Porus sein beständiger Freund.

Vom Hydaspes gieng der Marsch durch prächtiges, starkbevölkertes Land an den Acesines, über ihn an den

Hydraortes, über ihn hinüber an den Hyphasis. Alle Städte und Fürsten übergaben sich oder wurden bezwungen. Ich bemerke hier gleich, daß nach dem Schriftsteller Arrian die Besitznahme Alexanders in Indien im Ganzen 2000 Städte und 7 Völkerstämme in sich begriff. — Aber je tiefer er in Indien eindrang, desto schwieriger wurde der Feldzug. Er stieß auf immer festere Städte, immer kriegerische Völker und verlor viele Leute. Als er nun auch über den Hyphasis (jetzt Bias) gehen wollte, weigerten sich seine Soldaten, müde der endlosen Beschwerden und Gefahren sehnten sie sich nach der trauten Heimat, wo sie die erbeuteten Schätze in süßer Ruhe genießen wollten. Alexander ermahnte, bat, zürnte, drohte, — da half alles nichts. „Wir gehen nicht weiter!" riefen sie, „Heim, heim!" schrieen sie. Und so mußte er seinen Lieblingsgedanken aufgeben, bis an die fabelhafte Ganga vorzudringen, hinter welcher das Ende der Erde sein sollte. Als er endlich nachgab und seinen Kriegern den Entschluß der Rückkehr verkündigte, da dankten sie ihm mit Freudeweinen, „daß der stets Unbesiegte von seinen Macedoniern sich habe überwinden lassen."

Hierauf ließ er am Ufer des Hyphasis 12 thurmhohe Altäre bauen, und darauf reiche Opfer verbrennen zu Ehren der Götter, die ihn siegreich so weit geführt.

## § 9.
## Rückkehr.

Im August 326 war's, als Alexander von seinem Siegeslauf umkehrte, oder richtiger gesagt, diesem Lauf eine östliche Grenze setzte; denn ein völliges Umkehren war's doch noch nicht. Auf einer schnell erbauten Flotte schiffte ein Theil seines Heeres den Acesines (Tschenab) und sodann den Indus hinab, während das übrige Heer am Ufer folgte. — Auf diesem Zuge traf er ein sehr kriegerisches Volk, die Maller, unter deren Händen beinahe sein Heldenleben geendet hätte. Bei der Bestürmung ihrer Hauptfeste stieg er selbst auf der ersten an-

gelegten Leiter hinauf; er erreichte mit dreien seiner Krieger, Abreas, Peucestas und Leonnatus, die Mauerzinne; nun aber brach die Leiter und die Folgenden fielen zurück. Seine Begleiter ermahnten ihn, rückwärts hinabzuspringen; dafür sprang er geradezu in die Festung hinein, was dann jedoch auch jene thaten. Mit dem Rücken gegen die Mauer kämpfte er gegen die auf ihn losstürzenden Feinde, deren viele seinen tödtlichen Stahl fühlten; allein ein Pfeil fliegt jetzt in seine Brust und er sinkt nieder. Schon ist auch Abreas gefallen; aber Peucestas bedeckt ihn mit dem Schilde, und Leonnatus vertheidigt ihn wie ein wüthender Löwe so lange, bis seine Krieger von draußen nachstürmen. Jammernd sehen sie ihn gefallen und grimmig machen sie die ganze Besatzung der Burg nieder. Alexander wurde wie todt auf seinem Schilde fortgetragen. Eine Woche lang sah man nichts von ihm, und das Heer war trostlos; es fühlte sich völlig verwaist. Als er sich aber endlich wieder zeigte, da erscholl ein ungeheurer Jubel; alles drängte sich heran, ihn zu betasten, ob er's sei oder doch nur sein Geist; und der Jubelruf: er ist's! er lebt! wollte nicht aufhören.

Je weiter man den Indus hinabgelangte, desto höhere Kultur und dichtere Bevölkerung wurde getroffen. Im untern Indien widerstanden aber die Brahmanen den Fremdlingen auf's Hartnäckigste und wiegelten ohne Unterlaß Fürsten und Völker gegen sie auf. Darum mußte Alexander, um seine Herrschaft geltend zu machen, viel Blut vergießen, wodurch er sich den Ruf der Grausamkeit zuzog. Endlich erblickte er das indische Weltmeer, in welches der Indus ausmündet. Da opferte er den Meeresgöttern.

Von da gieng's nun wirklich zurück. Die Flotte ließ er unter dem Befehlshaber Nearch westlich an Asien hin bis zur Mündung des Euphrat segeln. Er selbst führte einen Heerestheil zu Land auf geradem Wege durch die schreckliche Gedrosische Wüste zurück. Hatte er denn noch nicht genug an den ausgestandenen Strapazen? Er

schien das Außerordentliche und Ungeheuerliche zu lieben. Das war ein Marsch! Nackte, schroffe, scharfe Felsen zuerst; dann ein glühend Meer von Sand; keine menschliche Wohnung weit und breit; kein Baum, keine Staude, kein Halm; Tagereisenweit keine Quelle, kein Tropfen Wassers; brennender Durst und zehrender Hunger; erstickende Hitze und Staubluft. Die Wagen bleiben stecken, denn die Zugthiere davor fallen um; die Packthiere fallen und die Menschen auch! Da ist's doch nichts mit allen erbeuteten Schätzen und mit allem geträumten Freudeleben. Alexander gieng vor dem laut murrenden Heere schweigend her, aber mit ungebeugtem Muthe. Einstmals brachte ihm ein Soldat in seinem Helm etwas aufgefundenes Wasser; er dankte demselben, trank es aber nicht, sondern goß es auf die Erde; das stärkte, sagt Arrian, das ganze Heer dergestalt, als ob jeder das Ausgegossene getrunken hätte. — 60 Tage lang dauerte der entsetzliche Marsch, bis zuletzt der dritte Theil des Heeres wieder grünes fruchtbares Land erreichte. Durch die Provinz Karamanien kamen sie vollends nach Persis, 325. Die Flotte lief glücklich im persischen Meerbusen ein. Jetzt hatte Alexander seine Tapfern Alle, die noch lebten, wieder um sich. Er hielt mit ihnen ein großes Dank- und Freudenfest. Durch eine längere Ruhezeit, durch die reichsten Geschenke, die lustigsten Spiele, die leckersten Gastmähler suchte er ihnen ihre Leiden vergessen zu machen.

## § 10.

## Alexander in Mitte seines Reichs und seiner Herrlichkeit.

Zwei Jahre hielt er sich nunmehr im Innern seiner Eroberungen und größtentheils in Susa und Babylon auf, wo er die nöthigen Einrichtungen zur guten Regierung seines ungeheuren Reiches traf. Eine dieser beiden Städte sollte sein eigentlicher Herrschersitz werden; denn dieser wurde am füglichsten in die Mitte des Reichs gelegt, und von beiden war so ziemlich gleich weit bis an die Grenze seiner europäischen und an die seiner asiatischen und afri-

kanischen Besitzungen. — Er saß nun aber auch inmitten der Herrlichkeit, die ihm auf Erden beschieden sein sollte. An seinem Hofe war eine unbeschreibliche Pracht. Schaaren von Fürsten und Edelleuten umgaben ihn, lauschten auf sein Wort, bewegten sich nach seinem Winke. Gesandtschaften aus allen Theilen der damals bekannten Welt, selbst aus Italien, Gallien, Spanien und Karthago brachten ihm Huldigungen dar. Er war wie ein Gott auf Erden. Freuden der köstlichsten Tafel, Gesang, Spiel, Tanz, alle Lust der Erde wechselten täglich mit einander ab, und nur zahlreiche Feste dazwischen überboten die Herrlichkeit jedes einzelnen Tages.

Ich muß aber noch von einem ganz einzigen Feste besonders erzählen, von der großen Hochzeit zu Susa, 324. Um sich auf dem eroberten Perserthrone recht fest zu setzen, nahm Alexander zu seiner Perle Roxane noch eine zweite Frau, nämlich des Darius ältere Tochter Statira, welche für die natürliche Erbin des väterlichen Reiches gelten, mit der er auch rechtmäßige Ansprüche auf dasselbe begründen konnte. Auf seinen Betrieb und nach seinem Gebote vermählten sich zugleich 80 vornehme Macedonier mit Töchtern persischer Großen und 10,000 geringere Macedonier mit andern Perserinnen. Die Hochzeitlader liefen nach allen Himmelsgegenden hin, und von allen Himmelsgegenden her liefen Theilnehmer und Zuschauer zu dem fünftägigen Feste, das „mit einem auf Erden noch nie gesehenen Glanze" begangen wurde. — Alexander wollte durch Heirathen und auf alle Weise Morgenländer und Abendländer mit einander verschmelzen, daß hinfort nur Ein Volk in seinem Reiche sei. Aber der Erfolg zeigte, daß es doch nicht recht gieng, und daß nur das Christenthum die Bestimmung und die Kraft habe, alle Bewohner der Erde zu Einer Heerde zu vereinigen unter dem Einen himmlischen Hirten und Könige.

Die Macedonier überhaupt, auch die meisten der Betheiligten, sahen im Grund ihres Herzens zu der großen Hochzeit sehr sauer. Und daß Alexander immermehr die

asiatische Lebensweise annahm und dieß auch von ihnen begehrte, daß er die in der macedonischen Kriegskunst eingeübten Perser unter sie hineinschaarte und gleicher Rechte mit ihnen theilhaftig machte, daß er sogar persische Generale über sie setzte und persische Große zu Kammerherren erkor, durch welche sie sich bei ihm anmelden und vorführen lassen mußten, das alles steigerte ihre Unzufriedenheit hoch und ließ sie alle Wohlthaten vergessen, die sie von ihm empfangen hatten. — Der innere Groll und Grimm kam zum Ausbruch, als der König in guter Meinung die alten ausgedienten und zum Theil dienstunfähigen Soldaten in die Heimat entlassen wollte, nach der sie sich doch am Hyphasis so sehr gesehnt hatten. Als er es erklärte, entstand ein gewaltiger Lärm und völliger Aufruhr. Das ganze Heer der Macedonier wollte jetzt entlassen sein. „Alexander braucht uns nicht mehr!" schrieen sie, „wohlan denn, fort, alle fort! Möge er sich mit seinen Barbaren behelfen!"

Im heftigsten Zorn ließ Alexander einige der ärgsten Schreier sogleich niederhauen. Dann sprang er auf eine Bank und hielt in tiefer Bewegung eine Rede an sie, worin er ihnen vorhielt, wie viel er für sie gethan, und wie sie ihn nun zum Dank dafür mitten unter den Ueberwundenen verlassen wollten. „Aber gehet hin!" schloß er, „gehet hin! Es wird euch unstreitig bei den Menschen Lob und Ehre, bei den Göttern großen Lohn bringen!" Mit diesen Worten sprang er von seiner Bank und schloß sich drei Tage lang im Innersten seiner Wohnung ein. Das griff den Macedoniern doch an's Herz. Sie lagen, jammernd und flehend, auf ihren Knieen vor dem Schlosse. „Er soll nur heraus!" schrieen und schluchzten sie. Endlich trat er zu ihnen heraus, innig gerührt von ihrer Anhänglichkeit. Sie baten um Verzeihung; er umarmte und küßte sie. Den Abschluß machte eine öffentliche Gasterei, wo das ganze Heer herrlich schmauste und jauchzend seine Gesundheit trank. — Hierauf ließ er eine Einladung an die alten wohlverdienten Kriegsmänner er-

gehen, daß sich diejenigen von ihnen melden möchten, welche freiwillig heimkehren wollten. Es meldeten sich gegen 10,000. Er gab ihnen tüchtige Führer, und entließ sie, nochmals reich beschenkt, mit Thränen im Auge.

## § 11.
## Sein früher Tod.

Nachdem Alexander eine Zeitlang geschwankt, welche von den zwei genannten Städten er zu seiner Hauptresidenz wählen sollte, entschied er sich doch endlich für Babylon, um ihres alten Namens willen. Hier also sollte der erhabenste Thron stehen, den je die Erde getragen, auf dem er noch ein halbes Jahrhundert lang, auf dem seine Kinder und Enkel nach ihm bis in ferne Jahrhunderte majestätisch und glückselig herrschen sollten. Vorher aber, ehe er sich nämlich auf den Thron geruhig niederließ, wollte er doch sich und den Nachkommen das Reich noch ein wenig vergrößern. Er will zuerst noch Arabien, das Land der Würze, und dann noch ein Stück Afrika's oder den ganzen Welttheil unterjochen. Dazu machte er seine Vorbereitungen zu Babylon.

Aber wie singt Luther? „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen!" Das traf zuerst bei seinem nächsten Freunde, bei seinem „Patroklus" (des Achilleus trauter Waffengefährte s. IV. 4.), bei Hephästion zu, welchen er mehr als alle Menschen, ja mit einer schwärmerischen Liebe liebte. Dieser starb unvermuthet an einem Fieber hin. Alexander wurde von seinem Hingang tief erschüttert. Er ließ ihn auf einem hohen, mit dem köstlichsten Schmucke behangenen Scheiterhaufen, der 12,000 Talente kostete, verbrennen, und zu seiner Todtenfeier 10,000 Stiere opfern. Aber der tiefe Gram seines Herzens blieb.

Vielleicht daß der arme Heide diesen Gram durch Wein mildern wollte. Nicht lange darnach, bei einem Nachtschmaus, übernahm er sich im Trunk, in Folge dessen auch er von einem bösen Fieber ergriffen wurde, das ihn

nach qualvollen Leiden am zehnten Tage, im 33. Jahre seines Alters, zum unaussprechlichen Leidwesen seiner Macedonier dahinraffte, 323, den 11. Juni. Sie umstanden während der Krankheit den Palast, und ließen sich zuletzt nicht mehr abhalten, ihren großen König noch einmal zu sehen. Sie wurden eingelassen. Mann für Mann zogen sie still an seinem Sterbelager vorüber, und er grüßte sie, der gewaltige Welteroberer, mit schwachem Kopfneigen! „Wen suchen wir, der Hilfe thut, daß wir Gnad erlangen?"

Alexanders Gebeine wurden in der von ihm erbauten egyptischen Stadt Alexandria beigesetzt. — Was war nun aber das Größte, das dieser große König auf Erden ausrichtete? Daß durch ihn die griechische Sprache überall bekannt und so die Sprache der alten Welt wurde. Er förderte ihre Kenntniß auf's Eifrigste, um durch sie griechische Bildung unter die Barbaren zu bringen. Aber Gottes Rath und Wille war es, daß das Wort des Neuen Bundes darin niedergelegt und in dieser nun allbekannten Sprache verbreitet werde.

## § 12.

## Zersplitterung des macedonischen Weltreichs.

Die dritte Weltmonarchie war die bis jetzt größte, aber auch die kürzeste; sie bestand unter einem einzigen Herrscher wenige Jahre, dann stob alles auseinander.

Alexander hatte sterbend seinen Siegelring dem Marschall Perdikkas übergeben, ohne ein Wort über die Nachfolge im Regiment zu sagen. Da er nun einen, jedoch etwas geistesschwachen Bruder mit Namen Arrhidäus, und seine Gemahlin Roxane in Schwangerschaft hinterließ, welche bald darnach ein Söhnlein, den Alexander Aegos, gebar, so wurde wohl zuerst von Perdikkas im Verein mit Leonnatus, Kraterus und Antipater für diesen seinen Sprößling und seinen Bruder zusammen eine Reichsverweſung geführt. Allein dieselbe dauerte gar nicht lange; Alexanders Große, außer den Genannten noch Ptolemäus, Seleukus, Antigonus, Lysima-

chus und Andere, suchten für sich selbst Herrschaften zu gewinnen und jeder von seiner ungeheuren Länderhinterlassung soviel als möglich an sich zu reißen. Da gieng es denn nun schrecklich wüste zu. 22 Jahre lang führten sie stete Kämpfe untereinander, während welcher der Aegos und Arrhidäus ermordet und Alexanders ganzes Geschlecht, auch bis auf das letzte weibliche Glied, rein ausgetilgt wurde.

Man nennt diese Zeit die der Diadochen- oder Nachfolger-Kämpfe. Sie sind zu unfruchtbar und zu verworren, als daß hier davon geredet werden könnte. Ich melde nur, daß nach einer großen Schlacht bei Ipsus im J. 301 endlich vier größere Reiche aus dem grausigen Durcheinander hervortraten, wie das schon Daniel (8, 21. 22.) geweissagt hatte, nämlich Egypten, Syrien, Macedonien und Thrazien, deren Beherrscher sogleich den Titel „Könige" annahmen. Daneben entstanden noch viele kleinere Reiche: Bithynien, Pontus, Kappadocien, Armenien, Atropatene, Parthien, Baktrien und mehr. — So zersplitterte das große Alexandersreich. Ich berichte nur noch etwas von zwei Stücken desselben, von Egypten und Syrien; von dem erstern, weil dieser Splitter am meisten glänzt, und von dem letztern um des Volks der Wahl willen, das unter ihm und mit ihm noch einen merkwürdigen Theil seiner Geschichte hat.

## Egypten.

Dieses erhielt Alexanders berühmter Feldherr Ptolemäus I. Lagi. Er regierte 40 Jahre lang, und unter ihm ward also das alte Egypten wieder ein selbständiges Reich. Nach ihm regierte sein Sohn Ptolemäus II. Philadelphus 38 Jahre. Diesem folgte wiederum der Sohn Ptolemäus III. Euergetes, und regierte 24 Jahre. Das waren drei kluge, milde, treffliche Regenten nacheinander; unter ihnen wurde Egypten „das damals blühendste Land der Erde" und stand ein volles Jahrhundert lang in seiner schönen Blüthe, 323—221.

Alle drei Könige liebten Kunst und Wissenschaft, und

pflegten sie mehr als dazumal irgend ein Fürst der Erde. In der mehrerwähnten Stadt Alexandria, der nunmehrigen Hauptstadt Egyptens, ward ein Museum, d. i. ein Gelehrtenhaus errichtet, darin kenntnißreiche Männer jeder Nation Aufnahme fanden und auf Königskosten unterhalten wurden. Hier strömten die Gelehrten aus allen Ländern zusammen, darum sich auch zu Alexandria morgenländische und abendländische Weisheit am meisten vermischten. Hier wurde auch eine Bibliothek angelegt, welche die größte der ganzen Welt war. Was von Büchern bisher in der alten Welt geschrieben war und aufgefunden werden konnte, das kauften die Ptolemäer in der Urschrift oder doch in Abschrift zusammen. Darunter befand sich auch die heilige Schrift Alten Testamentes, und diese mußte noch von 70 gelehrten Juden aus dem hebräischen Grundtext in's Griechische übersetzt werden, welche Uebersetzung die Septuaginta heißt. Es lagen in der Alexandrinischen Bibliothek nicht weniger als 700,000 Bücherrollen.

Handel und Gewerbe wurde von den Ptolemäern gleichfalls eifrig gefördert und mächtig emporgebracht. Alexandria ward der Hauptstapelplatz der ganzen Welt; von Morgen und Abend, von Mittag und Mitternacht liefen da die Handelswege zusammen. Zur Sicherheit des Ein- und Auslaufs der Schiffe auch bei Nachtzeit ließ schon Ptolemäus I. einen majestätischen Pharus (Leuchtthurm) am Hafen bauen. Er war 400' hoch und fast so breit, von weißem Marmor, in acht Stockwerken übereinander, mit prächtigen Gallerieen herum. Oben brannte allnächtlich ein solches Feuer, daß es auf viele Stunden weit das Meer erhellte. Auch ein großer Metallspiegel war oben, darin man die kommenden Schiffe schon sah, wenn sie mit bloßem Auge noch nicht bemerkt werden konnten.

Unter den folgenden Königen, lauter Ptolemäern, sank das egyptische Reich wieder. Wir werden bei der römischen Geschichte noch von ihm hören.

## Syrien und die Juden.

Der erste Beherrscher des Königreichs Syrien war ein anderer Feldherr Alexanders, Seleukus, von dem seine Nachkommen auf dem syrischen Throne, wenn sie auch für sich selbst einen andern Namen führten, zusammen „die Seleuciden" genannt werden. Sein Reich gieng bis tief in Asien hinein, es umfaßte auch Babylon; aber nach seinem Tode wurde es sehr geschwächt. † 282.

Der berühmteste unter seinen Nachfolgern ist Antiochus der Große, von 224—187. Er dehnte die syrische Herrschaft wieder weit aus, und brachte auch das jüdische Land dazu, welches anher zu Egypten gehörte. Zuletzt jedoch bekam er mit den Römern Händel, welche wir bei der Geschichte derselben erzählen werden, was ihm und seinem Reiche zu empfindlichem Nachtheil gedieh.

Während er nun die Juden sehr gütig behandelt und bei ihrem Glauben beschützt hatte, warf sein Sohn Antiochus Epiphanes (der Edle) einen grimmigen Haß auf sie, ließ sie ausrauben und zu vielen Tausenden hinschlachten oder in die Sklaverei verkaufen; ja er beschloß, wenn nicht das jüdische Volk, doch den jüdischen Glauben völlig auszurotten. Er verbot die Beschneidung, die alttestamentlichen Opfer, die Sabbathsfeier, kurz den ganzen Mosaischen Gottesdienst. Die heiligen Schriften hieß er wegnehmen, wo man sie fand, und verbrennen. Dagegen ließ er im Tempel einen neuen Altar mit dem Zeusbilde aufstellen, und im ganzen Lande Götzenbilder aufrichten, wovor das Volk von nun an seinen Gottesdienst verrichten sollte, 168. Wer den Götzen nicht opfern wollte, der mußte sterben, und wer dem wahren Gotte nach Väterweise diente, der mußte auch sterben.

Viele der Juden unterwarfen sich dem Willen des fürchterlichen Königs, doch nicht alle. Es gab schöne, rührende und erhebende Exempel der Glaubenstreue. Der alte Gesetzlehrer Eleasar ließ sich nicht zwingen heidnisch zu leben, sondern wollte lieber ehrlich sterben. Und da

sie mit seinem eisgrauen Haupte und seinen Antlitz Mitleid hatten und ihm zuredeten, nur zum Scheine dem königlichen Gebot sich zu fügen, auf daß er sein Leben errette, sprach er: „Schickt mich unter die Erde, denn es stünde meinem Alter übel an, zu heucheln und damit die Jugend zu verführen." — Sieben Söhne Einer Mutter wurden nach einander gräßlich gemartert, um sie von ihrem Glauben abfällig zu machen. Aber sie hielten standhaft aus und trösteten sich ihres Gottes im Himmel und des ewigen Lebens nach der kurzen Marterzeit; sie ermahnten sich untereinander zur Standhaftigkeit, und am beweglichsten ermahnte sie die Mutter dazu, welche als ein Wunder Gottes dabeistand, stark und groß bei dem unaussprechlichen Jammeranblick. Und alle Sieben und zuletzt auch die Mutter ließen sich auf's Grausamste hinmorden, ehe sie der heiligen Religion der Väter untreu wurden.

Hier sehen wir aber, wie ein armes Menschenkind, dieser Antiochus, der Edle, der seinen Beinamen so schlecht verdiente, gegen den Ewigen ankämpft. Denn er will den alten Bund zerstören, und der ist doch von Gott aufgerichtet, und muß bleiben, bis der neue gekommen ist in Christo Jesu. Darum aber muß der ruchlose Anschlag vernichtet und das elende Menschenkind gerichtet werden.

Ein alter Priester, Mattathia, widersetzte sich dem königlichen Befehl mit Gewalt, und mit Hilfe seiner fünf kräftigen Söhne und eines großen Anhangs von Juden kämpfte er glücklich gegen des Tyrannen Schaaren, 167. Und da der Alte gestorben war im nächsten Jahre, gelang es seinem tapfern Sohne Juda, genannt Makkabi, d. h. der Hammer, von dem das ganze Geschlecht das der Makkabäer heißt, die Syrer fortzujagen und den alttestamentlichen Gottesdienst im Lande wiederherzustellen, 165. Antiochus aber starb in Trostlosigkeit und Verzweiflung, 162. Die Syrer kriegten noch fort, aber unter Mattathiä Enkel, dem Johannes Hyrkanus, wurden die Juden von ihnen völlig frei und wieder zu einem selbständigen Staate, 130, welcher gegen 70 Jahre bestand. Dann kamen sie unter die Botmäßigkeit der Römer.

Erwähnen wir gleich hier, daß s. 250 die Parther in Chorasan unter einem König Arsakes sich erhoben, die alte Zendreligion wieder hervorzogen und das syrische Reich stetig beschränkten, bis zuletzt das ganze Werk Alexanders im innern Asien, die Verbreitung des Hellenismus, vernichtet war.

Das vierte Weltreich tritt jetzt auf unsern Schauplatz, bei dessen Geschichte wir aber natürlich von vorne, und darum in frühere Zeit zurücksteigend, beginnen müssen.

---

## X. Das römische Weltreich.

Wir gehen noch mehr nach Abend herüber, und Italien wird der Schauplatz unserer nunmehrigen Geschichte.

Italien (das „Rinderland") ist eine Halbinsel, welche die Gestalt eines Stiefels mit einem Sporen hat. Es ist 300 Stunden lang und in der Mitte 60 Stunden breit. Es wird im Norden von den Alpen begrenzt, nach den drei andern Himmelsgegenden aber vom Mittelländischen Meer umspült, das hier im Besondern gegen Osten das Adriatische, gegen Süden das Jonische, gegen Westen das Tyrrhenische Meer heißt.

Das ganze Land theilt sich in: Oberitalien, von dem aber zu merken, daß es die Römer nicht zu Italien selbst rechneten, sondern noch zu Gallien, und es Gallia Cisalpina d. i. das diesseits der Alpen gelegene Gallien nannten, — Mittelitalien oder das eigentliche Italien, — und Unteritalien oder Großgriechenland. Jeder dieser drei Theile befaßte wieder einige oder mehrere Landschaften, und zwar Oberitalien: Liguria westlich, dann Gallia Transpadana und Gallia Cispadana, d. i. das jenseits und diesseits des Postroms gelegene (Cisalpinische) Gallien;

Mittelitalien: Etruria, Latium und Campania westlich, Umbria, Picenum und Samnium östlich; — Unteritalien: Lucania und Bruttium westlich; Apulia und Calabria östlich. Eine solche einzelne Landschaft war mehrentheils wieder von verschiedennamigen Völkerschaften bewohnt.

Oben von den westlich gelegenen Seealpen her läuft durch das ganze Mittel- und Unteritalien bis in die Fußspitze hinab das Gebirg der Apenninen, welches an seinen höchsten Punkten 8—9000 Fuß ansteigt. Abgesondert davon, nahe am Tyrrhenischen Meer, an der Scheide zwischen Mittel- und Unteritalien, steht der 3000 Fuß hohe feuerspeiende Berg Vesuv, welcher schon in alter Zeit furchtbare Ausbrüche hatte. — In Oberitalien gibt es größere und wunderschöne Seen, den Lago maggiore, (lateinisch lacus Verbanus), den Comersee (lacus Larius) ꝛc. Die drei bedeutendsten Flüsse sind: der Po (Padus), welcher Oberitalien in der Mitte von Westen nach Osten durchströmt, die Etsch (Athesis), welche nördlich vom Po ihren Lauf, wie dieser, nach dem Adriatischen Meere nimmt, und die Tiber (Tiberis) in Mittelitalien, die in's Tyrrhenische Meer fällt.

Das Land ist wohl auch hin und wieder, namentlich im Gebirge, rauh und öde; aber zumeist enthält es herrliche Gefilde voll Fruchtbarkeit und voll der edelsten Früchte.

Es ist das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glüh'n ꝛc.

Zu Italien rechnet man noch die drei westlich nahe liegenden Inseln: Sicilien, die schönste und größte des Mittelmeers, mit dem 10,000 Fuß hohen Feuerberg Aetna, Sardinien, Korsika.

Schon in uralter Zeit war Italien von einer Menge einzelner Völkerschaften besetzt, welche von Osten und Norden her eingewandert waren. Erst im Südosten die Japyger, die sich später leicht hellenisiren ließen; dann die eigentlichen Italer (auch Opiker), nahe verwandt mit den griechischen Stämmen, aber ohne deren Drang zu

Spiel und Kunst, den ernsten Sinn auf Klugheit, Reichthum und Kraft gerichtet. Im Norden die betriebsamen Etrusker (Trusker, Tusker), ein gebildetes Volk, das seine Städte in malerischen uneinnehmbaren Gebirgslagen baute mit Straßen und Kanälen, und dabei Jahrhunderte lang das Meer beherrschte, bis Hiero von Syrakus a. 474 ihnen eine entscheidende Niederlage beibrachte. Ihre Gräber gleichen den Wohnungen der Lebenden, sie zeigen in geschnitzten Decken und bemalten Wänden die Wettrennen, Faustkämpfe und Theaterdarstellungen, die man im Jenseits zu genießen gedachte, mit Schutzgeistern und Sinnbildern der Unsterblichkeit. Da liegen die Todten, gekleidet wie im Leben, auf Bronzebahren oder in schöngeformten, geschmackvoll bemalten Vasen, und neben ihnen große Schätze.

## § 1.
## Entstehung Roms.

Wir müssen jetzt weit in der Zeit zurückgehen, bis ins 12. Jahrhundert vor Christo. Und der Anfang der römischen Geschichte vermischt sich wieder mit der Sage.

Bei dem Brande Trojas (IV. § 4.) und dem Würgen der Griechen dort gelang es einem Trojanischen Prinzen, Namens Aeneas, mit einer Schaar seines Volkes auf Schiffen zu entfliehen. Nach langer verhängnißvoller Irrfahrt landete er endlich an Latiums Gestade, wo er ruhige Wohnsitze fand. Sein Sohn Askanius baute die Stadt Alba Longa (Lang-Alba), welche die erste unter den 30 selbständigen Städten Latiums wurde.

Im 8. Jahrhundert v. Chr. herrschte zu Langalba Numitor, noch aus des Aeneas Geschlechte. Er wurde durch seinen jüngern Bruder Amulius vom Throne verdrängt. Dieser ließ ihn selbst, da er ungefährlich schien, als Privatmann leben, tödtete jedoch seinen Sohn, und machte seine Tochter Rhea Silvia zu einer Priesterin der Vesta, als welche sie Jungfrauschaft zu halten verbunden war, damit er keine rächende Nachkommenschaft des Entthronten zu fürchten habe. Allein es gelang ihm nicht.

Die Vestalische Jungfrau gebar, wie es hieß, vom Gotte Mars, Zwillingssöhne. Dafür wurde sie ertränkt. Den Knäblein aber ergieng es wie dem kleinen Moses, sie wurden in einer Wanne ins Wasser gesetzt. Von ungefähr war damals die Tiber über ihre Ufer gestiegen, so daß der königliche Diener die Wanne nur ins ausgetretene Wasser setzen konnte, und als dieses sich schnell verlief, blieb sie auf dem Trockenen stehen. Die Kleinen wurden hungrig und schrieen erbärmlich; da war kein Mensch, der sie nährte; aber eine Wölfin lief aus dem Walde herbei und säugte sie. Ein Hirte, Faustulus, kam zu dem seltsamen, rührenden Auftritt; er nahm die Kinder und trug sie seiner Frau heim, die sich ihr besonderes Wohlgefallen an ihnen ersah und sie sorglich pflegte. Wo sie herstammten, nun das brachten sie auch heraus.

Indessen wuchsen die Knaben, welche Romulus und Remus genannt wurden, — ihr erinnert euch dabei an des großen Cyrus Jugendgeschichte — als Hirtensöhne auf. Und sie wurden auch so muthige Jünglinge, daß sich ihre Genossen bei allen Zügen gegen wilde Thiere und gegen das Raubgesindel der Gegend von ihnen anführen ließen.

Die trotzigen Jünglinge beleidigten aber auch einstmals Numitors friedliche Hirten. Diese stellten ihnen nach, fiengen den einen, den Remus, und führten ihn vor den Numitor. Jetzt redete der geängstete Faustulus; er entdeckte dem Romulus seine und des Bruders wahre Abkunft; Numitor erfuhr sie auch. Da ward nicht gestraft, sondern ein Bund geschlossen. Die beiden Jünglinge sammelten heimlich eine Schaar Tapferer, überfielen damit unversehens den Kronräuber Amulius, tödteten ihn und setzten den Großvater wieder auf den verlorenen Thron.

Darauf baten sie von demselben, an dem Orte, wo sie ausgesetzt worden waren, eine Stadt bauen zu dürfen, wozu er ihnen gern die Erlaubniß gab und sie mit den nöthigen Hilfsmitteln versah. Zu ihrem bereits zahlreichen Anhange schlugen sich noch Viele aus dem Lande umher, und selbst eine beträchtliche Anzahl Bürger von Alba,

welche sich mehr zu den Enkeln als zu dem Großvater hingezogen fühlten, und die Letzterer willig ziehen ließ. So ward dort am gelben Tiberfluß in einer waldigen Gegend, wo 7 Hügel nahe an einander lagen, der Bau der Stadt Rom begonnen, welche späterhin, als sie sich über alle diese Berge ausgebreitet hatte, die Siebenhügelstadt beigenannt und an äußerlicher Macht und Pracht die erste Stadt der Welt geworden ist. Jetzt aber wurde, unter Gebet zu den Göttern, noch erst ein bescheidener Raum mit dem Pfluge umfurcht, auf welchem sich ein unansehnlicher Ort mit niedern Mauern erhob. Es war im Jahr 754 v. Chr., um die Zeit da Jesaia in Juda auftrat. Gewiß wurde die Stätte gewählt, weil sie die Vortheile fester Lage und die Nähe einer dem Handel günstigen Flußmündung vereinigte.

## § 2.

### Romulus, der erste römische König. (753—717.)

Das erste Rom ist fertig. Aber „Einer sei Herrscher," sprachen sie — wer soll es sein? Man wußte nicht, ob Romulus, ob Remus zuerst geboren war. Darum sollten die Götter entscheiden; und jene Menschen nahmen aus dem Vögelflug der Götter Willen ab. So stellte sich nun Romulus auf den Palatinischen, Remus auf den Aventinischen Hügel; und sie warteten auf der Götter Entscheidung. Siehe, da flogen von der glücklichen Rechten 6 Geier über den Remus hin; und die um ihn her begrüßten ihn frohlockend als König. Aber siehe, gleich darnach flogen 12 Geier, und auch von der Rechten her, über den Romulus hin, und es blitzte und donnerte dazu; und die ihn umgaben, jauchzten ihm als dem vom Himmel erwählten Könige zu. Darüber entspann sich Streit zwischen den beiden Parteien, in welchem Remus erschlagen ward. Nun war freilich Romulus Herrscher; des Bruders Leiche war Allen der deutlichste Götterausspruch, daß Er's sein sollte. Aber „mit Bruderblut wurde der neue Staat eingeweiht," und damit Rom als ein

rechter Streithorst angekündigt. — Ich habe schon so viel von Krieg und Streit berichtet, daß ich gern wenig mehr davon erzählen möchte; aber da müßte ich aufhören, die Geschichte der Menschheit zu erzählen, denn diese ist Krieg und Streit. Und gerade die Geschichte der Römer zeichnet sich dadurch aus, und ihr würdet kein treues Bild von ihr empfangen, wenn ich zu viel davon verschweigen wollte.

Die Staatseinrichtung des jungen Roms war im Hauptsächlichen also: Der König nahm einen aus den besten Bürgern gewählten Senat an die Seite, dessen Rath er hören sollte, ehe er etwas Wichtiges beschloß und unternahm. Dieser Senat bestand anfänglich aus 100 Mitgliedern, Senatoren; die Zahl derselben stieg aber mit der schnellen Vergrößerung Roms bald auf 300. Das Volk wurde in 3 Tribus (Abtheilungen) und jede Tribus in 10 Curien (Unterabtheilungen), also das ganze Volk in 30 Curien geschieden, wonach es sich auf dem Markte zu versammeln hatte. (Die Zahl der Tribus hat weiterhin auch sehr zugenommen.) Die Volksversammlungen hießen Comitien. An sie wurden die wichtigsten Angelegenheiten, die Frage über Krieg und Frieden u. dergl. gebracht, und das Volk gab blos mit Ja oder Nein seinen Willen zu erkennen, nach welchem jedoch der König sich richten sollte. Der römische König war also kein unumschränkter Herrscher, wie auch sein Thron nicht erblich. Nach seinem Tode sollte der Nachfolger vom Volke frei gewählt werden, falls der Vorgänger ihn nicht ernannt hatte.

Uebrigens stand auch die Religion mit den Staatsangelegenheiten in enger Verbindung; es wurde nichts von einigem Belang vorgenommen, ohne vorher die Götter um ihren Willen zu befragen, den man namentlich wie aus dem Vögelflug, so aus den Eingeweiden der Opferthiere zu erkennen meinte. Die Männer, welche den Vögelflug deuteten, hießen Augurn, die welche aus den Thiereingeweiden weissagten, Haruspices.

Die auf Lebenslang gewählten Senatoren wurden

wegen ihres reifern Alters und Ansehens patres, Väter, genannt. Davon empfiengen die sämmtlichen Glieder ihrer Familien den Namen Patricier. Dieser Name gieng aber auch unmerklich auf die andern vornehmen Römer über. Die Patricier bildeten nun mit der Zeit einen Geschlechtsadel, dem das andere geringere Volk unter dem Namen Plebejer, d. h. gemeine Leute gegenüberstand.

Wiewohl Romulus schon ein ziemlich Volk unter sich hatte, war es ihm doch zu wenig. Um es rasch zu vermehren, machte er Rom zu einem Asyl, d. h. er erklärte es für eine Freistätte, wo Alle, wer und was sie seien, Aufnahme finden sollten. Da liefen denn solche, denen es wegen Schulden oder verübter Verbrechen in ihrer Heimat nicht mehr geheuer war, sodann auch mit ihren heimischen Verhältnissen Unzufriedene von allen Seiten herbei, und Roms Bevölkerung wuchs mächtig. Aber freilich kamen auch allerlei Leute, und nicht immer die besten, dortselbst zusammen. Indessen scheint es, daß sich die Nichtsnutzigen, vielleicht vornehmlich durch die Einwirkung des folgenden Königs, gebessert haben; denn die Römer der Anfangszeit waren im ganzen doch viel löblicher als die spätern.

Es ergab sich aber im jungen Staat ein fühlbarer Uebelstand, daß es nämlich sehr an Weibern fehlte. Romulus schickte Gesandte an die benachbarten Städte und Völker, um sich Jungfrauen zu Gattinnen für seine Römer auszubitten; allein sie waren als ein aus allen Winden zusammengelaufenes, zum Theil aus offenbaren Taugenichtsen bestehendes Volk in üblem Geruch, und die Heirathsanträge wurden verächtlich zurückgewiesen. Da half Romulus mit List und Gewalt. Er veranstaltete ein glänzendes Fest mit neuen Kampfspielen zu Ehren des Meergottes und ließ Einladungen hiezu an alle Nachbarn ergehen. Diese wurden nicht verachtet; neugierig und schaulustig kamen sie in Menge mit Weib und Kind herbei. Die Festspiele beginnen und Alles ergötzt sich; aber wie

Alle im besten Schauen sind, stürmen plötzlich die römischen Jünglinge mit bloßen Schwertern unter die Gäste und rauben sich die Mädchen weg, während die Andern erschrocken fliehen. So wurden viele Römer beweibt.

Wohl treibt der Zorn über diese schmähliche That die Leute von Cänina, Antemna und Crustumerium zum Krieg gegen Rom. Allein sie werden nach einander besiegt. Doch geht Romulus ganz glimpflich mit den Besiegten um; sie müssen nur nach Rom übersiedeln, wo sie mit allen Ehren römische Bürger werden.

Nach diesen kleinen zog aber ein mächtigeres Volk aus den nordöstlich von Latium wohnenden Sabinern heran, die geraubten Töchter zu holen und die frechen Räuber zu züchtigen; und es kam vor den Mauern Roms zu einer heftigen Schlacht. Wie sie jedoch auf's Erbittertste streiten und der Sieg hin und her schwankt, siehe — da stürzen plötzlich die jungen Sabinerinnen in Trauerkleidern mit fliegenden Haaren und Wehegeschrei zwischen sie hinein, flehen hier ihre Männer an, sie sollten doch nicht das Blut ihrer theuern Erzeuger vergießen, dort ihre Väter, sie sollten doch nicht ihre lieben Ehemänner erwürgen, bei denen sie bleiben wollten, und die gar nicht so schlecht wären; und siehe, da stecken alle die Schwerter in die Scheide. Die Sabiner sind gerührt und reichen den Römern die Hand zum Frieden. Ja sie entschließen sich, Ein Volk mit ihnen zu werden, holen Weib und Kind und all ihre Habe, und bauen sich zu Rom an. Die Römer aber geben ihnen nicht blos volles Bürgerrecht, mit der Fähigkeit, in den Senat zu treten, sondern sie legen sich auch von Cures, der Hauptstadt dieses Sabinischen Stammes, den Zunamen „Quiriten" bei.

Auf solche Weise nahm denn freilich die Volkszahl Roms gleich anfangs außerordentlich zu. Auch noch eine Schaar aus den nördlich wohnenden hochangesehenen Etruskern gesellte sich zu ihnen.

Romulus regierte 36 Jahre. Er führte noch mehrere glückliche Kriege. Das war sein Hauptthun, die Macht

des jungen Staates zu vergrößern. Er starb im J. 717, aber nicht in der Schlacht, nicht auf dem Bette. Er musterte sein Heer, das schon viele Tausende zählte; da brach ein furchtbares Gewitter aus, wo Blitz und Donner grausig durch einander arbeiteten, und als es vorüber war, sah man ihn nicht mehr. Etliche argwohnten, er sei von feindseligen Senatoren während des Wetters umgebracht und auf die Seite geschafft worden. Es trat aber ein Römer, Proculus, auf und meldete: Romulus sei ihm erschienen und habe ihm geoffenbart, er sei im Gewittersturm unter die Himmlischen erhoben worden, sei nun ein Gott und heiße Quirinus; seine Römer sollten ihn unter diesem Namen anbeten und tapfer sein, so würde ihre Herrschaft groß werden. Das Volk glaubte und betete hinfort seinen König als Schutzgott Quirinus an.

## § 3.

## Numa Pompilius, der zweite römische König.

(715—672.)

Nach einer vom Senate geordneten Zwischenregentschaft, welche über ein Jahr dauerte, wurde Numa Pompilius, aus Sabinischem Geblüte, zum König erwählt. Ein bisher in der Stille lebender Mann, der die Wahl gar nicht annehmen wollte und nur durch dringendes Zureden seiner Freunde bewogen wurde, den elfenbeinernen Stuhl zu besteigen. Ein ungewöhnlicher Mann, als Heide mit einem Edelsinn und einer Lindigkeit des Wesens, daß man sich nur verwundern muß.

Er pflegte vor allem die Religion, denn er erkannte, daß er nur durch sie sein rauhes wildes Volk zähmen und mildern könnte. Zu den schon vorhandenen Tempeln des Jupiter, Mars ꝛc. baute er neue, z. B. einen der Vesta, der Göttin des häuslichen Glückes, darin die priesterlichen Jungfrauen das ewige Feuer unterhalten mußten, — einen andern dem Gotte Janus, der in allen Dingen den Anfang segnen mußte, dessen Bildsäule mit zwei Gesichtern nach Morgen und Abend schaute,

an dessen Tempel die Thüren in Kriegszeiten offen, in Friedenszeiten geschlossen waren. Die Römer hatten die griechischen Götter mit lateinischen Namen, aber noch andere dazu. Numa machte sogar die Treue, lat. fides, zu einer Gottheit, bei welcher man Redlichkeit im Handel und Wandel schwören mußte. — Er setzte einen Oberpriester (Pontifex maximus) und eine Menge von Priestern in verschiedenen Ordnungen, und gebot ihnen, ihres Amtes mit aller Sorgfalt zu warten. Die wichtigsten heiligen Handlungen vollzog er aber in eigener Person. Er ordnete Feiertage, unblutige Opfer, heilige Gesänge, religiöse Umgänge ꝛc. an, und ließ allen Gottesdienst vom Volke mit größter Andacht verrichten. Das drückte sich dem Volke so tief ein, daß es noch lange nach ihm seinen heidnischen Gottesdienst mit äußerster Gewissenhaftigkeit übte. Möchten wir des lautern Gottesdienstes mit ähnlichem Ernste wahrnehmen.

Numa erkannte, daß vom häuslichen Leben als der Wurzel, die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft ausgehe. Er erklärte den Ehebund für besonders heilig, der nicht ohne die schwerste Sünde gebrochen werden könne, und ermahnte die Ehegatten zu einem schönen Zusammenleben und zu einer guten Kindererziehung. Er sah namentlich beim weiblichen Geschlechte auf Zucht und Ehrbarkeit. Das mußte sich sittsam kleiden, vom Wein enthalten, von männlichen Händeln fern bleiben, im häuslichen Kreise walten, die Männer lieb haben und ihnen gehorsam sein. Hinwieder aber waren die Weiber der Römer keine Sklavinnen ihrer Männer, wie im Morgenland, auch nicht so gering geachtet wie bei den Griechen; sie wurden von ihren Männern werthgeschätzt und hochgehalten.

Numa erbarmte sich auch der armen Sklaven. Er sah darauf, daß sie nicht allzuhart behandelt würden; und um ihnen ihr trübseliges Loos wenigstens auf eine kurze Zeit im Jahre vergessen zu machen, führte er das Fest der Saturnalien ein, wo ein paar Tage lang

sie die Herren spielen durften und ihre Herren ihnen aufwarten und die besten Gerichte und Getränke auftragen mußten.

Das Volk gab sich allen seinen Anordnungen besonders darum so willig hin, weil er öfters einen heiligen Hain bei der Stadt besuchte, wo an einer Quelle die Göttin (Nymphe) Egeria wohnen sollte, von welcher er, glaubte es, seine Weisheit und die Offenbarung seiner heilsamen Einrichtungen empfienge. Wunderbarlich gieng von ihm auf sein rauhes kriegerisches Volk ein Geist der Milde und des Friedens aus. Und auch die umliegenden Völker wurden von diesem Geiste angefaßt. Er war der Salomo der Heiden. So lange er lebte, war der Janustempel geschlossen. Kein Krieg und Kriegsgeschrei störte die Ruhe des Staates. Aber Ackerbau und Gewerbe gediehen fröhlich.

43 Jahre lang regierte er glücklich und im Segen. Als er beerdigt wurde, folgten nicht nur seine Römer, sondern auch Abgeordnete aller benachbarten Völker der Asche „des Hochverehrten" weinend zu Grabe.

## § 4.

## Tullus Hostilius, der dritte römische König.

(672–640.)

Sein Nachfolger Tullus Hostilius war ganz ein anderer, noch wilder als Romulus. Seine Lust war Krieg und Kriegsgetümmel. Kaum hatte er das Regiment, so wurden die einander gegenüberstehenden Thüren des Janustempels aufgerissen, daß der Wind hindurchfuhr, der auch den empfangenen Friedensgeist der Römer bald verwehte.

Er brach die Gelegenheit vom Zaun, mit der Mutterstadt Alba Longa anzubinden. Als sich schon beide Heere in Schlachtordnung gegenüberstanden, rief ihm der Albanische Führer Mettus Fuffetius zu: sie sollten verwandtes Blut schonen und lieber durch Zweikampf entscheiden lassen, welche Stadt hinfüro über die andere

herrsche. Das wurde angenommen und feierlich beschworen, daß der besiegte Theil für alle Zukunft dem siegenden dienen solle. — Nun befanden sich in jedem Heere Drillingsbrüder, die Römischen „Horatier," die Albanischen „Curiatier" genannt. Diese wurden zum Kampf ausersehen, welcher jetzt in der Mitte beider Heere stattfand. Nach längerem Gefechte fielen zwei der Horatier schnell übereinander hin, wobei das albanische Heer ein Freudengeschrei erhob, während das römische trauerte. Allein der übrige Horatier ist noch unversehrt, während alle drei Curiatier verwundet sind. Da fällt jener auf die List, scheinbar zu fliehen, um die Gegner zu trennen. Es gelingt; sie verfolgen ihn, aber ungleich, je nachdem sie mehr oder weniger von ihren Wunden gehindert sind. Plötzlich wendet sich der Horatier, greift rasch den nächsten an und stößt ihn nieder; dann eilt er auf den zweiten los und durchbohrt ihn; endlich naht er sich dem dritten und erlegt ihn mit leichter Mühe. Jetzt brechen die Römer in einen Jubelsturm aus, und die Albaner unterwerfen sich stumm ihrer Herrschaft.

Gleich nach dem Kampfe trug sich noch etwas Gräßliches zu, bezeichnend für des Römers Wesen, der um der Ehre seines Staates willen die theuersten Gefühle der Natur verleugnen konnte. Als der Horatier an der Spitze des römischen Heeres triumphirend zur Stadt zurückkehrte, begegnete er seiner Schwester, die mit einem der gefallenen Curiatier verlobt war. Sie zerraufte sich die Haare und wehklagte über den Tod ihres Bräutigams. Da stieß ihr der Bruder wüthend sein noch blutiges Schwert ins Herz, indem er ausrief: „So fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauert!" — Nach dem üblichen Recht wurde der Horatier zum Tode verurtheilt; aber sein alter Vater flehte, daß man ihn nicht seines letzten Sohnes berauben möchte, nachdem sich zwei dem Heile des Vaterlandes geopfert hätten; so wurde ihm das Leben geschenkt.

Nur sehr ungern trugen die Albaner das Joch; und

von ihrem Fürsten dazu angestiftet, ließen sie sich trotz ihres Eides in verrätherische Verbindung mit Roms Feinden ein. Da fiel Tullus Hostilius ergrimmt über sie her, und machte des Askanius Stadt nach 400jährigem Bestehen wüste. Alles Albanische Volk führte er nach Rom weg. Indessen schaarte er die Bürger den seinigen bei, und ihre Edelsten nahm er sogar in den Senat auf. Allen seinen Grimm schüttete er auf den Mettus Fuffetius, den Anstifter der Treulosigkeit, den er zwischen zwei Wägen binden und durch entgegengesetzt laufende Pferde auseinanderreißen ließ.

Rom aber sehen wir mit einem Male wieder erstaunlich vergrößert. Auch wurde es durch die Zerstörung Albalonga's das nunmehrige Haupt der Latinischen Städte; obwohl sich diese nicht willig vom Haupte leiten ließen.

Der wilde grausame König ward zuletzt vom Blitze getroffen, und verbrannte in seinem auflodernden Palaste mit seinen Kindern und Dienern.

## § 5.

## Ancus Marcius, der vierte römische König.

(640—616).

Auf die neuerwachte Kriegslust der Römer sollte wieder ein Dämpfer gesetzt werden. Der neue König Ancus Marcius zeigte sich sanft und mild, wie es sein Großvater Numa war. Er ließ sichs sehr angelegen sein, Ruhe im Innern und Friede nach Außen zu haben. Als er aber von etlichen ihn verachtenden Nachbarn angegriffen ward, trat er auch als Held auf, der sie mit starkem Arm niederlegte. Tausende von ihnen schaffte er nach Rom herüber, so daß von den sieben Hügeln einer nach dem andern mit Wohnungen bepflanzt und ein Stadttheil wurde.

Dieser Ancus Marcius baute die erste Brücke über die Tiber, eine hölzerne, pons Sublicius genannt. Ebenso legte er die erste römische Pflanzstadt an, indem er an der Mündung der Tiber die Hafenstadt Ostia gründete und mit römischen Bürgern bevölkerte.

Damals zog ein sehr reicher Mann, Namens Lucumo, nachher Lucius Tarquinius geheißen, aus der etrurischen Stadt Tarquinii mit Sack und Pack nach Rom. Daselbst machte er sich durch seine Freundlichkeit, Freigebigkeit und Klugheit viele Freunde. Selbst der König gewann ihn lieb, zog ihn näher an sich, und gebrauchte ihn zu manchen Unternehmungen, wobei er sich um König und Staat große Verdienste erwarb. Als nun der König zu sterben kam, bestellte er ihn zum Vormund seiner minderjährigen Söhne.

## § 6.

## Lucius Tarquinius Priscus, der fünfte römische König.

(616—578.)

Rom war ein Wahlreich. Zwar befand sich des Ancus Aeltester schon hübsch bei Jahren, und durch ein abermaliges Interregnum (Zwischenregierung) hätte die Herrschaft auf ihn übergeleitet werden können. Allein es mußte ja nicht sein, daß der Sohn dem Vater auf dem Throne folgte. — Der Vormund fühlte selbst einige Lust nach der goldenen Krone, und seine Frau, Tanaquil, fachte dieselbe noch stärker an; ja sie, die sich auf die Vögel verstand, behauptete geradezu, es könnte gar nicht anders sein, als daß er König würde. Denn da sie miteinander zuerst nach Rom hineingefahren, war der Königsvogel, ein Adler, aus den Lüften herabgeflogen, hatte dem Tarquinius den Hut vom Kopfe genommen, hatte sich mit demselben in die Höhe geschwungen, dann wieder herniedergesenkt und ihm den Hut wieder aufgesetzt. Damit sei ja deutlich angezeigt, sagte Tanaquil, was er noch werden sollte. So bewarb sich Tarquinius selbst um die königliche Würde, und das Volk ertheilte sie ihm.

Die Wahl war keine schlechte. Er traf neue, billige und zweckmäßige Einrichtungen in der Staatsverfassung; er erfocht glänzende Siege, über Latiner, Etrusker und Sabiner; und er führte, vornehmlich von der in seinen

glücklichen Kriegen gemachten Beute, großartige, gemeinnützliche und zum Theil recht wohlthätige Bauten aus.

Er legte das Forum, den ausgedehnten Marktplatz, an, wo die Comitien des großen Volks gehalten, das Forum, von dem aus späterhin die Schicksale dreier Welttheile bestimmt wurden. Er baute den Cirkus, eine mit Schausitzen eingeschlossene Rennbahn, in der sie ihre Uebungen und Wettspiele zu Roß und Wagen hielten. Er begann die berühmten Kloaken zu bauen, das sind unter Rom hinlaufende breite und tiefe Kanäle, so stark gewölbt, daß sie noch heute die schwersten Paläste und Kirchen tragen, Kanäle, durch welche der sumpfige Boden zwischen den Hügeln ausgetrocknet und aller Unflath aus der Stadt in die Tiber geleitet wurde. Er begann auch die Burg der Stadt, das Capitolium. (s. § 8.)

Das Ende dieses löblichen Königs, welcher zum Unterschied von einem späteren L. Tarquinius den Beinamen Priscus (der Alte) führt, ist kläglich. Er war 80 Jahre alt und dem Tode nahe. Die Söhne seines Vorfahren merkten, daß er sterbend keinen von ihnen, sondern einen Andern dem Volk zum Nachfolger empfehlen werde und sie also bei Erledigung des Throns abermals übergangen werden sollten; da ließen sie ihn durch Meuchelmörder tödten. Zwei Taglöhner erhoben einen Streit vor des Königs Wohnung, und riefen ihn zur Schlichtung ihres Handels heraus. Er kam, Friede zu machen. Während er nun die Klage des Einen anhörte, spaltete ihm der Andere mit der Axt das Haupt. Den Söhnen des Ancus half aber der schändliche Meuchelmord nichts. Die Thäter wurden ergriffen, beichteten, und jene flohen erschrocken von dannen.

## § 7.

## Servius Tullius, der sechste römische König.

(578—534.)

Der gemordete König hinterließ keinen Sohn, doch zwei Enkel von einem verstorbenen Sohne. Indessen

waren diese noch klein, konnten jedenfalls den erledigten Thron nicht besteigen. Er hinterließ aber auch einen Schwiegersohn, Servius Tullius, und dieser mußte König werden, das konnte nach der Ueberzeugung der Seherin Tanaquil gar nicht anders sein. — Dieser Servius nämlich, welcher mit seiner Mutter, einer gefangenen Fürstin, ins königliche Haus gekommen war, hatte einst als Knabe einen seltsamen Anblick gewährt. Er schlief; da sah man sein Haupt in hellen Flammen brennen, die mit seinem Erwachen verschwanden. Das konnte nichts anders bedeuten, als daß er einmal herrschen sollte. Deßhalb hatten ihn der König und die Königin aufs beste erziehen und erwachsen mit ihrer eigenen Tochter vermählen lassen. Er hatte sich dann auch schon als einen tüchtigen Regierungsgehilfen und tapfern Führer im Kriege bewährt.

Also machte die starke Tanaquil bei jenem schrecklichen Vorfalle schnell ihren Plan. Sie ließ den hingesunkenen Gemahl sogleich ins Haus schaffen und die Thüren desselben verschließen. Dann rief sie dem zusammengeströmten Volke aus dem Fenster zu: der König lebe noch und werde wieder genesen; unterdessen sollten die Römer, so befehle er, dem Servius Tullius als seinem Stellvertreter gehorchen.

Dieser erschien auch von Stund an im königlichen Aufzuge, und regierte im Namen des kranken Königes. Nachdem er das Spiel einige Zeit getrieben, eröffnete er dem Volk, der König sei leider gestorben; er erbot sich auch, nunmehr die Regierung in die Hände eines Andern niederzulegen. Allein er hatte sein Verweseramt gar wohl verwaltet, hatte namentlich schon den armen Bürgern so viele Schulden bezahlt, an dürftige Familien so schöne Staatsgüter vertheilt, daß das Volk ihn zum König wählte. Und er regierte gütig fort, und weislich und glücklich.

Unter seinen gepriesenen Einrichtungen ist besonders diese bemerkenswerth, daß er alle Bürger Roms nach ihrem Vermögen in fünf Klassen theilte, und darnach die Steuern von ihnen einhub und ihre Stellung im Heer bestimmte.

Die erste Vermögensklasse bestand aus solchen Bürgern, welche wenigstens 100,000 Asse, nach unserm Geld 2300 Thaler, Besitz hatten; woraus wir entnehmen können, daß die Römer der Vorzeit noch nicht sonderlich reich gewesen, wiewohl auch damals das Geld viel mehr Werth hatte als jetzt. Diese erste Bürgerklasse stellte die Reiter ins Feld; sie waren theils patricischen, theils auch plebejischen Geschlechts, und daraus ergab sich nun ein eigener Stand zwischen Senatoren und gemeinem Volk, der Ritterstand.

Servius Tullius that sonst noch manches, was ihm Lob und Ehre brachte. So wußte er die latinischen Städte enger mit Rom zu verbinden, und den benachbarten Etruskischen Städten die Obermacht Roms fühlen zu lassen. Dazu stand ihm freilich ein schönes Heer zu Gebote, indem die Zahl der römischen Bürger, was fast soviel hieß als der Soldaten, unter ihm bereits 83,000 erreichte.

Aber für den Betrug, damit er sich den Zugang zum Thron verschafft hatte, wurde er noch in später Zeit furchtbar gestraft. Als ein sehr dankbarer Sohn seiner Pflege- und Schwiegermutter Tanaquil, die ihm sogar noch zum Thron verholfen, verheirathete er seine beiden Töchter an die großgewordenen Enkel derselben. Die sanfte Tochter gab er dem wilden Lucius Tarquinius, die wilde dem sanften Aruns Tarquinius zur Gemahlin; so glaubte er das Heftige gleichsam zu mildern. Allein da täuschte er sich sehr. Die wilde Tullia und der wilde Lucius hielten sich für einander geschaffen, tödteten dieser seine Gattin, jene ihren Gatten, und heiratheten einander selbst; und er konnte es nicht verhindern. Aber dabei blieb es nicht. Lucius stiftete mit unzufriedenen Patriciern eine Verschwörung gegen den König, seinen Schwiegervater. Eines Tages trat er im Herrscherschmuck, von Bewaffneten begleitet, in die Rathsversammlung, setzte sich ohne weiteres auf den elfenbeinernen Stuhl und focht in einer langen Rede das gegenwärtige Regiment an, wie schlecht es sei. Das hört der königliche Greis; er eilt aufs

Rathhaus, will entrüstet den Frechen vom Thron herabziehen. Allein dieser umfaßt ihn mit den stärkern Armen, trägt ihn zum Saal hinaus und stürzt ihn die Treppe hinab. Mühsam richtet sich der Greis unten auf, will sich blutend heimschleppen. Da ereilen ihn nachgesandte Leute des Tarquinius, die ihn vollends tödten. Das alles erfuhr die wilde Tullia mit großer Freude. Sie läßt anspannen und fährt nach dem Rathhaus, um ihrem Gemahl zur Königswürde Glück zu wünschen. Auf dem Heimweg kommt sie durch eine enge Gasse; da liegt der Leichnam des Vaters quer herüber. Der Wagenlenker hält; er kann nicht ausweichen. Aber die unnatürliche Tochter gebietet ihm, nur frisch über die Leiche hinüber zu fahren, und sie kommt mit dem Blute des Vaters bespritzt in ihre Wohnung zurück.

## § 8.

## Lucius Tarquinius Superbus, der siebente und letzte römische König. (534—510.)

Lucius Tarquinius, der Jüngere, der Enkel des Priscus, saß auf dem Thron; es war Thatsache. Dieser empfieng den Beinamen Superbus, der Uebermüthige. Wie er durch eine Gewaltthat, ohne Wahl des Volkes, die Herrschaft erlangt hatte, so war seine Regierung eine fortlaufende Kette von eigenmächtigen, gewaltthätigen und grausamen Handlungen. Er achtete Staat und Comitien, Gesetz und Brauch nicht; er hob viele gute Einrichtungen seiner Vorgänger wieder auf; trieb unmäßig erhöhte Steuern ein, verbannte die, welche er haßte, und eignete sich ihre Güter zu. Er ließ sogar aus bloßem Mißtrauen viele hinrichten; selbst die Söhne seiner Schwester, damit ihm nicht einmal mit eigenem Maße gemessen werde. Nur seinen Neffen Lucius Junius, mit dem Zunamen Brutus, d. i. der Dumme, ließ er leben, weil ihn dieser durch verstellte Dummheit täuschte.

Uebrigens war dieser hochfahrende, despotische König ein Mann, wie von Thatkraft, so von vielem Verstande,

und durch seine Schlauheit, die bei Gelegenheit schmähliche Arglist wurde, und durch glücklich geführte Kriege stärkte er Roms Macht nach außen. Im Innern bewerkstelligte er große Bauten zum Nutzen und zur Zierde der Stadt; er vollendete das von seinem Großvater begonnene Riesenwerk der Kloaken, und das von ebendemselben angefangene Capitolium, das er mit einem herrlichen, dem Jupiter geweihten Tempel schmückte.

Während der Regierung des Tarquinius Superbus kam eine alte Frau nach Rom, und bot ihm neun Bücher köstlichen Inhalts um einen hohen Preis an. Er weigerte sich des Kaufs, weil sie so theuer waren. Da warf die Frau drei der Bücher in's Feuer, und begehrte für die übrigen sechs den nämlichen Preis. Noch weniger wollte er sie nehmen. Da warf sie abermals drei Bücher in's Feuer, und forderte für die letzten drei dieselbe hohe Summe. Jetzt wurde der König aufmerksam; er ließ die Bücher von den Priestern untersuchen, und sie sagten ihm, daß eine Sammlung von Weissagungen der berühmten Sibylle (Seherin) von Cumä darin enthalten wären. Nunmehr kaufte sie der König um das theure Geld, worauf das Weib verschwand. Die Bücher wurden einer besonders hiezu erwählten Priesterschaar übergeben, und in einer steinernen Kiste auf dem Kapitol streng verwahrt, bei allen wichtigen Staatsangelegenheiten aber um Rath gefragt. Das Volk hatte die tiefste Ehrfurcht vor ihren Offenbarungen, und wenn es hörte: die Sibylle sagt's! so glaubte es und folgte ohne Widerrede.

Indessen seufzten Senat und Volk unter dem Druck des Despoten, bis eine empörende Schandthat seines jüngsten Sohns den innern Groll zum Ausbruch brachte und eine große Veränderung der Dinge herbeiführte.

Als der König Ardea belagerte, die südlich gelegene Hauptstadt der Rutuler, saßen einst seine Söhne mit andern vornehmen Römern, darunter auch ihr Verwandter Lucius Tarquinius Collatinus, Statthalter von Collatia, einem Städtlein bei Rom, sich befand, im Lager

beim Weine zusammen, und jeder rühmte die Schönheit und Tugend seiner Frau. Die Herren wurden dabei hitzig, und ritten auf schnellen Rossen noch diesen Abend nach Rom und Collatia, um zu sehen und zu entscheiden, welcher Frau der Preis gebühre. Man traf die Gemahlinnen der Andern in Rom bei Schmaus und Spiel, die Gattin des Collatinus aber, Lucretia, noch spät in der Nacht emsig wollwebend mitten unter ihren Mägden. Ihr wurde der Preis der Schönheit und Sittsamkeit zuerkannt. Bald darnach aber begab sich Sextus, von schnöder Lust entzündet, allein nach Collatia, und übte an Lucretia, die ihn als Verwandten gastlich aufgenommen hatte, unter furchtbaren Drohungen eine schändliche Gewaltthat aus.

Lucretia ließ am andern Morgen ihren Mann aus dem Lager und ihren Vater Spurius Lucretius aus Rom holen; der naheverwandte Lucius Junius Brutus erschien auch mit. Thränenvoll berichtete sie ihnen die vom Königssohn ihr widerfahrene Schande, ob der sie nicht länger leben könne, und flehte sie an, ihren Tod zu rächen. Und schnell, eh' sie sich's versahen, stieß sie sich einen unterm Kleide verborgenen Dolch in's Herz. Nun, sie war eine Heidin: als Christin hätte sie nicht also gethan. Die Männer standen erstarrt; dann zogen sie den Dolch aus der Wunde, legten ihre Finger darauf und schwuren, das ganze verruchte Königshaus zu stürzen.

Sie eilten nach Rom. Brutus, nun auf einmal ein andrer Mann, rief das Volk zusammen und trug in feuriger Rede die Frevelthat des Sextus mit ihrer jammervollen Folge und alle Tyrannei des ungerecht zum Thron gekommenen Königs und alle Missethaten der Königsfamilie vor, und forderte das Volk auf, diese gottlose Familie zusammt zu verbannen und das Königthum ganz abzuschaffen. Das Volk stimmte zu und beschloß es. Der herbeieilende König fand Roms Thore verschlossen. Unterdessen war auch das Heer unterrichtet und gewonnen, und als er zu diesem zurückkehrte, jagte es ihn auch davon.

So wurde das Königthum zu Rom auf ewig ab-

geschafft, nachdem es 244 Jahre gedauert hatte, und dafür eine Republik hergestellt.

## § 9.

## Noch Einiges vom Leben der alten Römer.

Es war im Ganzen ein biderbes, aber ein derbes, rauhes, hartes Volk, hart wie Eisen, nach Nebukadnezars Traum. Tapferkeit galt ihnen für das Höchste; „Tugend und Tapferkeit ist in ihrer Sprache (der lateinischen) Ein Wort." — Alle wehrfähigen Bürger waren Soldaten, mußten je nach Umständen Kriegsdienste thun. Bei einem Kriege zogen die vom 17. bis zum 45. Jahre in's Feld, während die vom 46. bis zum 60. Jahre die Stadt zu vertheidigen hatten. Sie mußten sich selbst ausrüsten und verproviantiren; nur der Ritter empfieng sein Streitroß nebst Fourage dazu vom Staat.

Ein eigenthümliches Verhältniß fand von Anfang bei den Römern statt, das uns bisher noch nicht begegnet ist. Außer den Sklaven, welche, wie überall, auch bei ihnen vorkamen, die indessen öfters freigelassen wurden und dann sogar das Bürgerrecht erlangen konnten, gab es dort noch die sogenannte Clientel. Der angesehene Bürger hatte nämlich einen Anhang geringerer Bürger, die ihn, wo er es wollte, begleiteten, und ihn, wo er es brauchte, mit ihrem Arm und Vermögen unterstützten; das waren die Clienten (Hörige). Der, dem sie anhiengen, hieß der Patron oder Schirmherr, dieser mußte sich ihrer in allen Dingen und namentlich vor Gericht annehmen und sie auf jede Weise schützen.

Das Hauptgeschäft der alten Römer außer den Waffen war der Ackerbau. Ihn trieben alle Bürger, auch die vornehmsten, selbst. Ackerbau war bei ihnen Ehrenberuf. Handwerk und Gewerbe trieben die angesehenen Bürger nicht, nur die Freigelassenen und Clienten. Von Kunst und Wissenschaft war dazumal noch äußerst wenig vorhanden. — Die Lebensweise war bei den Allermeisten höchst einfach und mäßig; ihre Hauptnahrung bestand in

einem dicken Brei, in Gemüsen und Früchten, ihr Trank in Wasser oder in einer Mischung von Wasser und Wein. Reinen Wein trank man nicht. Die Wohnungen waren sehr ärmlich ausgestattet, die hölzernen unscheinlichen, zwischen denen nur die öffentlichen Gebäude, insonderheit die Tempel, stattlicher hervortraten.

Der Vater hatte volle Gewalt über seine Kinder. Die mißgebornen und schwächlichen wurden gewöhnlich gleich getödtet, er durfte aber alle seine Kinder tödten oder in die Sklaverei verkaufen. Ließ er sie lebendig, so wurden sie von den Eltern selbst sorgsam in ihrer Weise erzogen. Die Ehe wurde in der Regel von einem Priester in Gegenwart von Zeugen geschlossen. Das Band war heilig. Ehescheidungen kamen in dieser ersten Zeit noch gar nicht vor. Eine auf Ehebruch betroffene Frau durfte der Mann gleich umbringen. Die Todten wurden am achten Tage verbrannt, ihre Asche in eine Urne gethan, und ein kleiner Erdhügel darüber aufgeworfen.

## § 10.

## Die neue Staatseinrichtung.

Mit dem Jahre 509 vor Christo, zur Zeit des Perserkönigs Darius Hystaspis, war Rom also eine Republik geworden.

Die ganze Gewalt lag nun aber in den Händen des Senats, von welchem alles ausgieng und der überall zu entscheiden hatte. Er brachte zwar die wichtigsten Sachen vor die Volksversammlung und hörte diese; allein der Wille des Volks wurde erst durch seine Einstimmung und Bestätigung giltig. — Die Häupter des Senates waren zwei jährlich neuzuwählende Consuln (Berather, Staatsverwalter), so daß es von jetzt ab heißt: Rom unter Consuln. Sie waren die obersten Beamten daheim, welche die Beschlüsse des Senats vollzogen, und die Befehlshaber im Kriege. Zum Zeichen ihrer Machtherrlichkeit giengen zwölf Lictoren (Diener) vor jedem her, welche Bündel von Stäben trugen, aus deren Mitte ein

Beil schaute. Sie konnten jedoch, war ihr Jahr herum, wegen ihrer Amtsführung zur Rechenschaft gezogen und, hatten sie Unrechtes gethan, gestraft werden. — Die Consuln führten anfänglich auch das Richteramt; dasselbe gieng aber bald auf besondere Beamte, die Prätoren, über, welche nach den Consuln den höchsten Rang einnahmen. — Die Rentmeister, welche die Staatsgelder einzogen und verausgabten, hießen Quästoren. — Etwas später wurden auch Aedilen gemacht, welche die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude und das Polizeiwesen zu besorgen hatten. — Ich erwähne gleich hier auch noch ein anderes nachher aufgekommenes und sehr wichtiges Amt, das der Censoren. Das waren die Sittenrichter, die da eingreifen, ermahnen und strafen sollten, wo die gewöhnliche Polizei und Justiz nicht hinreichte; wie wenn Einer liederlich und verschwenderisch lebte, wenn Ehegatten ärgerlichen Zwist mit einander hatten ꝛc.

Der Senat aber, die Consuln und alle andern Staatsbeamten wurden nur aus den Patriciern gewählt; woraus sattsam erhellt, daß die römische Republik zunächst eine rechte Aristokratie war. So viel einstweilen von der römischen Staatsverfassung nach der Könige Zeiten. Wie sie sich weiterhin verändert hat, davon werden wir das Wichtigste an seinem Ort erfahren. Es werde nur noch bemerkt, daß zu den ersten Consuln L. Junius Brutus und Lucius Collatinus ernannt worden sind.

## § 11.

## Tarquinius Superbus bemüht sich vergebens, den verlorenen Thron wieder zu gewinnen.

Der vertriebene König hatte sich nach der Stadt Tarquinii in Etrurien begeben, von dannen sein Geschlecht stammte. Von dort aus zettelte er zunächst in Rom, wo er doch auch noch Anhänger hatte, eine Verschwörung an, durch welche die neue Verfassung umgestoßen und er wieder in sein Königthum eingesetzt werden sollte. Und siehe, selbst die zwei jungen Söhne des Con-

fuls Brutus, Titus und Tiberius, ließen sich in die gefährliche Sache ein. Sie wurden durch einen Sklaven entdeckt, der die Verschworenen belauscht hatte. Diese waren schnell festgenommen und ihrer Schuld überführt. Als jetzt die Knaben Titus und Tiberius weinend vor ihrem Vater standen, da wurde Alles gerührt und jedermann hoffte ihre Begnadigung. Aber der Consul, strengen Angesichts, ließ ihnen zu einem abschreckenden Exempel vor seinen Augen durch die Beile der Lictoren den Kopf abschlagen. Das dünkt uns freilich allzuhart; allein wir sehen hier das Wesen eines ächten Römers, dem das Beste seines Staates näher gieng, als die Thränen und das Leben seiner eignen Kinder. Immerhin hätte er bei Vollziehung der Strafe auf die Seite treten können. Alle Theilnehmer an der Verschwörung wurden hingerichtet, und der erste Plan des Tarquin gänzlich vereitelt.

Bald darauf brach dieser mit einem aus Tarquiniensern und Vejentern (von der Etrurischen Stadt Veji) bestehenden Heere in das römische Gebiet ein, wurde aber durch eine Schlacht im Walde Arsia zurückgewiesen. Hier fiel jedoch Brutus, um den die Frauen Roms ein Jahr lang Trauerkleider trugen.

Darauf suchte und fand Tarquin die Hilfe Porsena's, des mächtigen Königs von Clusium in Etrurien. Im Kriege mit diesem gieng es wohl Rom nahe an's Leben; doch sehen wir dabei Thaten römischen Muthes, römischer Leibes- und Geisteskraft. — Porsena drang 508 mit einem großen Heere bis an Rom vor. Er erstürmte den jenseits der Tiber gelegenen befestigten Berg Janiculus und warf das römische Heer zurück, welches sich mit Mühe über die schmale Tiberbrücke in die Stadt rettete. Wie nun aber die Etrusker nachdringen wollten, stellte sich ihnen zuletzt Horatius Cocles am Zugang zur Brücke allein entgegen und vertheidigte denselben so lange, bis die Brücke auf sein Geheiß hinter ihm abgebrochen war. Dann warf er sich mit voller Rüstung in den Strom und schwamm unter dem Hagel der feindlichen Wurfspieße

und Pfeile, vielgetroffen, aber doch nicht schwer verfehrt, nach der Stadt hinüber. — Da indessen Porsena die Stadt hart bedrängte, so weihte sich der Jüngling Mucius zur Rettung des Vaterlandes dem Tode. Er begab sich, als Etrusker verkleidet, ins feindliche Lager, um den König zu ermorden. Am Königszelte standen zwei vornehm gekleidete Männer neben einander; es war Porsena und sein Kanzler. Mucius hielt den letztern für den König und stieß ihn nieder; der Festgenommene hörte aber zu seinem Leidwesen, daß er den Unrechten getroffen habe. Porsena verkündigte ihm zornig, daß er des Feuertodes sterben müsse. Sogleich streckte Mucius seine rechte Hand über ein Feuer, das dort auf einem Altare brannte, und ließ sie, ohne Schmerz zu verrathen, von der Flamme verzehrt werden. Der König betrachtete es mit Staunen, und ließ ihn ungestraft heimkehren. Er hieß von da an Mucius Skävola d. h. der Linke, weil er die Rechte verloren hatte.

Solche Römerthaten flößten dem Porsena Achtung vor diesem Volke ein. Damit mochte sich Furcht vermischen; denn der begnadigte Mucius hatte ihm vertraulich eröffnet, daß noch 300 Römer sich gegen sein Leben verschworen hätten. So stand er von seinem Vornehmen ab und schloß mit den Römern Friede, welcher zwar demüthigend für sie, aber doch besser war als der Untergang, den ihnen der mächtige König hätte bereiten können; sie mußten ihm ein beträchtliches Stück Landes jenseits der Tiber abtreten und männliche und weibliche Geiseln aus den vornehmsten Geschlechtern geben.

Auch von den Letzteren berichten die Schriftsteller eine kühne That. Clölia, eine der Geiseln, ermunterte die übrigen Jungfrauen, mit ihr den Wächtern zu entrinnen und über den Strom an's römische Ufer zu schwimmen. Sie thaten's, und es gelang allen. Freilich wurden sie von den Römern wieder zurückgeschickt. Aber Porsena schenkte der Clölia in Bewunderung ihres Muthes die

Freiheit, und erlaubte ihr sogar noch einige ihrer Genossinnen mit heimzunehmen, wozu sie die jüngsten wählte.

Der alte Tarquin ruhte nicht. Er hetzte Tusculum, wo er eine Tochter verheirathet hatte, und viele Latinische Städte gegen Rom auf. Dieses mußte noch eine schwere Zeit über sich ergehen lassen. In seiner Bedrängniß that es etwas Außerordentliches; es ernannte einen Dictator, d. h. es übertrug Einem, doch nur für die Zeit der augenblicklichen Noth und auf längstens sechs Monate, die höchste Gewalt und zwar eine unbeschränkte, daß er vornehmen konnte, was er wollte, ohne Senat und Volk erst fragen zu müssen und ohne nachher für sein Handeln irgend verantwortlich zu sein. Dieß that man, damit „mehr Einheit und Schnelligkeit in's Handeln komme." Das Amt bewährte sich vortrefflich. Der Dictator Aulus Posthumius schlug (496) ein zahlreiches latinisches Heer am Regillischen See so auf's Haupt, daß von dem an alle Bestrebungen für den vertriebenen König unterblieben, der auch bald darauf starb.

Die Römer erzählten von dieser Schlacht, es hätten zwei wunderbare Jünglinge von übermenschlicher Größe auf schäumenden Rossen ihrem Heere vorgekämpft, die nachher verschwunden seien. Man hielt sie für die Götterzwillinge Kastor und Pollux, und baute ihnen einen Tempel, darin alljährlich am Schlachttage den göttlichen Streitern ein Opferfest gehalten wurde.

## § 12.

## Innerer Kampf zwischen Volk und Adel.

Bisanher hatten die Patricier alles Regiment, alle Aemter und Würden im Staat allein inne. Das gemeine Volk der Plebejer konnte wohl in den Versammlungen seine Meinung kund geben; ob sie aber beachtet werden sollte, das hieng vom gnädigen Willen des hohen Senats ab, dessen Beschlüsse wiederum durch lauter Adelige vollzogen wurden. So nur mit sich thun zu lassen, das däuchte dem Volk je länger je mehr ein hartes unerträg-

liches Joch. — Dazu kam noch etwas Leidiges. Die Plebejer hatten alle Steuerlast zu tragen; die Patricier giengen leer aus. Dadurch und noch mehr durch die immerwährenden Kriege, bei denen sie sich selbst verköstigen mußten und durch die sie auch verhindert wurden, ihre Aecker zu bestellen, während die im Feld stehenden Patricier dieselben von ihren Sklaven bauen lassen konnten, waren sie zum großen Theil sehr verarmt und verschuldet worden. Und ihre Schulden wurden um so größer, als die reichen Patricier ihre Verlegenheit häufig benützten, um ihnen auf wucherische Zinsen zu leihen. Konnten sie nun gar nicht mehr bezahlen, so verloren sie zuletzt ihre Freiheit, und mußten als Schuldknechte auf den Gütern ihrer Gläubiger arbeiten, bis deren Forderung befriedigt war, worüber sie und ihre leibeigen gewordenen Kinder hinsterben konnten. Dieses schwere Loos trugen sie mit größtem Unwillen.

Wiederholt zwar hatte ihnen der Adel Erleichterung verheißen, damit sie nicht in den Kriegsnöthen den Militärdienst verweigerten; allein sobald die Gefahr vorüber war, zeigte sich, daß man sie nur getäuscht hatte.

Müde der Täuschung und ihres elenden Zustandes zogen die Plebejer endlich, 493, in Masse aus Rom weg und ließen sich auf dem sogenannten heiligen Berge, etliche Meilen davon, nieder. Sie wollten mit den Patriciern nicht mehr zusammenleben, mit diesen stolzen und falschen Menschen gar nichts mehr zu schaffen haben. Das war kein kleiner Schrecken für die Patricier; sie sandten Boten um Boten an dieselben, sie möchten doch zurückkehren, man meine es in der Wahrheit gut mit ihnen und wolle ihnen gewißlich alles zu Liebe thun ꝛc. Aber diese Plebejer mögen nicht. „Adieu Rom! Adieu Patricier! Adieu ihr herrschsüchtigen, dazu alles zu eigenem Vortheil verordnenden Senatoren insonderheit! Ihr Faulbäuche, die ihr alles Gute habt und schafft am wenigsten, während wir uns schinden und plagen und darben und leiden müssen!“ — Endlich kamen noch zehn der

bravsten Senatoren und an ihrer Spitze der allgemein geachtete Mann und anerkannte Volksfreund Menenius Agrippa. Dieser redete ihnen warm an's Herz und auch recht vernünftig an den Verstand: er erzählt ihnen folgende Fabel:

„Einstmals verschworen sich alle Gliedmaßen des menschlichen Körpers gegen den Magen; die Hand wollte ihm keine Speise mehr zuführen, die Zähne sie nicht mehr zermalmen, der Schlund sie nicht mehr hinunterdrücken ꝛc. Denn der Magen, das sei der große Taugenichts, der sich alles geben lasse und selbst am unthätigsten bleibe. Gesagt, gethan! Der Magen war verlassen und verloren. Aber siehe, wie mußten es alle Glieder selbst empfinden! Der ganze Körper mit seinen sämmtlichen Theilen litt und welkte hin. Da kamen die Gliedmaßen zur Erkenntniß, daß es doch eigentlich der Magen sei, der mit der Kraft der empfangenen Speisen sie alle erhalte und frisch und munter mache; und sie gaben ihren für sie selbst so schädlichen Vorsatz wieder auf. So, lehrte Menenius, sei es auch der Senat, welcher den ganzen Staat bei Gedeihen und Wohlsein erhalten müsse."

Diese Darstellung wirkte. Das Volk besann sich, und nachdem es sich die Gewährung einiger Forderungen hatte feierlich versprechen lassen, kehrte es, nach acht Wochen, zu großem Troste des Adels in die leere Stadt zurück.

Die Forderungen, die auch wirklich gewährt wurden, waren: 1) Aufhebung der Schuldknechtschaft, 2) Nachlaß der gegenwärtigen Schulden, und 3) Volksvertreter.

Das Letzte war doch das Wichtigste. Es durfte sich das Volk nun aus sich selbst fünf sogenannte Volkstribunen wählen, welche es gegen alle Beeinträchtigung von Seite des Adels schützen mußten. Diese Tribunen konnten sogar gegen jeden Senatsbeschluß, welcher den Rechten des Volkes zu nahe träte, ein Veto, d. h. einen verbietenden Widerspruch, einlegen. „Tag und Nacht stand ihr Haus offen für Jeden, der um Hilfe rief, und diese

konnten sie gegen Jeden, wer es war, ertheilen." Von besonderer Wichtigkeit war, daß sie die Volksgemeine im engern Sinne, d. h. die Plebejer ohne die Patricier, versammeln und Beschlüsse fassen lassen konnten. Dazu waren sie unverantwortlich für ihre Amtsführung, wie die Dictatoren, und unverletzlich für ihre Person, so daß, wer sich an ihnen vergriff, verflucht sein sollte. Kein Wunder, daß sie hohes Ansehen genoßen, und großen Muth hatten, sich des Volkes anzunehmen. Offenbar konnten sie auch einem übermüthigen Adel gegenüber sehr heilsam wirken. Aber wie sie einestheils auch Ursache waren zu stetigen Reibungen im Staate, so konnten sie andererseits bei selbstsüchtigem und leidenschaftlichem Wesen schreiendes Unrecht begehen und zum Ruin des Staates kräftig mitbeitragen. — Genug aber, das gemeine Volk hatte jetzt schon bedeutend mehr Recht im Staate, als vorher.

## § 13.

## Mütterliches Ansehen bei den alten Römern.

Es war ein junger Patricier, Cajus Marcius, der in einem Kriege mit den (südlich von Latium wohnenden) Volskern zur Eroberung der feindlichen Stadt Corioli das Meiste beigetragen und sich damit den Beinamen Coriolanus erworben hatte. Diesem war die größere Volksmacht und namentlich das Tribunat ein wahrer Dorn im Auge, so sehr, daß er in einer eingetretenen Hungersnoth, da der Senat von außen her Getraide geschafft hatte, den Antrag machte, man solle der Noth des Volkes nur dann zu statten kommen, wenn es das Tribunat wieder aufheben und alles in die frühern Verhältnisse zurückversetzen lasse. Er stürmte auch sonst mit Wort und That aufs Heftigste gegen die Volkssache.

Der Zorn gegen ihn wurde so groß, daß er als ein Staatsfeind öffentlich verklagt, mit Bewilligung des Senats vor das Gericht der Plebejergemeinde gerufen, und da er sich nicht stellte, von demselben abwesend zur Ver-

bannung verurtheilt wurde. — Mit finsterem Groll im Herzen und heißen Rachegedanken begab er sich nun geradewegs zu den Volskern und bot ihnen seine Dienste gegen Rom an. Dieselben nahmen ihn freudig auf und machten ihn zu ihrem Obergeneral. 488.

Bald erschien er mit einem starken Heer auf römischem Gebiete, nahm da einen Ort nach dem andern weg, und schlug endlich 5000 Schritte von Rom sein Lager auf. Ringsum verwüstete er die plebejischen Aecker, während er die patricischen schonte. Rom ward von Schrecken und das gemeine Volk insonderheit von Jammer erfüllt.

Man sendet Boten an ihn mit Bitte um friedlichen Abzug und Verheißung seiner ehrenvollen Zurückberufung. Aber er will Rom unter seine Füße treten und weist die Gesandtschaft stolz zurück. Es kommen die Priester und werfen sich flehend vor ihm nieder; er wendet sich kalt von ihnen weg. Da kommt zuletzt ein Zug Matronen in sein Lager; seine Gattin Volumnia ist dabei, welche seine beiden Kinder auf den Armen trägt, aber an der Spitze geht seine Mutter Veturia. Sie tritt an ihn heran mit ernstem Blick und strafendem Wort: „Ob er dieß Verhalten gegen seine Vaterstadt vor den Göttern verantworten könne? Ob er der Mutter Segen oder Fluch wolle?" ꝛc. Sie weint dann über die Bosheit des Kindes, das sie unter ihrem Herzen getragen. Das brach des Sohnes harten Sinn. Er fiel der Mutter um den Hals und rief: „O Mutter! Mutter! Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren!" Darauf führte er sein Heer zurück, und die getäuschten Volsker tödteten ihn.

Uebrigens hatte Rom in den nächsten Jahrzehnden beständigen Krieg mit diesem Volke, mit den daneben wohnenden Aequern und noch Andern. Die innern Reibungen dauerten auch fort. Dazu kam um diese Zeit noch eine furchtbar wüthende Pest, daß die Feinde ungehindert bis an die Mauern der Stadt hin plünderten, aber auch mit Grauen vor dem Todtengeruche derselben flohen.

## § 14.
## Der Dictator Cincinnatus.

Ein schönes Exempel altrömischer Einfachheit und Genügsamkeit liefert uns die Geschichte um's J. 460. Damals lag ein römisches Heer gegen die Aequer zu Felde, wurde aber in seinem Lager am Berge Algidus von denselben mit Uebermacht umzingelt und hart bedrängt. In dieser Noth ernannte man zu Rom einen Dictator in der Person des bejahrten edeln Lucius Quinctius Cincinnatus. Er befand sich nicht in der Stadt, sondern draußen auf seinem kleinen Gute. Der Staatsbote traf ihn, wie er eben, nur in der Tunica (dem Unterkleide), sein Aeckerlein umriß; zwei Ochslein voran und der Pflug, und er hinter ihm mit dem Stachelstecken. Der Bote sagte ihm, er habe ihm etwas vom hohen Senate zu vermelden; er sollte aber geziemender Weise erst seine Toga (Oberkleid) anziehen. Das that Cincinnatus folgsam, und hierauf hörte er die Botschaft seiner Erwählung zum Dictator, zum unumschränkten Gebieter, der sich selbst um die gefürchteten Volkstribunen nicht das Geringste zu bekümmern hatte.

Cincinnatus trat in Rom ein, bot die zurückgebliebenen wehrfähigen Bürger auf, welche nebst dem Kriegsgeräthe fünftägigen Proviant mit sich nehmen mußten, zog gegen Abend mit ihnen aus und gelangte noch in selbiger Nacht bis zum Berge Algidus. Hier schloß er im weitern Kreise die belagernden Aequer ein und ließ dann durch ein ungeheures Feldgeschrei seiner Leute den eingeschlossenen Römern Muth machen, mit dem lichten Morgen aus ihrem Lager zu stürmen. Die Aequer befanden sich in der Mitte zwischen den Feinden, ohne Ausweg; da legten sie die Waffen hin, und baten um ihr Leben. Man schenkte es ihnen und ließ sie abziehen; vorher aber mußten sie unter dem Joch wegkriechen. Das Joch waren zwei in die Erde gesteckte Speere, über welche ein dritter quer herüberlag. Da gebückt durchgehen, das war die größte Schande des italischen Kriegers.

Den ihm gebührenden Theil von der ansehnlichen Beute überließ Cincinnatus seinen Soldaten, legte nach seinem triumphirenden Einzug in Rom alsbald seine Dictatur nieder, und kehrte so arm und zufrieden als zuvor auf sein Gütlein zu seinem Pflug und Gartenmesser zurück.

## § 15.
## Das Zwölftafelgesetz.

Die Ausübung der Justiz oder der ordentlichen Rechtspflege war noch bei den Patriciern, und die Richter urtheilten nach dem Herkommen und nach eigenem Ermessen; denn es gab in Rom noch keine geschriebenen Gesetze. Daß hiebei in den richterlichen Aussprüchen viel Willkürliches mit unterlief, war natürlich und ein Gegenstand der Unzufriedenheit des Volks seit lange schon. — Das Volk, welches bereits gemerkt, daß es etwas durchsetzen könne, begehrte feste Gesetze, nach denen es gerichtet und seine Händel geschlichtet würden, und stellte durch den Tribun Terentillus Arsa den Antrag darauf. Allein die Patricier, welche hierin eine neue Beschränkung ihrer Herrlichkeit sahen, widersetzten sich auf's Stärkste und wendeten selbst Gewaltmittel an, das Volk abzuschrecken. Die Tribunen dagegen trotzten von ihrer Seite und hielten auf's zäheste an dem Terentillischen Antrage fest. Und siehe, auch hier drang endlich die Volkspartei durch; die Patricier mußten nachgeben.

Nunmehr wurden zunächst etliche besonders hiezu geeignete Männer nach Griechenland geschickt, um sich mit den dort geltenden Gesetzen bekannt zu machen; und als diese nach zwei Jahren reiche Erkenntnisse und Erfahrungen heimbrachten, gab es ein Neues in Rom. Zehn patricische Männer wurden zur Ausrichtung des Werkes auserlesen. Sie wurden zugleich mit allumfassender Gewalt versehen, so daß während der Dauer ihres Geschäftes Consulat und Tribunat und alle Staatsämter aufhörten; sie hatten alles zu verwalten, und von ihnen konnte nirgendshin appellirt werden. Diese Decemviri, (Zehnmänner) stellten nun theils aus dem römischen Herkom-

men, theils aus griechischen Rechten feste Gesetze auf; und sie verfuhren wirklich dabei in schöner Eintracht so sorgfältig und gewissenhaft, daß alles Volk, Patricier und Plebejer, das fertige Werk billigte und anerkannte. Sofort wurden diese Gesetze in zwölf metallene Tafeln eingegraben und die letzteren auf dem Forum aufgestellt, so daß nun jeder Römer das Recht vor Augen hatte, das in Rom gelten, durch das er geschützt und nach dem er gestraft werden sollte.

Dieses 451 zu Stand gekommene Zwölftafelgesetz ist „ein Denkmal des tiefen Rechtsgefühls und der großen Staatsweisheit der Römer." Es ist trefflich, wenn es schon für unsere Begriffe auch manches Harte enthält. Wenn nach demselben z. E. ein Brandstifter den Feuertod erleiden soll, so mag das zwar hart sein, muß aber doch eigentlich die angemessenste Strafe genannt werden; und wenn ein nächtlicher Dieb ohne weiteres getödtet werden darf, so ist das wohl hart, aber man sieht, wie unverletzlich den Römern das Eigenthum war; und wenn falsche Zeugen vom Tarpejischen Felsen hinabgestürzt werden sollten, so lautet das freilich sehr hart, aber man erkennt, wie viel die alten Römer noch auf Treu' und Redlichkeit hielten.

Das Zwölftafelgesetz ist die Grundlage des römischen Rechts, welches in der Folgezeit durch hinzukommende Senats- und Volksbeschlüsse und kaiserliche Verordnungen immer größer und über alle möglichen Fälle ausgedehnt wurde. Und dieses römische Recht ist wesentlich auch in alle unsere Gesetzbücher übergegangen. Römisches Recht wird noch heutzutage allenthalben von den Juristen vornehmlich getrieben, als dem Wesen nach das allgemeine Recht der Menschheit. Denn es war eine Hauptaufgabe der Römer, die ihnen von dem obern Lenker der Menschheitsgeschichte geworden ist, das menschliche Recht auszubilden; und sie sind mit ihrem nüchternen, verständigen, auf's Wirkliche gerichteten Sinn auch die rechten Leute dazu gewesen, und haben diese ihre Aufgabe erfüllt.

## § 16.

## Wie ein heidnischer Vater für der Tochter Ehre sorgt.

Die Decemvirn hätten nach Vollendung des Geschäftes, für das sie eigentlich gewählt waren, ihre Gewalt niederlegen sollen. Allein das Herrschen schmeckte ihnen so süß, daß sie sich nicht mehr davon trennen wollten, sondern fest im Regimente sitzen blieben, nachdem die zwölf Tafeln schon lange verfaßt waren. Auch erschienen sie auf einmal ganz anders denn zuvor; sie handelten in Ausübung der Gewalt vielfältig, wie zum Hohn auf ihr eigen Werk, ganz gegen die aufgestellten Gesetze, indem sie das gemeine Volk willkürlich an Gut, Leib und Leben straften. Die Patricier lachten in die Faust; die Plebejer fühlten sich ohne Tribune rath- und muthlos. Dabei gab es neue und nachtheilige Kriege mit den Aequern und Sabinern. Es war eine wüste, böse Zeit für Rom, trotz des erlangten Zwölftafelgesetzes.

Endlich mußte eine empörende Schandthat des Angesehensten unter den Decemvirn den Sturz der Tyrannei herbeiführen. Appius Claudius, so hieß dieser, begehrte in sündlicher Lust nach der zarten Jungfrau Virginia, die des Hauptmanns Virginius Tochter und bereits verlobt war. Weil nun die sittsame Jungfrau seine Anträge mit Verachtung von sich wies, so suchte er ihrer durch eine ganz abscheuliche List habhaft zu werden. Einer seiner Clienten mußte Klage vor Gerichte stellen: das Mädchen sei nicht wirklich des Virginius Tochter, es sei vielmehr das weggenommene Kind einer Sklavin von ihm (dem Clienten), und so gehöre es ihm an und müsse ihm zurückgegeben werden. Diese Klage schnitt dem Virginius in's Herz; indessen konnte er mit sattsamen Zeugnissen die Falschheit derselben nachweisen. Allein das half ihm nichts; Appius selbst saß als Richter und erkannte die Virginia seinem Clienten zu. — Der Vater war in Verzweiflung, als man ihm seine Tochter wegnehmen wollte, daß sie in welche Hände? komme. Jammernd bat

er, man möge ihn nur noch ein paar Worte mit ihr besonders reden lassen. Dieß wurde ihm gewährt. Er führte sie an eine nahe Schlächterbude hin, ergriff schnell das dort liegende Messer und stieß es ihr mit dem Ausruf ins Herz: „Nur so, mein Kind, kann ich deine Ehre und Freiheit retten!“ Dann hob er das blutige Messer gegen den Appius auf und schrie: „Mit diesem Blut weihe ich dein Haupt den rächenden Göttern!“

Virginius hat als Heide gethan, eine grauenvolle That! Aber dabei müssen wir doch mit Achtung wahrnehmen des Vaters Sorge für der Tochter Unschuld und Ehre. Wie gleichgültig sehen viele sogenannte Christen auf die Schande ihrer Kinder hin!

Doch zur Geschichte zurück. Es brach nach diesem Vorgang ein furchtbarer Sturm los. Mit dem wüthenden Volke zu Rom verband sich das aus dem Feld heimeilende tobende Heer, und das Decemvirat wurde mit einem allgemeinen Schrei für abgeschafft erklärt. Den Appius warf man bis auf Weiteres ins Gefängniß, darin er sich durch Selbstentleibung der drohenden Todesstrafe entzog; seine Amtsgenossen trieb man unter Einziehung ihres Vermögens aus Rom weg. Consulat und Tribunat wurden wieder hergestellt. 448.

## § 17.

## Fortgesetzter Kampf zwischen Volk und Adel.

Nun hatten die Plebejer ihre Tribunen wieder und mit ihnen frischen Muth, und je mehr sie schon durchgesetzt, desto emsiger kämpften sie gegen das Voraus der Patricier fort. Diese hatten noch gar zu viel Herrlichkeit vor ihnen. — Ja sie erschienen immer noch als eine höhere Gattung von Menschen, welche durch nähere Verbindung mit den Plebejern verunreinigt würden, das Heirathen zwischen beiden war gänzlich verboten. Da stellte der Tribun Cajus Cannlejus den Antrag, daß dieses Verbot aufgehoben werde: dem römischen Blute dürfe römisches Blut nicht zu schlecht sein; und trotz allen

Widerstrebens des Adels siegte das Volk auch hier. Der Antrag gieng durch. 445.

Es fehlte doch nicht an einzelnen Patriciern, welche von der gegebenen Erlaubniß Gebrauch machten, und liebenswerthe Plebejerinnen sich heimholten oder ihre Töchter achtbaren Plebejern anvertrauten. Und so wie nur der Anfang mit solchen Ehen gemacht war, folgten schon mehrere nach, so daß beide bisher so getrennte Bürgertheile mehr und mehr durch dieses heiligste der menschlichen Bande verknüpft und durch Vermischung des Bluts geeinigt wurden, was zur größeren Einheit des Staates viel austrug.

Aber die Plebejer waren damit noch lange nicht zufrieden; sie wollten nicht weniger als völlige Rechtsgleichheit mit den Patriciern. Diese hatten bisher alle Staatsämter allein verwaltet; das Volk begehrte jetzt durch seine Tribunen Zutritt zu allen, selbst dem höchsten, dem Consulate. Darüber entsetzte sich der Adel. „Nein, das ist unmöglich," hieß es, „da gienge der Staat zu Grunde; die Plebejer verstehen ja nichts!" Allein die Plebejer wollten keineswegs so unfähig sein, und drängten fort und fort auf ihr Ziel los. Eine schreckliche Noth kühlte ihr heißes Verlangen nicht gar ab. Im J. 439 wüthete eine solche Hungersnoth in Rom, daß viele arme Leute sich in der Tiber ertränkten, um den Qualen des Hungertodes zu entgehen. Kaum konnten sie sich wieder satt essen, so erneuerten sie ihre Ansprüche mit Ungestüm. Und sie hatten eine starke Waffe gegen den Adel darin, daß sie ihre Waffe ruhen ließen. Rom hatte stets äußere Feinde zu bekämpfen, und da verweigerten sie geradezu den Kriegsdienst, wenn der Adel ihnen nicht willfahren wollte.

Die bedrängten Patricier wußten nicht, wie sie sich helfen sollten. Um nur Ruhe zu gewinnen, ließen sie eine Zeitlang keine Consuln wählen, sondern dafür sogenannte consularische Kriegstribunen (nicht mit Volkstribunen zu verwechseln), welche den Oberbefehl im Kriege führten, sonst aber an Macht und Ansehen den

Consuln nicht gleichkamen; solche Consulartribunen konnten nun auch die Plebejer werden. Das Consulat selbst bewahrte man noch vor ihnen. — Aber von 421 an durften sie auch das Amt der Quästoren (Rentmeister) bekleiden; und weil die abgehenden Quästoren nach dem Herkommen in den Senat eintraten, so nahmen denn die Plebejer bald auch in dieser hohen Körperschaft ihre Plätze ein.

Noch etwas erlangten sie um jene Zeit, was ihnen bei ihrer häufigen Armuth sehr wohl that, daß nämlich von dem Kriege an, der nun erzählt werden wird, die Bürger im Felde, wo sie sich bisher selbst hatten erhalten müssen, Sold erhielten; und zwar weil nun zum erstenmal ein römisches Heer Sommer und Winter im Felde blieb.

## § 18.

## Camillus.

Mit der nahegelegenen etrurischen Stadt Veji hatten die Römer schon oftmals ihre Kräfte gemessen. Sie schickten sich zu einem neuen Krieg mit derselben an; es war diesmal auf Unterwerfung eines stammfremden Volkes abgesehen. Die Stadt lag fest auf einem vereinzelt stehenden und jäh abschüssigen Berge, und war voll tapferer Bürger und voll Proviant. Gleichwohl wurde sie von den Römern belagert; doch 10 Jahre umsonst, wie Troja von den Griechen. Da ernannte man, um schneller fertig zu werden, wieder einen Dictator, den Patricier Marcus Furius Camillus, einen etwas stolzen Mann, doch von edler Gestalt.

Camillus griff das Werk eben so kräftig als klug an. Er umzingelte den Berg mit einer Menge Römer, und grub zugleich wie ein Maulwurf unter der Erde zur Stadt hinauf, d. i. er grub eine Mine, die uns hier zuerst begegnet. Er that dann noch etwas Besonderes, er verrichtete ein Gebet an die Schutzgöttin der Stadt, an die Juno Cupra, darin er sie feierlich um die Güte bat, von Veji nach Rom überzusiedeln. Hierauf kommandirte er zum Generalsturm. Während nun der eine Theil

seiner Leute am Berg und an den Mauern emporkletterte, drang der andere durch den unterirdischen Gang hinauf und bohrte sich gerade im Tempel der Juno Cupra vollends heraus. Die Vejenter wurden nicht wenig verstürzt, wie ihnen bei ihrem Kampf gegen die von außen heraufdringenden Feinde plötzlich noch solche in den Rücken fielen; der Muth entsank ihnen, und sie ließen sich schnell überwinden. Sie wurden größtentheils niedergestochen, die Uebrigbleibenden in die Sklaverei verkauft, ihre Güter dem Kriegsvolk preisgegeben. 396.

Camillus hatte sich durch dieses Werk einen hohen Ruhm erworben. Diesen vermehrte er noch durch siegreiche Kriege gegen die Aequer und Falisker (Einwohner des etruriſchen Faleri). Letzteren Krieg endete eine schöne That desselben. Der Schulmeister von Falerii führte bei einem Spaziergange, den er mit seinen Schulkindern machte, diese verrätherischer Weise ins römische Lager. Statt aber von Camillus den gehofften Lohn zu empfangen, ließ ihm derselbe, empört über solche Schändlichkeit, die Hände auf den entblösten Rücken binden und ihn von seiner Schuljugend mit Ruthen nach Falerii zurücktreiben. Das rührte die Falisker so, daß sie sich freiwillig der Oberherrlichkeit Roms unterwarfen.

Dieser hochangesehene, tapfere und edle Mann verlor in Kürze, ohne es verschuldet zu haben, die Gunst seines Volkes, und wurde sogar fälschlich angeklagt, daß er mit der Kriegsbeute unredlich umgegangen sei. Er sollte sich dieserhalb vor dem Plebejergericht verantworten. Dazu war er zu stolz. Er begab sich freiwillig in die Verbannung nach Ardëa, indem er ausrief: „Möchten die Götter das römische Volk dahin gerathen lassen, daß es nach meiner Rückkehr begehrt!" Und das Letztere geschah, wenn auch nicht von den Göttern aus.

## § 19.

## Rom — ein Schutthaufen.

Ein Schwarm von Kelten, welche über die Seealpen

nach Oberitalien gekommen waren, die Senonischen Gallier, drang eben damals unter einem Anführer Brennus erobernd und verheerend nach Tuscien herab. Es waren wilde und starke Leute, die sich selbst für die Tapfersten aller Sterblichen hielten, gekleidet in bunte Gewänder, mit dem Goldring um den Hals, unbehelmt, aber in glänzender Rüstung; und sie zählten 170,000 Mann. Nichts desto weniger giengen die Römer denselben mit gutem Muthe entgegen. Allein sie erlitten am Flusse Allia eine so furchtbare Niederlage, daß sie noch lange hernach riefen: „O der allische Tag!"

Rom war voll Schrecken. Die Stadt war vor dem anstürmenden Feinde verloren. Der Senat flüchtete sich mit den werthvollsten Gütern aufs Capitol; die Meisten suchten in benachbarten Städten, namentlich in dem leeren Veji, eine Zuflucht. Die Gallier zogen ungehindert in Rom ein. Kein Mensch auf den Gassen, in den Häusern. Nur auf dem Forum saßen 80 alte Senatoren in ihrer langen weißen Toga, mit dem elfenbeinernen Stab in der Rechten, auf ihren kurulischen (Amts-) Stühlen schweigend und unbeweglich da. Sie waren zurückgeblieben, um die der Stadt zürnenden Götter durch ihren Tod zu versühnen. Die Gallier betrachten sie verwundert; Einer faßt den Senator Papirius bei seinem Silberbarte, um zu prüfen, ob er lebe. Dieser schlägt nach ihm mit seinem Stabe. Augenblicklich wird er, werden alle die Greise niedergemacht. Die Feinde plünderten die Stadt rein aus und legten sie darnach ganz in Schutt und Asche. Das war im J. 390.

Ihr Sturm auf das Capitol wurde zurückgeschlagen. Sie umzingelten es, um es auszuhungern. Einmal hätten sie es beinahe erobert; sie hatten einen Ort entdeckt, wo man hinaufklettern konnte; sie thaten es in einer Nacht, und etliche standen schon oben, ohne daß es ein Wächter gemerkt, ein Hund sich geregt hätte. Plötzlich aber erhoben die der Juno geheiligten Gänse ein solches Geschnatter, daß die Römer davon erwachten, die Heraufgestiegenen wieder hinabstießen, und die Burg noch gerettet ward.

Als jedoch die Belagerung gegen 7 Monate gewährt hatte, sahen sich die Römer durch Hunger gezwungen, mit den Galliern zu unterhandeln, und den Abzug derselben mit 1500 Pfund Goldes zu erkaufen. Das Gold ward hergebracht und abgewogen. Die Gallier brauchten falsches Gewicht; die Römer beschwerten sich. Da warf Brennus lachend sein Schwert zum Gewichte, indem er ausrief: Wehe den Besiegten! Eine Sage läßt dann Camillus noch rechtzeitig erscheinen mit einem aus geflüchteten Römern und theilnehmenden Nachbarn gesammelten Heere, das über die treulosen Gallier herein fiel und sie, die durch Seuche gelitten hatten, zum Theil noch zwischen den Trümmern der Stadt, zum Theil auf ihrer Flucht, dermaßen darnieder schlug, daß ihrer nur wenige entrannen. Die auf dem Capitol stiegen herab, die Zerstreuten sammelten sich wieder, und Alle jubelten dem Camillus zu. Er heißt nun der Vater des Vaterlands und der zweite Schöpfer Roms. Wahrscheinlicher aber ist, daß die Feinde wenig gestört mit ihrem Golde abzogen, während freilich Camillus sie später, zuletzt 367 bei Alba, ruhmvoll besiegte.

Die eingeäscherte Stadt war in Jahresfrist wieder aufgebaut, aber so unregelmäßig und dürftig, wie sie zuvor gewesen.

## § 20.
## Beendigung des inneren Kampfes zwischen Volk und Adel.

Es stand nicht lange an, bis in der neuen Stadt schon neue Unruhen sich regten und immer heftiger wogten. Die Plebejer gönnten einmal den Patriciern keine Vorrechte mehr, und sie ruhten namentlich nicht, bis sie die Theilnahme an der höchsten Würde im Staat, am Consulate, errungen hatten. Der Volkstribun Cajus Licinius Stolo stellte den Antrag, daß die Consulartribunen als ein halbes Ding abgeschafft und dagegen wieder wie früher, zwei Consuln gewählt werden sollten,

schon durch kühne, treffliche Thaten ausgezeichnet, und Titus Manlius, welcher den Beinamen Torquatus, der Bekettete führte; denn er trug die goldene Kette eines Gallischen Goliaths, den er bei einem neuen Einfall des wilden Volkes im Zweikampf erlegt hatte.

Die Consuln mußten dem starken Feinde gegenüber die größte Vorsicht anwenden; und so verboten sie ihren Soldaten bei Todesstrafe, sich ohne Kommando in einen Kampf einzulassen. Nun traf es sich, daß des Manlius eigener Sohn bei einem Streifzuge von einem Tuskulanischen Offizier spottend zum Zweikampf herausgefordert wurde. Das war dem jungen ehrliebenden Römer zu viel; er nahm die Ausforderung an und erlegte den Spötter. Von dem Heere ward er zwar mit Jubel empfangen: aber der Vater-Feldherr, so weh es ihm geschehen mochte, konnte beim Sohn keine Ausnahme machen, er ließ dem, der die Todesstrafe verwirkt hatte, vom Liktor das Haupt abschlagen. Da gieng eine Furcht durch das Heer der Römer, und sie leisteten alle hinfort den strengsten Gehorsam.

Am südlichen Ende Campaniens, am Fuße des Vesuv, kam es zur Schlacht 340. Sie war sehr grimmig. Der linke römische Flügel unter Decius wich zurück. Da weiht sich derselbe betend den Göttern des Todtenreichs, und sprengt sofort mitten ins feindliche Heer hinein, wo er so lange würgt, bis er von unzähligen Hieben und Stichen fällt. Aber seine Soldaten, von neuem Muthe entflammt, dringen ihm so ungestüm nach, daß jetzt der Feind weichen muß. Auch der andere Flügel der Römer siegte, durch die Geschicklichkeit und Standhaftigkeit des Beketteten. Der Feind erlitt eine schreckliche, seine Hauptmacht völlig brechende Niederlage. — Er wehrte sich noch etliche Jahre mit geringer Kraft. Im J. 336 schon war ganz Latium sammt dem wonnigschönen Campanien der römischen Herrschaft unterworfen. Das war das Jahr, in welchem Alexander der Große den Macedonischen Thron bestieg (IX. 1.).

Mit den Samnitern, welche ein großes Gebiet von Latiums und Campaniens Ostgrenze an bis an's Adriatische Meer hin bewohnten, mit diesem den Römern an Zahl überlegenen und ungemein tapfern Volke gab es einen weit hartnäckigeren Krieg, und eigentliche 3 Kriege. Der erste fällt schon in die letzten Jahre vor dem Latinerkrieg, um 342. Die Römer waren von Andern in ihn hineingezogen worden. In diesem Kriege geriethen sie wohl einmal in eine höchst mißliche Lage, sie halfen sich aber zum Verwundern wieder heraus; und durch wiederholte Siege brachten sie dann den streitbaren Feind für dießmal bald zur Ruhe. Es war das vornehmlich der guten Führung ihres Consuls Marcus Valerius zu danken, welcher den Beinamen Corvus, der Rabe, trug, weil er bei einer andern Gelegenheit einen trotzigen Gallier mit Hilfe eines Raben besiegt hatte, der während des Gefechts sich ihm auf den Helm setzte, und mit seinem Flügelschlag die Augen des Gegners blendete.

Indessen bestimmten die großen Fortschritte, welche die römische Herrschaft namentlich durch die inzwischen erfolgte Eroberung Latiums und Campaniens gemacht, die eifersüchtigen und für sich selbst besorgten Samniter zum zweiten Krieg. Dieser begann für die Römer sehr glücklich; ihr ausgezeichneter Feldherr Lucius Papirius Cursor drang tief ins gebirgige Land der Feinde ein, und richtete dieselben in etlichen Treffen so übel zu, daß sie froh waren, einen Waffenstillstand zu erlangen. Aber bei der Erneuerung der Feindseligkeiten wendete sich das Glück. Nunmehr standen zwei weniger fähige römische Führer dem sehr tüchtigen Samnitischen Feldherrn Gavius Pontius gegenüber. Dieser lockte die Römer im Gebirge der Apenninen zwischen die beiden Kaudinischen Engpässe hinein (321), wo sie sich plötzlich vollkommen eingesperrt und gänzlich unvermögend sahen, wieder heraus zu kommen oder nur gegen die Feinde sich zu wehren. Pontius, unschlüssig was er mit ihnen thun sollte, befragte sich deßhalb bei seinem Vater Herennius. Dieser

rieth ihm, die Gefangenen entweder alle zu tödten und dadurch Rom auf lange hinaus zu schwächen, oder sie alle ohne Weiteres frei zu lassen und durch diese Wohlthat Roms Freundschaft zu gewinnen. Es war sein und seines Volkes Unglück, daß Pontius dem guten Rathe des Vaters weder so noch so folgte. Er schloß vielmehr mit den Römern einen Friedensvertrag der Art, daß sie ihr Leben davontragen durften, aber versprachen, das Samnitische Gebiet für immer zu räumen, und — o entsetzliche Schmach für Römer! — unter dem Joche weggehen mußten. Weil aber nach dem römischen Staatsgesetz nicht die Consuln berechtigt waren, einen Frieden zu schließen, sondern nur Senat und Volk, so erkannte das tief betrübte und entrüstete Rom den gemachten nicht an. Man sandte die beiden Consuln und alle, die den Vertrag unterschrieben hatten, mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den Samnitern zurück, daß sie mit ihnen thäten, was sie wollten: aber Rom bleibe ihr Feind. Pontius war sehr betroffen und meinte, wenn der Friede nicht gelten solle, so müsse das ganze römische Heer wieder zwischen die Kaudinischen Pässe hinein, woran er eigentlich auch vollkommen Recht hatte. Allein davon wollten die Römer, so redlich sie damals noch im Allgemeinen waren, doch nichts wissen. Und es rührte sie auch nicht, daß Pontius ihnen die Missethäter mit abgenommenen Fesseln zurückschickte. Schnell entsandten sie frische Heere, eins unter ihrem besten Feldherrn, dem Papirius, welche mit Wuth über die Samniter herfielen, eine große Zahl derselben erwürgten, und einen Theil, zur Vergeltung für die Kaudinische Schmach, hinwiederum durch's Joch gehen ließen. Die erschöpften Samniter mußten sich nun zu einem ganz andern, für sie selbst sehr harten Frieden verstehen.

Er war aber nicht beständig. Als sich die Samniter wieder etwas erholt hatten, rüsteten sie sich abermals und mit der äußersten Anstrengung, und begannen den dritten Krieg. Sie fielen erbittert in's römische Gebiet ein.

Sie wurden hinausgeschlagen. Dagegen ward ihr eigenes Land von den Consuln Quintus Fabius Rullianus und Publius Decius Mus, dem Sohne, gräulich verwüstet. Sie verbanden sich mit den Etruskern, Umbrern (östlich von den Etruskern) und Galliern (in Oberitalien), und Rom hatte vollauf zu thun, um mit diesen mächtigen Völkerschaften zusammen fertig zu werden, konnte auch nicht nach jeder Schlacht Viktoria! schreien. Aber die ebengenannten zwei trefflichen Feldherren errangen nachher den großen Sieg bei Sentinum, (295), und zwar vornehmlich durch die Selbstaufopferung des Einen, des Decius, der, als die römischen Legionen vor den tausend anrasselnden Streitwägen der Gallier wankten, sich wie sein Vater in den Weihetod stürzte; und dieser Sieg entschied. Drauf fiengen die Römer sogar den Samnitischen Feldherrn Pontius, den sie im Triumph nach Rom führten und dort, um ihr noch nicht ausgebranntes Schmerzfeuer über die Kaudinische Schande vollends zu löschen, unedel hinrichteten. Es half auch nichts, daß die Samniter mit ihren letzten zusammengerafften Kräften den Widerstand noch eine Weile fortsetzten; der vortreffliche Consul Manius Curius Dentatus unterwarf sie gänzlich, daß sie Roms Oberherrlichkeit anerkennen mußten, 290.

Der ganze Krieg mit den Samnitern währte, die dazwischen fallende Ruhezeit abgerechnet, gegen 50 Jahre. Rom erstarkte in ihm bei allen dabei erlittenen Unfällen mächtig und bahnte sich durch ihn den Weg zu seiner künftigen Größe. — Zu gleicher Zeit wurden auch die Etrusker, Umbrer und Campaner, dann die minder mächtigen Herniker, Volsker, Aequer und viele andere kleinere Völkerschaften gänzlich oder doch zum größten Theil unterjocht. Genug, Etliches ausgenommen, Mittelitalien lag bereits zu Roms Füßen.

## § 22.

## Rom breitet seine Herrschaft über Unteritalien aus.

Es kam nun zur Eroberung Unteritaliens oder Großgriechenlands, und da giengs noch viel schneller; in etwa 15 Jahren war alles geschehen.

Die erste, reichste und mächtigste Stadt Großgriechenlands war Tarent an dem noch heute sog. Tarentinischen Meerbusen. Zunächst mit dieser übermüthigen Stadt, deren feine griechische Bildung in Rohheit ausgeartet war, wurde Rom in Krieg verwickelt. Den Tarentinern, welche einen römischen Gesandten in muthwilligster Weise beschimpft hatten, ward bange, als es nun Ernst werden sollte. Sie riefen darum den König Pyrrhus von Epirus (Westhälfte Nordgriechenlands) zu Hilfe, einen Abenteurer zwar, der bald dieß, bald das unternahm, aber einen Helden dabei, welcher sich schon großen Kriegsruhm erworben hatte. Dieser folgte dem Rufe mit 25,000 Mann Kriegsvolk und 20 Elephanten, nahm dazu die Tarentinische Macht unter sein Commando, und war an der Spitze seines zahlreichen Heeres ein um so gefährlicherer Gegner, da er mit seiner und seiner Epirotischen Truppen Tapferkeit noch macedonische Kriegskunst verband. Er selbst, wie Tarent, war ganz siegesgewiß. Als er indessen zum erstenmal der Römer ansichtig ward, merkte er gleich, daß er es nicht mit „Barbaren" zu thun habe.

Es erfolgte die heiße Schlacht bei Heraklea am Siris, 280. Die Römer wehrten sich aufs Tapferste, und schlugen den Ansturm der Epiroten siebenmal ab. Endlich aber, da die ihnen noch unbekannten Elephanten gräulich einherbrausten, floh ihre Reiterei und die Legionen folgten. Sie erlitten eine empfindliche Niederlage, aber sie hatten ehrenhaft gefochten. Als Pyrrhus nachher das Schlachtfeld durchzog und die kräftigen Gestalten der gefallenen Feinde mit ihren noch im Tode trotzigen Angesichtern sah, sprach er: „Mit solchen Kriegern wollte ich die Welt erobern!" — Er zog durch Campanien hinauf

bis nach Latium und in die Nähe von Rom. Allein die Römer waren von dem erfahrenen Unfall nicht entmuthigt; sie rüsteten mit Eifer frische Legionen, und es kam keine friedebittende Gesandtschaft aus Roms Thoren zu Pyrrhus, wie er gehofft; und er wagte sich nicht ganz an diese Thore heran, sondern zog sich nach Campanien zurück. Dorthin folgten ihm römische Gesandte, aber nicht um Frieden zu erbitten, sondern nur um wegen Auslösung der Gefangenen mit ihm zu verhandeln. Das ganze Wesen dieser Gesandten flößte dem Könige Achtung ein. Einer derselben, Cajus Fabricius, gefiel ihm besonders wohl. Diesem, von dessen Armuth er gehört, wollte er zum Zeichen seiner Hochachtung ein Geschenk machen; aber Fabricius nahm es nicht an. Sodann wollte er seinen Muth versuchen, und ließ darum während einer Unterhaltung mit ihm schnell einen Vorhang wegziehen, hinter welchem sein größter Elephant stand, der jetzt seinen Rüssel über des Römers Haupt hinstreckte. Der König dachte, Fabricius werde sehr erschrecken; allein dieser lächelte und sprach: „So wenig mich gestern dein Gold rührte, so wenig schreckt mich heute dein Elephant!"

Pyrrhus ließ die gefangenen Römer nicht auslösen, erlaubte ihnen aber, zum eintretenden Fest der Saturnalien nach Rom zu reisen, natürlich gegen das Versprechen, daß sie wiederkehren wollten. Sie stellten sich auch wirklich nach dem Feste allesammt wieder bei ihm ein.

Da der König anderwärts Größeres vollbringen zu können hoffte, so that er nun seinerseits Schritte zum Frieden, und sandte dieserhalb seinen Freund Cineas nach Rom. Dieser wurde von dem Anblick und der Haltung des Senats so überrascht, daß er nachher zu Pyrrhus sagte, derselbe sei ihm wie eine Versammlung von lauter Königen erschienen. Cineas war ein ausnehmend trefflicher Redner; aber er richtete bei den Römern gar nichts aus; sie erwiederten stolz, „es lasse sich nicht eher vom Frieden handeln, als bis Pyrrhus Italien geräumt habe." — So kam es bei Ausculum zu einer

zweiten Schlacht, 279. Zwar siegte Pyrrhus abermals mit Hilfe seiner Elephanten, büßte jedoch dabei so viele Leute ein, daß er ausrief: „Noch solch ein Sieg, und ich bin verloren!"

Es trug sich etwas zu, das ihm seine kleingewordene Lust, mit diesem respektabeln Volke zu kämpfen, noch mehr benahm. Sein eigener Leibarzt sandte schändlicherweise einen Brief an Fabricius, den nunmehrigen Consul, darin er sich gegen eine bedeutende Belohnung erbot, den König zu vergiften. Der über solche Niederträchtigkeit empörte Fabricius schickte den Brief sogleich an den Pyrrhus, welcher sich nicht genug über die römische Tugend wundern konnte und insonderheit über den Fabricius ausrief: „Das ist der Mann, der schwerer von der Rechtschaffenheit, als die Sonne von ihrem Lauf abgelenkt werden kann!" In der Rührung und Erkenntlichkeit seines Herzens gab er jetzt alle gefangenen Römer ohne Lösegeld zurück; und da er von Syrakus um Beistand gegen die Karthager angefleht wurde, war er froh, mit dieser guten Gelegenheit aus Italien zu kommen.

Nach ein paar Jahren kam er zwar auf den Hilferuf der hartbedrängten Tarentiner wieder, wurde aber nunmehr von dem uns schon bekannten Manius Curius bei Benevent aufs Haupt geschlagen, 275. Denn die Römer hatten ein Mittel gegen die Elephanten gefunden: sie warfen brennende Pechkränze auf sie, so daß die scheuen Thiere umwendeten, wie rasend in ihr eigenes Heer stürzten und dasselbe in gänzliche Unordnung brachten. Pyrrhus ließ alles im Stich und zog schimpflich aus Italien nach Epirus heim. Der uns wohlbekannte Papirius gewann hierauf die große Stadt Tarent mit ihrem schönen Hafen und ganzen Gebiete, 272. Die Mauern wurden geschleift, alle Schiffe und Kriegsvorräthe weggenommen, den Tarentinern ein jährlicher Tribut auf-, und damit sie hübsch folgsam blieben, eine Besatzung zu ihnen hineingelegt. Sie erhielten aber dabei den freundlichen Namen: Bundesgenossen der Römer.

In kurzer Zeitfolge vor und nach Tarents Eroberung wurden sämmtliche Völkerschaften Unteritaliens, in Lucania, Bruttium, Kalabria und Apulia, der römischen Herrschaft gänzlich unterworfen. Und da die Römer zu dieser Zeit auch alles noch Uebrige in Mittelitalien, auch die vorhin noch unberührte östliche Landschaft Picenum, unterjochten, so lag bereits im J. 265 das ganze Italien im engern Sinne (ohne Oberitalien) zu Roms Füßen. — Es fand aber ein mehrfaches Verhältniß der Unterworfenen zu den Siegern statt. Etlichen, doch nur wenigen (namentlich Latinischen) Städten ertheilte man großmüthig das volle römische Bürgerrecht, daß auch ihre Bürger in den Comitien zu Rom mitstimmen und zu allen Aemtern und Würden des Staats gelangen konnten. Andere Orte, Municipien genannt, erhielten das römische Bürgerrecht ohne Stimmrecht und sonstige Theilnahme am Regiment; sie genossen aber noch viele Vorrechte vor den Folgenden. Wieder Andere, und das waren die allermeisten, führten den Namen Bundesgenossen; sie behielten zwar noch ihre eigene Verfassung, waren aber tributpflichtig und sehr beschränkt. Wieder Andere waren Unterthanen im strengen Sinn ohne eigenes Regiment, von römischen Magistraten regiert und sehr bedrückt. Endlich kann man hier noch die Colonieen nennen, nämlich solche besiegte Orte, in welche Rom einen Theil seiner Bürger übersiedelte; da hatten es dann die ursprünglichen Einwohner am härtesten, sie waren nicht viel besser gehalten als die Sklaven der Römer.

## § 23.

## Wesen und Bildung der Römer in der ersten Zeit der Republik.

Noch waren sie die kräftigen, tapfern, unverzagten, Leute wie vorhin; dazu besonnen, ernst, würdevoll, streng und hart. Sie sahen auf häusliche Zucht und öffentliche Ehrbarkeit. Redlichkeit und Treue ward gepriesen und

im Allgemeinen geübt. Sie befleißigten sich der Gottesfurcht im heidnischen Sinne; sie opferten und beteten viel in ihren Tempeln; auch hatte jedes Haus seine Laren und Penaten (häusliche Schutzgötter), und sie dienten ihnen täglich mit Scheu. Da ihnen aber ihr Staat als das Höchste galt, und sie sich von oben berufen glaubten, ihn groß zu machen auf Erden, so wurde freilich das Stärkste in ihrem Wesen Eroberungs- und Herrschsucht.

Ihre Lebensweise war fortan einfach und mäßig. Noch wohnten sie in hölzernen und gering ausgestatteten Häusern. Dem entsprach auch die gewöhnliche Kleidung; nur daß die Vornehmen einen goldenen Ring und die Edelfrauen bei festlichen Gelegenheiten schöne Gewänder und goldene Zierrathen trugen. Ihr Tisch pflegte mit ganz ordinären Speisen besetzt zu sein. Den großen Feldherrn Manius Curius trafen einst Samnitische Gesandte, wie er gar nicht an einem Tische, sondern am Heerde saß und Rüben, die er sich selbst gekocht, aus einer hölzernen Schüssel speiste. — Außer den Waffen war der hochangesehene Landbau noch immer ihre liebste Beschäftigung. Die vornehmsten Herren, welche kaum den Regentenstab niedergelegt hatten, eilten auf ihre Güter hinaus, bestellten ihren Acker selbst, oder gruben, pflanzten und schnitten in ihren Gärten mit Herzenslust. Und noch in spätern Zeiten, wo sie das doch den Sklaven überließen, redeten sie wenigstens mit innigem Vergnügen von dem glücklichen Leben der Alten auf ihren Bauernhöfen. — Von Wissenschaften war es lediglich die Rechts- und Kriegskunde, auf die sie sich ernstlicher legten. Das menschliche Recht bildeten sie auf der Grundlage ihres Zwölftafelgesetzes für alle Verhältnisse und Vorkommnisse lichtklar und haarscharf aus. Die Kriegskunst betrieben sie mit dem größten Eifer, und darin übertrafen sie nun schon weit alle umwohnenden Völker.

Ihre Heere waren in Legionen eingetheilt, deren jede statt unserer Fahne einen silbernen oder vergoldeten Adler auf einer Stange führte. Eine Legion zählte un-

gefähr 6000 Mann. Sie theilte sich in 10 Cohorten, die Cohorte in 6 Centurien (Compagnieen). Der Centurie stand ein Centurio oder Hauptmann vor; die Hauptleute standen unter Kriegsobersten. Der Feldherr führte das Ganze. Doch hatte er noch ein paar Legaten (Generaladjutanten) an der Seite, welche nach ihm den höchsten Rang einnahmen und durch die er seine Stelle vertreten lassen konnte. — Die Waffen der römischen Soldaten waren Helme, Brustpanzer, 4 Fuß lange Schilde, kurze Schwerter und die verschiedenen Spieße.

Das Heer wurde in einer dreifachen Linie aufgestellt, voran die Hastati mit leichtem Wurfspieß, hinter diesen die Principes mit schwerem Wurfspieß, zuletzt die Triarii mit langen Spießen. Die Triarier waren die stärksten Truppen, welche in hartnäckigen Kämpfen den Ausschlag geben mußten. Die Reiterei, ohne Sättel, focht zu beiden Seiten des Fußvolks. — Wenn die Römer marschirten, so hatte jeder Fußsoldat außer seinen Waffen noch 60 Pfund zu schleppen, nämlich Lebensmittel, Korb, Topf, Handmühle, Beil, Säge, Hacke, Stricke, Ketten und noch etliche Palissaden (Pfähle). War man Abends an dem Platze angelangt, wo übernachtet werden sollte, so wurde jedesmal ein befestigtes Lager hergestellt. Die Soldaten arbeiteten emsiglich, bis sie um den Lagerplatz her einen breiten und tiefen Graben aus- und die Erde zu einem Wall aufgeworfen hatten, der noch mit Palissaden besetzt ward. Es war ein Viereck, hatte vier Thore und innen Straßen und Abtheilungen. Jetzt erst kam das Heer zur Ruhe; es zog hinein, kochte sich, aß und schlief sicher, denn ein solches Lager war schwer zu erstürmen. Es war wie eine Stadt, und aus stehenden römischen Lagern ist späterhin manche Stadt entstanden.

Von feinern Künsten, Poesie, Malerei ꝛc. fand sich bei den Römern auch bis heute noch so viel als nichts. Das Bauen aber verstanden sie schon besser; und es sind hier namentlich zwei berühmte Werke anzuführen, welche sie gegen das Ende des 4. Jahrhunderts

v. Chr. auf Betrieb des Patriciers Appius aus der Staatskasse herstellten. Das erste ist die Via Appia oder Appische Heerstraße, welche, aus zusammengeschlossenen und mit Kies überschütteten Quadern unübertrefflich gebaut, von Rom 80 Stunden lang, an regelmäßigen Meilensteinen (die römische Meile betrug $^2/_5$ Stunden), Einkehrhäusern und mancherlei Denkmälern vorüber, bis zur Campanischen Hauptstadt Capua hinablief. Das andere ist die Aqua Appia, Appische Wasserleitung, ein meist unter der Erde, zum kleinen Theil aber auch über derselben auf Bögen fortlaufender Quaderkanal, vermittelst dessen ein reicher Quell vortrefflichen Wassers, daran Rom Mangel hatte, 3 Stunden weit her dahin geführt ward.

## § 24.

## Der erste Punische Krieg. (264—241.)

Gleich nach der Unterjochung Unteritaliens kam Rom in einen Kampf, gegen den alle bisherigen Kämpfe zurücktreten, in den mit den Karthagern, die auch Punier (Phönicier) heißen.

Karthago (Kartahadta, d. h. Neustadt) lag drüben in Afrika, südwestlich von Sicilien, da wo heut die muhammedanische Stadt Tunis ist. Es war eine Kolonie von Tyrus. Von da floh um 880 eine Frau Namens Dido, vor ihrem Bruder Pygmalion, dem Könige von Tyrus, der ihren Gatten ermordet hatte, um sich dessen reiche Schätze zuzueignen. Dido entfloh nächtlich mit einer Schaar Phönizier sammt den Schätzen auf Schiffen, und landete endlich an der bezeichneten Stelle der afrikanischen Nordküste, wo sie an einem Meerbusen die Neustadt anlegte und als Königin beherrschte. Daraus erwuchs mit der Zeit, mit welcher auch das Königthum in eine aristokratische Republik sich umwandelte, eine gewaltig große Stadt, der ein weites Gebiet umher mit vielen Städten zugehörte. Ja Karthago dehnte seine Herrschaft noch weithin über das Meer aus; es machte sich viele Inseln,

selbst Sardinien und Korsika, unterthänig. Es drang sogar jenseits des Meeres in Südspanien ein, und seine Eroberungen und Kolonieen in diesem Silberlande waren besonders wichtig. Mit seinen großen Flotten beherrschte es das ganze Mittelländische Meer gegen Abend hin, und schützte seinen großartigen Handel, durch den es wie durch seine Bergwerke in Spanien unermeßlichen Reichthum an sich zog. Damit konnte es gewaltige Söldnerheere aufstellen. Karthago war der reichste und mächtigste Handelsstaat der damaligen Welt.

Aber die Punier führten ein heilloses Leben. Sie hatten noch den gräulichen kanaanitischen Götzendienst mit dem Baal-Moloch, der Astaroth ꝛc. Sie waren voll Habsucht, Wollust, Grausamkeit und Treulosigkeit. Darum kamen die göttlichen Gerichte über sie.

Der erste Krieg zwischen Rom und Karthago brach in Sicilien los. Die Punier hatten auch diese größte Insel des Mittelmeers schon zum Theil bezwungen und giengen ernstlich damit um, sich derselben ganz zu versichern. Aber die Römer blickten längst eifersüchtig auf die so mächtig anwachsende Herrschaft der Punier, und besonders neidisch auf ihre Fortschritte in Sicilien hin, dem sie durch die Besitznahme von Unteritalien auf's nächste gerückt waren und in dem sie, von ihren bisherigen Eroberungen keineswegs gesättigt, lieber selbst geboten hätten; und so benützten sie mit Freuden einen Hilferuf aus der Insel, auch dorthin den Fuß zu setzen.

Im J. 264 sandten sie ein Heer unter dem Consul Appius Claudius Caudex über die schmale Meerenge hinüber, welche Sicilien vom Festlande trennt. Die Punier wurden gleich im ersten Treffen geschlagen, und in etlichen Jahren hatten die Römer die meisten Karthagischen Städte auf der Insel erobert. Allein den Uferstädten, welche die Punier mit ihren Flotten beschützten, konnten die Römer wenig anhaben. Wollten sie ganz obsiegen, das sahen sie, so mußten sie auch eine Seemacht werden, da sie bisher sich mit Handelsschiffen und Drei-

deckern beholfen hatten. Wunderbar rührig erbauten sie in zwei Monaten eine Flotte von 160 großen Kriegsschiffen mit fünf Ruderbänken übereinander, und zwar nach dem Muster eines gestrandeten Punischen Fünfdeckers, an dem sie erst die Einrichtung eines solchen Fahrzeugs kennen lernten. Und siehe, der Consul Duilius erfocht damit beim ersten Zusammentreffen mit einer feindlichen Flotte im J. 260 bei den Liparischen Inseln, einen glänzenden Sieg, zum unbeschreiblichen Jubel seines Volkes. Er hatte dazu die Enterhaken und Fallbrücken erfunden; seine Schiffe machten sich nämlich mit einem Haken an den feindlichen fest, und dann fiel von ihnen eine Brücke auf diese hinüber; schnell waren seine Krieger drüben, wo sie wie zu Lande kämpfen konnten. Zum Gedächtniß dieses hochwichtigen ersten Seesiegs wurde auf dem Markte zu Rom eine marmorne Denksäule aufgerichtet, von welcher noch heut die Ruine steht. Drei Jahre nach des Duilius Heldenthat erfocht der Consul Marcus Atilius Regulus einen zweiten glänzenden Seesieg über eine Flotte von 340 Punischen Schiffen.

Die Römer wurden so muthig, daß sie beschloßen, nach Afrika selbst hinüber zu gehen. Sie landeten am Hermäischen Vorgebirge. Es glückte ihnen, eine punische Stadt nach der andern einzunehmen und das Land auszubeuten bis an die Thore Karthago's hin. Allein jetzt erschien der Spartaner Xanthippus mit griechischen Söldnertruppen. Die Karthager erkannten die Tüchtigkeit des kriegskundigen Führers und übergaben ihm den Oberbefehl über das ganze Heer. Er brachte die Römer zu einer Schlacht in der Ebene bei Tunes, 255, wo er die treffliche afrikanische Reiterei wohl benützen konnte. Er schlug der Römer 30,000 darnieder, daß nur wenige entrannen. Regulus selbst wurde gefangen und mit grimmigem Frohlocken nach Karthago geführt.

Die Römer, welche auch durch Stürme auf der See schweres Unglück erlitten, konnten in Afrika nichts mehr unternehmen, wiewohl Xanthippus, von den eifersüchtigen

Karthagern übel behandelt, bald nach der Schlacht wieder fortgieng. Auf Sicilien wurde der Krieg mit höchster Erbitterung fortgeführt. Das geschah eine Zeitlang mit wechselndem Glück. Weiterhin jedoch gelang es den Römern, bei der Stadt Panormus 251 eine Hauptschlacht zu gewinnen, und nicht nur 20,000 Feinde, sondern auch 100 ihrer Elephanten zu fangen. Es war ein großartiges Schauspiel und erstaunendes Ergötzen in Rom, als diese kolossalen Thiere im Triumph dort eingeführt wurden.

Die ermatteten Punier schickten jetzt eine Gesandtschaft nach Rom, welche einen billigen Frieden zuwegebringen sollte. Um besser zum Ziele zu kommen, gaben sie derselben den gefangenen Regulus mit, nachdem sie ihn vorher hatten schwören lassen, daß er, wenn der Friede nicht erlangt werden sollte, zurückkehren werde. Aber was thut Regulus in Rom? Er widerräth den Frieden auf's Ernstlichste: „Kämpft fort, ihr Römer! Ihr habt noch Kräfte, eure Gegner aber sind todesschwach; sie müssen euch völlig unterliegen." So zerschlug sich die Sache, und Regulus — schickt sich an, nach Karthago zurückzukehren, obwohl er sich denken kann, was ihm dort bevorsteht. Sein Weib, seine Kinder, seine Freunde flehen thränend, er solle bleiben. Er spricht: „Ich habe geschworen!" und reist mit dem Gesandten zurück. Die über ihn bis zur Wuth aufgebrachten Karthager marterten ihn grausam zu Tode. Es sieht das dem punischen Charakter nicht unähnlich; aber andere Berichte lassen den Gefangenen im Frieden sterben.

Der Krieg dauerte also fort. Indessen neigte sich durch die gute Führung des Feldherrn Hamilkar Barka, dem die Karthager 247 den Oberbefehl in Sicilien übergaben, das Glück wieder auf ihre Seite. Zu Land und auch zu Wasser erleiden die Römer harten Verlust.

Jetzt fühlt Rom Erschöpfung. Der Staatsschatz ist rein ausgeleert; die gemeinen Bürger sind durch die großen Kriegsleistungen ganz ausgezogen, die Bundesgenossen ganz verdrossen geworden. Da tritt der römische Adel hervor

und rüstet lediglich aus seinen eigenen Mitteln mit größter Aufopferung eine neue Flotte von 200 Fünfrudern aus. Diese führt der Konsul Cajus Lutatius Catulus gegen den Feind, den er bei den Aegatischen Inseln trifft, 241. Der punische Admiral Hanno ordnet die Schlacht mit vielem Geschicke; allein seine Miethsoldaten mögen die mit äußerster Anstrengung kämpfenden römischen Bürger nicht bestehen. 50 karthagische Schiffe werden in den Grund gebohrt, 70 weggenommen; 10,000 Feinde sind gefangen, noch viel mehr getödtet und ertrunken.

Dieser Schlag war entscheidend. Die Punier ließen bei den Römern in tiefer Demuth um Frieden bitten. Er wurde unter folgenden Bedingungen gewährt: 1) Karthago überläßt Sicilien an Rom; 2) es gibt alle Gefangenen ohne Lösegeld zurück; 3) es zahlt sogleich 1000 Talente und binnen zehn Jahren noch weitere 2200 Talente Kriegskostenentschädigung. Die herrliche Insel Sicilien, welche namentlich so reich an Getreide ist, daß die Römer sie nur die Kornkammer Italiens nannten, wurde nun die erste römische Provinz, d. h. das erste außerhalb Italien gelegene und zum römischen Reich geschlagene Land.

Durch diesen glücklichen Ausgang des ersten Kriegs mit der hohen Nebenbuhlerin sind die Römer mächtiger und berühmter, aber nicht besser geworden. Hier läßt sich eine bedeutende Aenderung ihres Wesens wahrnehmen. Von nun an tritt Uebermuth und Ungerechtigkeit auffallend bei ihnen hervor. Wenige Jahre darauf nahmen sie, ohne irgend einen rechtlichen Grund, auch die Inseln Sardinien und Korsika den Karthagern weg. Diese mußten sichs in ihrer gegenwärtigen Ohnmacht gefallen lassen, und noch 1200 Talente extra bezahlen, um nur Frieden zu behalten. — Sardinien und Korsika wurden gleichfalls römische Provinzen. Ueber solche Provinzen setzte man gewesene Consuln, Prätoren oder andere hohe Staatsbeamte unter dem Namen Proconsuln, Prätoren

ren ꝛc. als Statthalter, und aus ihnen wurde das meiste Geld gezogen.

Im Jahr 235 konnte zum erstenmal seit König Numa's Zeit der Janustempel geschlossen werden, „zum Zeichen, daß nun Rom mit aller Welt Frieden habe." Er blieb aber nur einige Monate zu; dann gieng er wieder auf und blieb offen bis zu Kaiser Augustus Zeit.

## § 25.

## Rom dehnt seine Herrschaft immer weiter, auch über Oberitalien aus.

In Kurzem setzten die Römer auch über das Adriatische Meer. Da drüben, oberhalb Epirus, lag das Königreich Illyrien. Aber die Illyrier waren böse Gesellen, welche auf dem Adriatischen und Jonischen Meere und an allen Ufern daran Räuberei trieben. Selbst die Römer waren vor ihnen nicht sicher, und schon öfters von ihnen beunruhigt und beschädigt worden.

Rom sandte darum im J. 230 eine Botschaft an den König von Skodra und verlangte Ersetzung seines Schadens und Einstellung der Raubzüge für alle Zukunft. Der stolze König wollte von dem Einen und Andern nichts wissen; ja er ließ einen römischen Gesandten auf dem Rückwege ermorden. Jetzt schickten die Römer ihre Legionen hinüber und arbeiteten die Illyrier in einigen Gefechten so zusammen, daß die Königin-Wittwe Teuta um Frieden flehte. Die Illyrier mußten die ansehnliche Insel Corchra (Korfu) an Rom abtreten, sich auch noch zu einem jährlichen Tribut verstehen, und durften nicht mehr mit bewaffneten Fahrzeugen auf dem Meer erscheinen.

Bald darauf, im J. 226, brach ein tosender Krieg mit den Galliern in Oberitalien los. Diese bewohnten in verschiedenen Stämmen, welche wieder ihre eigenen Namen führten, das schöne Land diesseits und jenseits des Po. Sie sahen klar, was auch ihnen von dem immer mächtiger werdenden Rom drohe, und wollten dem

zuvorkommen. Darum vereinigten sie sich zu einem großen Bunde, welcher noch durch Zuzug Gallischer Brüder von jenseits her (aus Frankreich) verstärkt wurde, und fielen mit Grimm das römische Gebiet an. — Die erste Schlacht gieng für die Römer verloren; dann siegten sie allenthalben. Der Consul Marcus Claudius Marcellus erlegte den Fürsten der Gäsaten, Virdumar, mit eigener Hand 222 und nahm die Hauptstadt der Insubrer, Mediolanum (Mailand) ein. In sechs Jahren wurde ganz Oberitalien bis an die Alpen hin erobert und unter dem bereits getragenen Namen Gallia Cisalpina zur römischen Provinz gemacht.

So besaß Rom im J. 220 schon ganz Italien mit seinen drei großen Inseln, und noch Korfu bei Griechenland. Und Illyrien war von ihm abhängig.

## § 26.

## Der zweite punische Krieg. (218—201.)

Drei und zwanzig Jahre waren seit Beendigung des ersten punischen Krieges vergangen, gerade so viele, als er gedauert, da brach der zweite aus. Doch wir müssen etwas in die Zwischenzeit zurückschauen.

Der tapfere Hamilkar Barka („der Blitz") war nach Spanien gezogen, um dort wieder zu gewinnen, was Karthago an Rom verloren hatte. Das schöne reiche Land wurde von sehr streitbaren Völkerschaften bewohnt, den Keltiberern, Tartesinern, Lusitaniern (in Portugal) und andern; allein sie hielten nicht zusammen, und so gelang es dem trefflichen karthagischen Feldherrn, neue große Besitzungen bis weit in's Innere des Landes hinein zu erkämpfen. Und auch nach seinem Fall 228 breitete sich die punische Herrschaft noch immer weiter aus. Neue Pflanzstädte entstanden und gediehen. Es erhob sich dort sogar ein Neu-Karthago, das bald so reich wurde, daß es mit Alt-Karthago beinahe wetteifern konnte.

Nach Hamilkar ragte sein ältester Sohn, Hannibal, hoch empor, und er überragte noch seinen Vater. Er war

als neunjähriger Knabe von seinem Vater mit nach Spanien genommen worden, nachdem ihn dieser zuvor am Altare ewige Feindschaft gegen Rom hatte schwören lassen; denn das konnte man an den Altären der Götzen. Hannibal war in Spanien geblieben und zu einem seltenen Feldherrn herangereift. An Tapferkeit und Klugheit, an Kühnheit und Besonnenheit, an Festigkeit und Ausdauer des Leibes, so wie an Stärke und Unbeugsamkeit des Geistes war er gleich ausgezeichnet. Im Tiefsten seines Gemüthes brannte unauslöschlich die Begierde, Karthago an Rom zu rächen; er blieb seines schrecklichen Schwures eingedenk bis zum letzten Athemzug. Nach punischer Art war er auch unredlich und grausam.

Nachdem diesem Manne der Oberbefehl übertragen war, machte er sich zuerst an die, nördlich von Neukarthago gelegene, griechische Pflanzstadt Sagunt, und belagerte sie. Die Römer, welche immer mit Neid auf die wieder so hoch steigende Macht Karthago's hingeblickt hatten, sahen hier eine gute Gelegenheit, mit der Nebenbuhlerin abermals anzubinden. Sie hatten Sagunt schon vorher für ihre Bundesgenossin erklärt, und geboten, darauf sich stützend, dem Hannibal durch eine Gesandtschaft, von dieser Stadt abzulassen. Allein der Kühne kümmerte sich nichts um der Römer Gebot, das kein Heer unterstützte, setzte die Belagerung Sagunts fort, eroberte es im achten Monat und zerstörte es.

Jetzt schickten die Römer Gesandte nach Karthago und begehrten Hannibals Auslieferung; wenn sie verweigert würde, so wäre Krieg! Der punische Senat war unschlüssig, was er thun sollte. Der das Wort führende Römer faltete seine Toga zu einem Sacke, schüttelte sie, als ob Loose darin wären, und sprach: „Hierinnen ist Krieg und Frieden; wählet!" Die Senatoren erwiederten: „Gib, was du willst!" Da entfaltete der Römer seine Toga und sprach: „So nehmet Krieg!" Auf diese Weise entspann sich der zweite punische Krieg, welcher siebzehn Jahre währte und meist in Italien geführt wurde.

Denn Hannibal, hocherfreut über den Krieg, wollte Rom auf eigenem Boden angreifen und — zertreten. Er ließ seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurück, und gieng selbst mit 50,000 Mann Fußsoldaten, 9000 Reitern und 37 Elephanten über das Gebirg der Pyrenäen nach Frankreich, durchzog das weite Land, dessen Völkerschaften er für sich gewonnen, und stieg endlich, im September, über die himmelhohen Alpen nach Italien herein. Das war ein Weg — die starren Felsen, die glitscherigen Eisfelder mit Pferden und Elephanten hinauf. Auch litt das Heer von Kälte und Hunger und von den Angriffen der feindlichen Bergvölker unsäglich. Endlich nach neun Tagen war der Gipfel des Gebirges (vom kleinen St. Bernhard) erstiegen, und man blickte auf Italiens Grün herab. Hannibal ließ das Heer zwei Tage auf dem Schneegefilde Rast halten. Aber der Weg hinunter, welcher vier Tage dauerte, war noch schlimmer; Thiere und Menschen stürzten in die Schlünde und Abgründe hinab. Als sie unten standen im freundlichen Dorathal, befand sich's, daß die Menschen um die Hälfte geschmolzen und die Thiere fast alle dahin waren. Indessen konnte Hannibal sein Heer gleich durch Tausende von Galliern ergänzen, da einige Stämme derselben sich schon auf die Kunde von seiner Ankunft gegen ihre römischen Untertreter erhoben hatten, und er hauchte Muth und Lust.

In Rom hatte man den Uebergang eines Heeres über die Alpen für eine Unmöglichkeit gehalten, und wollte darum anfangs die Nachricht vom Einbruche Hannibals durchaus nicht glauben. Aber siehe, sie bestätigte sich, und bald folgten noch größere Botschaften nach. Der Punier traf zuerst ein römisches Heer am Ticinus, welcher von Norden her in den Po fließt; er griff es feurig an und siegte im ersten Reitergefecht, 218. Scipio zog sich nun über den Po zurück und vereinigte sich an der Trebia mit einem andern Römerheere; Hannibal rückte nach, brachte die Vereinigten zur Schlacht und vernichtete sie

fast. Nun gieng Völkerschaft um Völkerschaft zu dem Punier über, und ganz Italien gerieth in Bewegung.

Die erschrockenen Römer fassen sich wieder, sammeln eiligst ein neues Heer, und senden es mit dem Frühling dem vordringenden Feinde entgegen. Hannibal bricht in Etrurien ein; der Arno ist ausgetreten, und hat die Landschaft überschwemmt; er watet mit seinem Heere vier Tage lang durch Morast und Wasser, ohne einen trockenen Platz zum Lagern zu finden; er verliert dabei sein eines Auge, welches sich entzündet hat; aber er erreicht die Römer am Trasimenischen See, lockt sie aus ihrer festen Stellung heraus, und bringt ihnen abermals eine furchtbare Niederlage bei, 217. Die Schlacht war so hitzig, daß die Kämpfenden von einem ungeheuren Erdbeben nichts merkten, welches gerade in jenen Stunden stattfand, viele Städte Italiens zerstörte und ganze Berge umwarf; die Römer wehrten sich verzweifelt, aber dem Hannibal mußten sie erliegen.

Der Siegreiche rückte vorwärts in der Richtung auf Rom, das sich freilich entsetzte. Allein er erkannte, daß er jetzt schon gegen die wohlbefestigte und noch wohlbemannte Hauptstadt selbst nichts unternehmen könne. Er wollte zuerst alles außen wegnehmen, die römischen Bürger draußen schlachten, und dann an das entblößte und entkräftete Rom selbst gehen. Darum schwenkte er ab, stieg über die Apenninen und zog am Adriatischen Meere bis in Apulien hinab, indem er sich überall als den Befreier der Italischen Völker vom Römerjoch ankündigte.

In der großen Noth hatte man zu Rom einen Dictator gewählt und zwar den alten Quintus Fabius Maximus, welcher durch seine Art, den Krieg zu führen, den Zunahmen Cunctator, Zauderer, erhielt. Denn dieser zog mit seinem frisch ausgehobenen Heere dem Feinde nach, ließ sich jedoch in keine Schlacht ein, sondern hielt sich immer auf den Höhen in unzugänglichen Stellungen, schnitt aber dem Feinde, wo er konnte, die Zufuhr ab, und fiel unversehens über kleinere, vom Hauptheer getrennte

Theile desselben vernichtend her. So hoffte er ihn zu schwächen und allmählich aufzureiben. Das war nun freilich gar nicht nach dem Sinne der noch immer kampflustigen Römer: sie zankten mit dem Zauderer darüber, ja sie nannten es Feigheit; allein er ließ sich nicht irre machen, und Hannibal war diese Kriegsführung in der That die verdrießlichste und nachtheiligste.

Dieser gerieth dabei auch einmal mit seinem ganzen Heer in die äußerste Gefahr, aus welcher ihn nur seine ausnehmende Listigkeit rettete. Er hatte sich in's Thal des Volturnus verirrt. Plötzlich sah er sich eingeschlossen und ringsum von den auf den Höhen erscheinenden Römern umzingelt. Er schien verloren. Allein der Mann, dem der Rath nicht fehlte, ließ in der Nacht eine Anhöhe erklimmen und da 2000 Ochsen Reisbündel an die Hörner binden, diese anzünden und abwärts treiben. Die Römer hielten sich für umgangen, und räumten die bisher besetzte Straße, auf der dann die Punier entschlüpften.

In Rom war man sehr ärgerlich darüber, daß der Feind aus der Falle gelassen worden; und da der alte Fabius bei seiner Weise beharrte und jede Schlacht vermied, so wurde dort, wie im Heere, laut über ihn gescholten und die Dictatur ihm abgenommen. Aber es sollte sich zeigen, daß seine Kriegsart die beste gewesen. — Es führten wieder zwei Consuln das Heer, Lucius Terentius Varro, ein Hitzkopf, und Lucius Aemilius Paullus, ein vorsichtiger Mann. Sie sollten im Kommando täglich wechseln. Bei Cannä in Apulien trafen sie mit Hannibal zusammen. Aemilius hielt sich an seinem Tage still im Lager; Varro aber griff am folgenden (Juni 216) gegen seines Amtsgenossen Rath den Feind an. Aber welch ein Tag des Unglücks! Vom großen römischen Heere blieb nur wenig übrig! 60,000 Bürger und 80 Senatoren lagen auf der Wahlstatt. Auch Aemilius, der bei einmal begonnenem Kampf auf's Tapferste gefochten, hauchte auf derselben seine edle Seele aus. Hannibal schickte drei Scheffelmetzen goldene Ringe, die

den gefallenen römischen Rittern abgezogen wurden, als Siegeszeichen nach Karthago.

Die Botschaft von der fürchterlichen Niederlage brachte allerdings Jammer und Entsetzen nach Rom. Die Weiber liefen heulend und mit aufgelöstem Haare auf den Markt; die Kinder schrieen erbärmlich drein. Allein der Senat verlor seine Fassung nicht; er trieb die Weiber heim und sprach den Männern Trost und Muth zu. Er besetzte die Thore der Stadt und traf alle Anstalten zur äußersten Vertheidigung derselben. Varro wurde zurückberufen, und einem augenblicks neugeschaffenen Heere, zu dem auch Bürger aus den Gefängnissen und kräftige Sklaven genommen wurden, der erfahrene Marcus Claudius Marcellus vorgesetzt. Und als Gesandte Hannibals vor den Thoren der Stadt erschienen, die Auslösung der Gefangenen anzubieten, wurden sie gar nicht hereingelassen. So stark zeigte sich Rom im Unglück! Ja es ist wahr, was die Schriftsteller sagen, daß Rom nie größer gewesen sei, als nach der Niederlage bei Cannä, wo ihm der Untergang so nahe stand. Denn höchst bedenklich sah es allerdings mit ihm aus. Nun erst fielen italische Bundesgenossen von ihm ab; auch die zweite Perle des Reichs, Capua. Nun war das römische Reich beinahe so klein wieder als vor dem Samniterkrieg, und hatte einen Hannibal gegen sich, mit dem eben Macedonien und Syrakus ein Bündniß schloßen.

Man fragt, warum dieser nicht gleich mit seinem siegesmuthigen Heere auf das bestürzte Rom losgieng. Wenn je, so hätte er es damals erobern können. Wohl ist zu erkennen, daß es dort jedenfalls noch eine heiße Arbeit gegeben hätte, und zu bedenken, daß er sich schwächer fühlen mochte, als er schien; die Mehrzahl seiner alten Kerntruppen war gefallen, weniger verläßige Söldner hatten sie ersetzt; und da ein Theil seiner Krieger als Besatzung in den eroberten Plätzen liegen mußte, so konnte er nicht seine ganze Macht gegen die feindliche Hauptstadt zusammennehmen. Uebrigens wurde er von seinen eigenen

Unterfeldherren getadelt, daß er nicht von Cannä nach Rom gieng. So viel aber ist gewiß: um mit den Römern fertig werden zu können, bedurfte er Unterstützung von Karthago her; und hier fehlte es. Seine elenden Mitbürger, welche theils seinen Ruhm beneideten, theils geizhalsig die Kosten scheuten, theils kurzsichtig nach Frieden verlangten, thaten zu seiner Verstärkung so viel als nichts, ließen ihn trotz seiner flehentlichen Bitten mitten in seiner Heldenlaufbahn schmählich im Stiche. Sein Bruder in Spanien war von den Scipionen schwer bedrängt, und weder Macedonien noch Syrakus strengten sich ernstlich an.

So hatte Hannibal mit dem letzten großen Siege den Höhepunkt seiner Siegesherrlichkeit erreicht. Von Cannä zog er nach Campanien, ohne doch etwas Sonderliches zu vollbringen. Da die Römer die rechte Mitte hielten zwischen Zauderei und Vorschnelligkeit, kam es mehrere Jahre lang zu keiner größern Schlacht. Kleinere Gefechte fielen vor, und wohl gewöhnlich zu Hannibals Gunsten; doch in einem Treffen bei Nola siegten die Römer unter Marcellus zum erstenmal über den gewaltigen Gegner; auch nachher erlangte jener tüchtige Feldherr noch öfters den Vortheil über ihn, und der Römer Herz schwoll wieder von Muth und Hoffnung.

Einmal, 212, marschirte der Punier rasch auf Rom los; und es war doch kein kleines Grausen darinnen, als es hieß: Hannibal vor den Thoren! Er that es aber nur, um die Römer von seinem Hauptwaffenplatz Capua, den sie belagerten, abzuziehen, und kehrte wieder um, ohne einen Angriff auf die Stadt gewagt zu haben. Seine Absicht erreichte er auch nicht; denn die Römer bedrängten Capua fortwährend und eroberten es auch nach zweijähriger Belagerung.

Schon vorher hatte Marcellus nach Sicilien übergesetzt, um die abgefallene Stadt Syrakus zurückzukriegen. Auch sie mußte zwei Jahre belagert werden, denn sie wurde durch die wunderbaren Erfindungen des weltberühmten Mathematikers und Mechanikus Archimedes,

der sich in ihr befand, gewaltiglich vertheidigt. Dieser fertigte Maschinen, aus denen er ungeheure Steinmassen auf die nahenden römischen Schiffe warf, daß sie scheu die Flucht ergriffen. Kamen sie doch bis an die Mauer, so senkte er eiserne Haken herab, welche sie beim Vordertheil packten und in die Höhe zogen, wieder ins Wasser platschen und unliebsam darauf tanzen ließen. Ja er soll Brennspiegel erfunden haben, mit denen er entfernte Schiffe anzündete. So wirkten seine Maschinen auch auf der Landseite furchtbar gegen die Belagerer, die sammt ihren Schirmdächern von dem Hagel geschleuderter Felsstücke zerschlagen wurden. Allein die Römer wurden endlich doch, mit Hilfe von Verrath, der Stadt Meister, 212, und bei ihrem Eindringen fand Archimedes seinen Tod. Ein Soldat traf ihn mitten unter seinen Figuren, die er sich in den Sand gezeichnet hatte. Er studirte so ernstlich darin, daß er von der Eroberung nichts merkte, und dem Hereinstürzenden zurief: „Verstöre mir meine Kreise nicht!" Dieser stach ihn sogleich nieder, was gebildete Römer nachher tief bedauerten. Aber Syrakus war gewonnen, und die ganze Insel wurde 210 zurückerobert.

Das niedergedrückte Rom hob sich wieder kräftig empor, wenn es auch Mühe genug kostete, immer frische Truppen und frisches Geld zu schaffen. Wo indessen das Staatsvermögen nicht ausreichte, da traten die Einzelnen ein. Die Opferwilligkeit Aller war außerordentlich. Die Reichen schickten ihre silbernen und goldenen Geräthe in die Münze, um Geld daraus schlagen zu lassen.

Im J. 209 ereignete sich, bei Canusium in Apulien, wieder eine Schlacht. Zwei Tage lang kämpfte der zähe Marcellus mit dem auf's Erbittertste streitenden Hannibal; und wie harte Noth er anfangs litt, er ließ nicht ab, und erlangte zuletzt einen völligen Sieg. Hannibal zog sich mit finsterem Ingrimm in die Südspitze Italiens, nach Bruttium, zurück.

Alle Hoffnung desselben stand nun noch auf seinem Bruder Hasdrubal, der ihm von Spanien aus ein

neues Heer zuführen sollte. Dieser stieg auch wirklich mit 48,000 Mann, 8000 Pferden und 15 Elephanten, und zwar in günstigerer Jahreszeit mit weniger Verlust, an derselben Stelle über die Alpen, wo Hannibal seinen Uebergang bewerkstelligt hatte. Und er kam noch früher, als es sein Bruder dachte. Dieser drang eben nach Apulien vor, vom Consul Claudius Nero bewacht. — Da mußte den Römern alles daran gelegen sein, die Vereinigung der Brüder zu verhindern. Als darum Nero Hasdrubals Ankunft am Po erfuhr, brach er schnell mit den kernhaftesten seiner Truppen nach Norden auf, um zu dem andern Consul, Marcus Livius, welcher mit einem Heere in Umbrien stand, zu stoßen, und in Gemeinschaft mit demselben dem Hasdrubal den Weg zu verlegen. Den größern Theil seiner Soldaten ließ Nero vor Hannibals Lager stehen, und täuschte damit den klugen Punier, daß er seinen Weggang gar nicht inne ward. In Eilmärschen erreichte er den Livius schnell, und die Vereinten fielen ohne Säumen, bei dem Städtchen Sena, 207, über den Hasdrubal her. Der Ort war für diesen sehr ungünstig, und wiewohl er seines Geschlechtes würdig kämpfte, ward er doch mit fast allen seinen Leuten erwürgt. Es war eine Schlacht wie bei Cannä, nur umgekehrt. Sechs Tage nach der Schlacht hatte Nero den Rückweg von neunzig Stunden vollendet, und stand mit seinen Tapfern wieder vor Hannibals Lager. Er ließ den Kopf des Bruders den Vorposten hinwerfen; das war die erste Nachricht, die der große Gegner von dem sehnlich Erwarteten empfieng. Hannibal erkannte Karthago's Schicksal. Aber mit staunenswerther Standhaftigkeit behauptete sich der von aller Hilfe Verlassene noch vier Jahre in Italien. Alle Furcht vor ihm war nun freilich verschwunden. —

Wir müssen jetzt einen kurzen Blick nach Spanien hinüber werfen. Schon im Anfange des Kriegs hatte Rom auch dahin Kriegsvolk geschickt und mit wechselndem Glück gegen die Punier gekämpft. Endlich war der erst

24jährige Publius Cornelius Scipio als Oberbefehlshaber dorthin abgegangen; ein hoher Mann voll Würde, Verstand und Kraft, so fromm, daß er kein wichtiges Geschäfte vornahm, ohne vorher im Tempel gebetet zu haben, und so gütig und leutselig gegen die Menschen, wie man es selten bei einem Heiden gefunden hat. Dieser kämpfte höchst glücklich. Er nahm sogar wie im Spiel 209 Neukarthago mit unermeßlichen Schätzen ein. Da wurde ihm eine gefangene Spanische Jungfrau von so ungewöhnlicher Schönheit vorgestellt, daß er von ihrem Anblicke ganz betroffen wurde. Kaum aber hörte er, sie sei die Braut eines jungen Keltibererfürsten, als er sogleich diesen, Allucius mit Namen, sammt ihren Eltern herbeirufen ließ, und ihm die Braut übergab, indem er nichts dafür von ihm verlangte, als daß er ein Freund Roms sein sollte. Allucius versprach das tiefgerührt. Die Eltern legten doch ein Lösegeld für ihre Tochter dar; Scipio nahm es dankend an, verehrte es aber sogleich den Brautleuten zum Hochzeitsgeschenke.

Durch seine Menschenfreundlichkeit nicht minder als durch die Waffen gewann Scipio immer weitere Herrschaft in Spanien; und als man dort Hasdrubals Schicksal erfuhr, warfen sich die Spanier von allen Seiten den siegreichen Römern in die Arme. Scipio nahm den Puniern 206 auch noch das uralte Gades weg; er reinigte Spanien gänzlich von ihnen, und machte es zur römischen Provinz. Also selbst während der furchtbare Krieg in Italien noch nicht gar ausgekämpft war, erlangte Rom eine so große und wichtige Provinz. Wobei man sich jedoch vorstellen muß, daß darin noch manche unbezwungene Völkerschaften lebten, die erst hinfüro bewältigt werden mußten. Scipio kehrte mit schwerer Beute beladen nach Rom zurück.

Er wurde sogleich, 205, zum Consul erwählt, und seines Wunsches gewährt, mit einem Heere nach Afrika überschiffen zu dürfen, um dort den Krieg zu beendigen. Auf Sicilien traf er seine Zurüstungen mit gewohnter

Einsicht und Thätigkeit, und fuhr von da nach einem feierlichen Opfer unter dem Gejauchze einer zahllosen Menge nach Afrika hinüber. Er landete am schönen Vorgebirge. Gegen ihn geschickte Reiterschaaren warf er zurück, und bezog sodann auf einer Erdzunge wohlverwahrte Winterquartiere. — Er hatte in Afrika noch einen achtbaren Feind außer den Puniern; doch auch einen Freund. Westlich vom karthagischen Gebiete, da wo heutzutage Algier ist, lag das große Land der Numidier (Berbern, Amazigt), welches dazumal in zwei Reiche getheilt war. Der König der Massyler (um Cirta oder Constantine), Masiniffa, war mit Rom verbunden, aber freilich damals sehr geschwächt; Syphax, der viel mächtigere König von Massäsylien (Oran), hielt es mit Karthago. Im Frühling 203 geht Scipio aus seinem Lager. Er erfährt, daß die Punier und Numidier in zwei Lagern von Holz- und Rohrhütten liegen. Plötzlich um Mitternacht naht er still und läßt beide anzünden. Es erfolgt eine gräuliche Verwirrung der durch das prasselnde Feuer aus dem Schlafe Geschreckten, bei welcher er 40,000 derselben niederhaut; 5000 fängt er; viele finden den Tod in den Flammen. In einer folgenden Schlacht am Tage erringt er über ein neugesammeltes feindliches Heer den vollständigsten Sieg, und nimmt selbst den König Syphax gefangen. Ja, er erobert fast das ganze karthagische Gebiet bis auf die Hauptstadt. Wie bestürzt und niedergeschmettert in dieser, so erhoben und wonnetrunken war man in Rom. Hier ließ der Stadtprätor auf die erhaltenen Glücksbotschaften alle Tempel öffnen, daß Jedermann den Göttern danke.

Die Karthager aber wußten in ihrer schweren Angst und Noth nun nichts mehr zu thun, als den schmachvoll verlassenen Hannibal zu ihrem Schirm und Retter heimzurufen. Mit grimmigem Weh verließ er nach 16jährigem Aufenthalte Italien, den Schauplatz so vieler seiner Heldenthaten. Als er den Fuß vom Lande hob, um ins Schiff zu steigen, rann dem harten Mann eine Zähre

über die Wange, und er rief: Nicht Rom, sondern der Neid meiner Mitbürger hat mich besiegt! Wegen des Abzugs des einst so schrecklichen Gegners wurde ein fünftägiges Dankfest im ganzen römischen Reich gehalten.

Hannibal landete in Afrika, und betrat nach 36 Jahren zum erstenmal wieder den vaterländischen Boden, dessen er sich kaum noch aus seiner Kindheit erinnerte. Bei der Stadt Zama traf er mit den Römern zusammen. Er war noch derselbe treffliche General als zuvor, aber hatte die Leute nicht und versah sich keines Guten; darum versuchte er zuerst einen friedlichen Vergleich. Er lud den Scipio zu einer Unterredung ein. Sie ward angenommen und im Angesichte beider Heere standen die beiden größten Feldherren ihrer Zeit einander gegenüber. Scipio, jung noch, schön, blühend, die Brust von Siegesgewißheit gehoben, Hannibal, nicht alt noch, aber gebräunt und verwittert, mit seinem übrigen Einen Auge düster in die Zukunft blickend. Eine Zeitlang sehen sie sich schweigend an, und wie gegenseitig über einander verwundert. Endlich beginnt Hannibal zu reden vom wandelbaren Kriegsglück, auf das die Römer nicht zu sehr vertrauen, sondern lieber einen ehrenvollen Frieden eingehen möchten. Scipio will diesen nur bei unbedingter Unterwerfung der Feinde gewähren. Sie trennen sich unverständigt. — Am andern Morgen ermahnen Beide ihre Heere mit flammenden Worten und führen sie gegen einander zur Schlacht. Vor den Puniern stürmen 80 Elephanten her; aber das Trompetengeschmetter und Feldgeschrei der Römer jagte sie noch vor ihrem völligen Annahen zurück, und sie richten im eigenen Heere Verstörung an. Hannibal thut alles, um sein Volk wieder zu ordnen; er thut alles, was der beste Feldherr vermag; aber seine Truppen sind zu schlecht beschaffen, es ist umsonst, er unterliegt. 20,000 seiner Leute sind todt, 20,000 gefangen, die andern in die Winde zerstreut. Das war die Entscheidungsschlacht bei Zama, 202.

Es kommen, auf Betrieb Hannibals selbst, Raths-

herren von Karthago mit Oelzweigen ins römische Lager, und flehen kläglich um Frieden. Er wird unter folgenden Bedingungen bewilligt: 1) Karthago verzichtet auf alle Besitzungen außerhalb Afrika's; 2) es liefert alle seine Elephanten aus und alle Kriegsschiffe bis auf zehn; 3) es darf hinfort mit Niemanden ohne Genehmigung der Römer Krieg führen; 4) es gibt alle römischen Gefangenen und Ueberläufer umsonst zurück; 5) es bezahlt an Rom 10,000 Talente innerhalb 50 Jahren; 6) es stellt 100 Geiseln aus den edelsten Geschlechtern. Die Punier unterziehen sich allem in stiller Trauer. Sie sehen 500 ihrer Schiffe in Brand aufgehen. So ist Karthago's Macht zu Land und Wasser gebrochen, und Rom hat jetzt auch die unbestrittene Herrschaft zur See.

Jeder siegreich heimkehrende römische Feldherr durfte einen Triumph halten. Scipio hielt bei seiner Rückkehr nach Rom einen solchen, wie man noch keinen gesehen. Ich würde ihn beschreiben, gäb es nicht bald einen andern, von zwei alten Geschichtschreibern genau beschriebenen, den ich erzählen muß. Scipio bekam von seinem dankbaren Volke den Ehrennamen Afrikanus.

## § 27.

## Wie Rom von Süd und West nun nach dem Osten schaut.

Dieser große Erfolg ihrer Waffen erweckte in den Römern ein Streben nach Weltherrschaft. Aber es waren staatskluge Leute; so mischten sie sich zunächst erst in die Händel anderer Staaten und warfen sich denselben zu Schiedsrichtern auf; sie wußten nicht nur, daß von solchen zu Herrschern nicht mehr weit sei, sondern auch, daß sie so um ihr selbstsüchtiges Trachten noch einen ehrbaren Schleier ziehen konnten. Nachdem sie die Hauptmacht im Süden aufs Tiefste gedemüthigt und ein großes schönes Land im Westen, Spanien, in Besitz genommen hatten, schauten sie nun nach dem Osten hin, in die alte Welt, die hochberühmte vor ihnen.

Nach Osten hin lag das uns schon bekannte Mace-

donien, damals immer noch einer der mächtigsten Staaten. Auf Macedoniens Thron saß jetzt Philipp II., und der wollte es erst wieder recht groß machen; er gieng mit der Unterjochung Griechenlands um, das nach der Zersplitterung der dritten Weltmonarchie wieder eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatte; er griff auch andere Staaten an, z. E. den der Rhodier. Die Bedrängten, am dringendsten unter ihnen die Athener, riefen das gewaltige Rom um seinen Beistand an, und dieses sagte ihnen huldreich seine Vermittlung zu. Es kommt ein römischer Gesandter zu Philipp und fordert ihn auf, von seinen schlimmen Eroberungsgelüsten abzustehen. Philipp verwundert sich, und fragt bitter, was denn die Römer seine Sachen angiengen? Das ist nun freilich zu arg; da thut sichs nicht anders, man muß ihm den Krieg ankündigen. Dieser aber wird etliche Zeit ziemlich erfolglos geführt, bis endlich der auf dem Schauplatz erschienene Konsul Flamininus bei Kynoskephalä (Hundsköpfe — eine Reihe von Höhen) eine Hauptschlacht liefert, 197, in welcher die gepriesene Phalanx dem Ansturm der Legionen unterliegt und Philipp so besiegt wird, daß er sich gänzlich der Gnade der Römer übergibt. Er wurde sehr gezüchtigt, mußte alles Eroberte freigeben, sein Geld und seine Kriegsschiffe ausliefern, und ein ganz frommes Verhalten für die Zukunft versprechen.

Flamininus besuchte die isthmischen Spiele, wo die Griechen von allen Seiten her versammelt waren. Da verkündigt er ihnen die Freiheit von ganz Griechenland! Darüber brach ein unendliches Jubelgeschrei aus, Flamininus wurde von den dankbaren Hellenen fast erdrückt, und mit auf ihn geworfenen Blumenkränzen fast erstickt. Ja, die lieben Griechen waren jetzt wieder frei, so frei, als sie zu sein verdienten.

Gleich nach dem macedonischen Kriege gedachte man eines noch weiter nach Osten liegenden Reichs, nämlich Syriens, das nach Rom der mächtigste Staat der damaligen Welt war. Eben herrschte Antiochus der

Große (s. IX. 12.) darüber, der, wie oben bemerkt, sein Regiment weit über Asien ausgestreckt hatte. Man ließ ihm sagen, auch er müsse die griechischen Städte, die er in Kleinasien unterjocht habe oder unterjochen wolle, frei lassen, denn Rom habe einmal die Freiheit aller griechischen Staaten ausgesprochen, also auch der in Asien, und diesen sei das köstliche Gut der Freiheit so theuer und heilig als den europäischen. Dem großen Antiochus ward bange, denn er hatte schon zu Großes von den Römern vernommen; darum unterhandelte er erst lange mit ihnen, entschloß sich aber zuletzt doch lieber zum Kämpfen als zum Nachgeben. Zu Ersterem reizte ihn aufs Eifrigste Hannibal, welcher eine Zeit lang an der Spitze seiner tief herabgeworfenen Vaterstadt löblich und ersprießlich gewaltet hatte, als aber die argwöhnischen Römer seine Auslieferung von Karthago begehrten, zum Antiochus geflohen war. Aber Letzterer folgte ihm in der Führung des Krieges nicht. So rieth Hannibal, denselben gleich in Italien selbst zu beginnen; Antiochus jedoch zog nach Griechenland, um sich erst dieses und dann Italien zuzueignen. Allein es gelang ihm nicht einmal mit diesem; er wurde von dem Konsul Glabrio, 191, bei den Thermopylen so derb geschlagen, daß er eiligst nach Hause zog.

Aber lasse man sich mit Rom ein! Gleich im folgenden Jahre setzte der Konsul Lucius Scipio, ein Bruder des Afrikanus, über den Hellespont nach Asien, um das Wild in der eigenen Höhle aufzusuchen. Hier erscheinen also die römischen Adler zum ersten Mal in dem Mutterwelttheil. Und sie besiegten bei Magnesia (190) den Antiochus trotz seiner fürchterlichen Sichelwagen, welche die Leute rechts und links niedermähen sollten, auf's Vollständigste mit sehr geringem Verlust; denn neben ein paar hundert Römer lagen 50,000 Syrer auf dem Schlachtfelde. Der Große gab sich jetzt ganz klein: er bat auf's demüthigste um Frieden, der ihm unter sehr harten Bedingungen gewährt ward. Antiochus mußte die erstaun-

liche Summe von 15,000 Talenten erlegen, und verlor alle seine Besitzungen außer dem eigentlichen Syrien. L. C. Scipio hielt bei seiner Heimkunft nach Rom einen so glänzenden Triumph wie vordem sein Bruder, und empfieng den Beinamen Asiaticus.

In dem Friedensschlusse war auch die Auslieferung des ewigen Römerfeindes Hannibal mit einbedungen, der jedoch auf erhaltene Kunde davon weiter floh. Aber die Römer suchten ihn, und fanden ihn bei dem Könige Prusias von Bithynien. Unversehens wurde seine Wohnung von Soldaten umzingelt, und da er sah, daß er nicht mehr entrinnen könne, nahm er mit den Worten: „So will ich die Römer von ihrer Furcht befreien, weil es ihnen doch zu lange währt, bis ich alter Mann sterbe!“ ein schon lang bei sich getragenes Gift (183).

Nach etlicher Zeit gieng es abermals mit Macedonien an. Schon Philipp II. hatte sich in seinem tiefen Grimm über seine Erniederung heimlich wieder gegen Rom gerüstet. Er starb darüber; aber sein Sohn Perseus setzte die Rüstungen so eifrig fort, daß sie Rom nicht verborgen blieben. Von der Herrscherin zur Rede gesetzt, antwortete er trotziglich gerade heraus, daß er gesonnen sei, ihr schimpfliches Joch abzuschütteln. Allein Perseus war der Mann nicht. Er fand bei den benachbarten Staaten viel Hilfsgeneigtheit, und befand sich zu Anfange des Kriegs im entschiedenen Vortheil; aber sein Geiz und seine wirkliche Feigheit hinderten ihn an einer kräftigen Fortsetzung desselben; und als der tüchtige Konsul Lucius Aemilius Paullus, der Sohn des bei Cannä gefallenenen Aemilius, über ihn kam, that er einen eiligen Fall. Er wurde bei Pydna (168) aufs Haupt geschlagen, floh fast allein mit seinem Golde, und gerieth, auf der Insel Samothrace, in Gefangenschaft.

Diesem Perseus wurde der Thron abgesprochen, und Macedonien in vier Republiken zertheilt. Nur daß sie die Hälfte der bisherigen Abgaben, die sonst im Lande blieben, nach Rom schicken und im Uebrigen Alles thun

mußten, was die Römer haben wollten. Ueber diejenigen griechischen und andern Staaten, welche sich dem Perseus zugewendet hatten, ergieng ein schweres Gericht; ihre besten Schätze und ihre besten Männer als Geiseln wanderten nach Rom; in Epirus wurden 70 Städte den römischen Soldaten zur Plünderung preisgegeben und gegen 150,000 Epiroten als Sklaven verkauft u. s. w.

Bei seiner Rückkehr nach Rom hielt Aemilius einen Triumph, der glänzender war als jeder bisherige, selbst der des Africanus und Asiaticus. Diesen haben die Schriftsteller Livius und Plutarch beschrieben. Er dauerte drei Tage. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen waren überall Schaugerüste aufgeschlagen, welche das Volk in Festkleidern bestieg. Alle Tempel standen offen, und köstliche Weihrauchdüfte strömten aus ihnen heraus. Den ganzen ersten und zweiten Tag wurden auf endlosen Wagen die erbeuteten Gemälde, Bildsäulen und andere größere Gegenstände, dann die glänzend polirten feindlichen Waffen und Rüstungen dahergefahren, darnach durch Tausende von Männern das gemünzte Silber in offenen Gefässen und kunstreich gearbeitete silberne Geräthe einhergetragen. Der dritte Tag war der herrlichste. Da standen die Römer frühe auf ihren Schaugerüsten, den Zug anzusehen. Voraus spielte Kriegsmusik. Dann wurden von stattlich aufgeputzten Jünglingen 120 fette Opferstiere mit vergoldeten Hörnern, mit Bändern und Kränzen, geführt. Hierauf trug man das erbeutete gemünzte Gold in 77 Schüsseln, sodann das mannigfach und kunstvoll verarbeitete Gold, worunter insonderheit die kostbaren Gefässe aus des Perseus Schatzkammer sich auszeichneten. Nun fuhr der Staatswagen des entthronten Königs mit seinem Diadem (königlichen Stirnband) und seinem Waffenschmucke. Hinter diesem Wagen giengen seine armen Kinder. Ihnen folgte Perseus selbst, in Ketten und im Trauerkleide mit verstörtem Angesicht. Nach ihm gieng seine Gemahlin und übrige Verwandtschaft. Hierauf schritten Träger mit 400 goldenen Kronen, welche die

griechischen Städte den Römern verehrt hatten. Nunmehr aber kommt die Hauptperson, die majestätische Gestalt des Aemilius, des siegreichen Feldherrn, auf einem prachtvollen, von vier edeln Rossen gezogenen Triumphwagen in einem mit goldenen Sternen besäeten Purpurmantel, einen Lorbeerzweig in der Rechten, einen Kranz von Gold und strahlenden Edelsteinen auf dem Haupte. Hinter dem Triumphwagen ritten seine zwei tapfern Söhne. Und nun folgte das ganze Heer nach seinen Abtheilungen, mit Lorbeeren geschmückt, fröhliche Lieder singend. — O wie wohl that solch ein Triumph dem ganzen Römervolke!

Aber schon wird Rom von einer Schiedsrichterin eine Beherrscherin der Welt. Es befiehlt Königen und sie gehorchen. Zur Zeit des letzten macedonischen Kriegs machte das Ungeheuer, der König Antiochus Epiphanes von Syrien (s. IX. 12.), große Eroberungen in Egypten. Der römische Gesandte Popilius Länas kommt zu ihm und befiehlt ihm im Namen des Senats, Egypten zu verlassen. Der König will sich erst mit seinem Rathe besprechen; allein Popilius zieht mit dem Stabe einen Kreis um ihn und spricht: „Ehe du aus diesem Kreise trittst, muß ich deine Entscheidung wissen!" Und der König spricht: „Ich will thun, was der Senat für gut findet." — Könige kriechen im Staube vor Rom. Der König Prusias von Bithynien nennt sich „einen Freigelassenen des römischen Volks," und die Senatoren heißt er „seine rettenden Götter!" — Roms Scheu vor Ungerechtigkeit sank mehr und mehr dahin. Es war nicht blos „hart wie Eisen" (Dan. 2), sondern „mit eisernen Zähnen fraß es um sich" und „mit ehernen Klauen" zerriß es Alles, was neben ihm leben wollte (Dan. 7).

## § 28.

## Der dritte punische Krieg. (150—146.)

Es war seit der Beendigung des zweiten punischen Krieges ein halbes Jahrhundert vergangen. Karthago hatte sich trotz der schweren jährlichen Abzahlung an Rom

und den starken zu dessen Kriegen geleisteten Lieferungen durch gute Verwaltung und namentlich durch seinen Handel wieder bedeutend emporgehoben. Daran hatte Niemand weniger Freude als Rom; es sah mit scheelem Blick über das Mittelmeer hinüber auf das Wiederaufblühen der gehaßten Stadt, die doch wohl keine Nebenbuhlerin mehr werden konnte. Keiner aber in Rom empfand darüber mehr Ingrimm in seinem Herzen, als Cato, der Censor, ein Mann von strenger Tugend nach heidnischen Begriffen, welcher aber hier so wenig Gewissen besaß, daß er ohne allen rechtlichen Grund den Untergang Karthago's sehnlich wünschte und unermüdlich betrieb. Er schloß jede seiner Reden im Senat, sie mochte vom Bergbau oder von der Schafzucht handeln, oder von was sie wollte, mit dem Zusatz: „Uebrigens halte ich dafür, daß Karthago zerstört werden müsse!" Mochte nun hiebei anfangs in Etlichen noch etwas Gewissen sich regen, zuletzt stimmten sie Alle zu.

Ein Vorwand zum erneuten Kriege mit Karthago bot sich dar. Zweimal schon hatte Masinissa, jener Freund und Kampfgenosse der Römer (s. § 26.), der durch ihre Gunst jetzt über das ganze Numidien herrschte, den angrenzenden Puniern schöne Landstriche weggenommen. Sie hatten sich in ihrer Angst vor Rom nicht gewehrt, „denn sie sollten ja ohne dessen Genehmigung keinen Krieg führen," und ihre Klagen in Rom waren nur an taube Ohren gedrungen. Nun aber fiel sie der steinalte Masinissa zum dritten Mal räuberisch an; das war ihnen doch zu arg, und dieß Mal setzten sie sich zur Wehre. Allein da schrieen jetzt die Römer gleich: „Die Karthager haben den Friedensvertrag gebrochen!" und ließen sofort ein Heer von 84,000 Mann gegen sie ausziehen, welches zunächst nach Sicilien übersetzte.

Die Punier hören es mit Bestürzung, senden schleunigst Abgeordnete nach Rom und übergeben ihren ganzen Staat freiwillig, aber vertrauend in der Römer Hände. Man verbürgt ihnen ihre Freiheit, verlangt aber zum

Pfand für ihre gute Gesinnung 300 Geiseln aus den vornehmsten Geschlechtern. Die Karthager reißen sie aus den Armen ihrer jammernden Mütter, und schicken sie. Aber siehe, das römische Heer schifft doch von Sicilien nach Afrika hinüber, und steigt dort an's Land. Die Punier kommen zitternd und fragen: Warum und wozu denn? Sie hätten ja Alles gethan und wollten Alles thun, was Rom verlange? Darauf empfangen sie keine Antwort; aber der Befehl ergeht an sie, alle ihre Waffen auszuliefern. Sie gehorchen; 200,000 Rüstungen sammt anderem Kriegszeug werden auf Hunderten von Wägen in's römische Lager geschafft. Jetzt aber, da sie meinen, Ruhe zu haben, macht man ihnen folgende Eröffnung: Es sei der Wille des Senats, daß sie ihre Stadt verließen, und sich wo anders, doch wenigstens vier Stunden vom Meere entfernt, ansiedelten; denn Karthago müsse vertilgt werden!

Da faßt Verzweiflung die Betrogenen; ihr Jammergeschrei und Wuthgeheul erfüllt die Lüfte. Aber Alle sind schnell entschlossen, hierin nicht zu gehorchen, sondern um ihre theure, herrliche Stadt zu streiten bis in den Tod. Die Thore werden verrammelt, neue Waffen gefertigt. Auf allen Plätzen arbeiten Männer und Frauen Tag und Nacht. Metall reißt man herunter, wo man's findet, auch in den Tempeln; Bogensehnen werden aus Weiberhaaren bereitet. Die Stadt ist fest und hat 700,000 Einwohner, der vertheidigenden Arme sind genug.

Wirklich wurde Karthago ein paar Jahre lang vergeblich belagert, und erst, als Scipio Aemilianus den Oberbefehl erhielt, erlag sie, 146. Dieser Mann war ein Sohn jenes Aemilius, der den großen Triumph gefeiert, und zugleich durch Adoption (Annahme an Kindesstatt) ein Enkel jenes Scipio Africanus, welcher den zweiten punischen Krieg siegreich vollendet hatte. Dieser Scipio Aemilianus brach in einem fürchterlichen Sturm in die mit der äußersten Anstrengung vertheidigte Stadt ein. Aber drinnen war auch noch ein verzweifeltes

Wehren; Straße um Straße, Haus um Haus mußte genommen werden; sechs Tage wüthete der Kampf im Innern. Wie es dabei zugieng, wie die Soldaten und Verfolgten schrieen, brüllten und heulten, wie die Karthager erstochen, zerhauen, zertreten, aus den Fenstern gestürzt, und zerschmettert wurden ꝛc., das läßt sich nicht beschreiben.

Am siebenten Tage ergab sich auch die Burg, bis auf den obersten Theil derselben, einen Tempel, in welchen sich noch der Kommandant — wieder ein Hasdrubal — mit einigen Hunderten geworfen hatte. Da dieser aber sah, daß sie auch bei der hartnäckigsten Gegenwehr doch verloren seien, so schlich er sich heimlich zu Scipio und flehte um Schonung. Scipio trat mit ihm vor, und hieß ihn sich zu seinen Füßen setzen; so zeigte er ihn den droben auf der Tempelzinne Stehenden. Da zündeten diese den Tempel an, um sich zu verbrennen. Plötzlich erschien Hasdrubals Gemahlin auf der Zinne mit ihren zwei Kindern. Sie schalt von da herab ihren Gatten ob seiner elenden Feigheit, ermordete die beiden Kinder vor seinen Augen, und stürzte sich in die Flammen des Tempels.

Auch den Rest der Stadt befahl der Senat dem Boden gleichzumachen; 17 Tage brannte die große, 6 Stunden im Umfang haltende Stadt, bis sie Ein Aschenhaufen geworden war. Als Scipio von einer Höhe herab das dunkelrothe Flammenmeer sah, in welchem die 500jährige Beherrscherin des Meeres zu Grabe gieng, wurde er erschüttert, und mit Thränen sprach er Homers Vers von der Stadt Troja oder Ilios aus:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!"

Er meinte aber nicht das vor ihm zusammensinkende Karthago, sondern, wie er einem Freunde vertraute, seine Vaterstadt, deren dereinstiges gleiches Schicksal ihm im Geiste vorschwebte. Nach dem Brande wurde Karthago geschleift und der Fluch über die Stätte ausgesprochen, damit nie mehr eine menschliche Wohnung sich dort erheben sollte. Das war das Ende der hochherrlichen Phö-

nizierstadt! — Rom aber wurde durch die Botschaft davon in einen völligen Freudenrausch versetzt. Scipio erhielt nebst einem glanzvollen Triumphe den Beinamen seines Adoptiv-Großvaters Africanus mit dem Zusatz: „der Jüngere." Das karthagische Gebiet wurde unter dem Namen „Africa" zur römischen Provinz gemacht.

## § 29.

## Rom nimmt immer zu, aber auch an Schlechtigkeit.

Das römische Reich wuchs gerade zur Zeit des dritten punischen Krieges noch auf einer andern Seite beträchtlich. Macedonien und Griechenland, nicht dauernd gerührt durch die ihnen geschenkte Freiheit, erwiesen sich widerspenstig und feindselig. Der Konsul Metellus bekämpfte und besiegte das erstere, der Konsul Mummius das letztere. Nun löschte man ihnen auch ihren Schein von Freiheit gar aus; Macedonien war im J. 148, Griechenland im J. 146 (also gerade mit dem karthagischen Gebiet) in eine römische Provinz verwandelt. Korinth, „der Augapfel von Hellas," wurde dem Boden gleich gemacht.

Wohl drohte demnächst ein Abbruch auf entgegengesetzter Seite. Die starken kriegerischen Spanier hatten gegen die nach dem älteren Scipio sich ihnen sehr drückend auflegende römische Oberherrschaft einmal um's andere angekämpft, wobei sie nur darum weniger erzielen konnten, weil die einzelnen Stämme gewöhnlich nicht mit, sondern nach einander sich erhoben. Weil sie sich aber unter allen Völkern am hartnäckigsten gegen das Joch der Römer wehrten, so wurden diese furchtbar erbittert auf sie und giengen auf die schändlichste und schonungsloseste Weise mit ihnen um. Sie hielten ihnen kein Wort und keine Treue; auch im Frieden plünderten und zerstörten sie ihre Städte, und hieben Harmlose, ja von ihnen selbst erst noch sicher Gemachte, zu Tausenden nieder.

Da stand in dem Lusitanier Viriathus, einem klugen, kühnen und kraftvollen Manne, ein Rächer auf.

Entflammt von Vaterlandsliebe, wußte er auch seine spanischen Brüder zu entzünden, daß aus verschiedenen Völkerschaften eine große Schaar begeisterter Vaterlandsvertheidiger sich um ihn sammelte, mit denen er die Römer zu wiederholten Malen empfindlichst schlug. Ja, er trieb sie so zu Paaren, daß sie sich gezwungen sahen, einen Frieden mit ihm zu schließen, darin sie auf einen namhaften Theil Spaniens verzichteten; und das geschah mit Genehmigung des Senats: so tief demüthigte sich hier das stolze Rom. Allein ein neugekommener Konsul, Q. S. Cäpio, brach ohne Bedenken und mit Wissen und Willen des Senats den unrühmlichen Frieden; und als auch er den tapfern Viriathus nicht bewältigen konnte, scheute er sich nicht, ihn durch einige Offiziere desselben, welche er durch Bestechung gewann, aus der Welt schaffen zu lassen. 139.

Durch den Tod des trefflichen Führers gieng die Sache der Vaterlandsbefreier zurück. Indessen hielt sich immer noch die keltiberische Stadt Numantia, welche fest auf einem Berge am Durusstrome lag. Sie vertheidigte sich Jahre lang auf's Tapferste, und die durch Zuchtlosigkeit entarteten Römer konnten um so weniger gegen sie ausrichten. Endlich zogen sie unverrichteter Dinge ab. Aber die Numantiner hatten den Muth, sie zu verfolgen, und das Glück, sie in einem Engpasse dermaßen einzuschließen, daß sie alle vertilgen konnten. Sie gewährten ihnen freien Abzug unter der feierlich beschworenen Bedingung, daß nie mehr Römer gegen sie kämpfen wollten. Allein solch einen Vertrag respektirte Rom jetzt noch viel weniger als zur Zeit der Samniterkriege (§ 21.): zornwild sandte es seinen größten Siegeshelden, den Scipio Aemilianus, über das kleine Völklein. Dieser belagerte die Stadt auf's Neue, umschloß sie mit 60,000 Mann, und da sich solche Masse doch nicht zu stürmen traute, hungerte er sie aus. Immer stiller ward's drinnen. Der Hungertod würgte täglich mehr dahin. Sie schlachteten und verzehrten einander selbst. Andere tödteten sich, um nicht qualvoll zu verhungern oder in die Hände der Römer zu

fallen. Manche zündeten ihre Häuser an, und verbrannten sich und die Ihrigen mit ihrem Harm. Nur wenige Uebrige ergaben sich zuletzt und schlichen als mißgestaltete Schatten heraus. Die öde Stadt wurde dem Erdboden gleich gemacht (133). Scipio hieß nun Scipio Aemilianus Africanus Numantinus. Der römische Adler flog wieder stolz über Hispanien hin.

In demselben Jahre 133 fiel den Römern noch ein schön Stück Land durch Erbschaft zu. Da starb nämlich der kinderlose König Attalus von Pergamum, der ihnen sein Reich testamentarisch vermacht hatte. Auch Pergamum ward dem römischen Reiche einverleibt; es war die erste Provinz in Asien, und wurde darum „Asia" genannt. Um diese Zeit hatten die Römer auch schon in dem südlichen Theile Galliens Posto gefaßt, woselbst sie, etwas später, die berühmt gewordene Kolonie Aquae Sextiae (Aix) gründeten.

## § 30.

## Sitten und Bildung der Römer dieser Zeit.

Rom erscheint bereits mit der Weltherrschaft angethan. Wie es nun schon lange breit auf seinen sieben Hügeln thront, so herrscht es auch schon weithin über die Breite der bekannten Erde. Es dehnt seine Grenzen in Europa vom ägäischen bis zum atlantischen Meere; ein Theil Afrika's und ein Theil Asiens gehört ihm zu; und viele Länder und Reiche, die es noch nicht förmlich zu seinem Gebiet geschlagen, richten sich doch nach seinem gebieterischen Willen. Zu beachten ist aber, daß wir hier zuerst eine weitausgedehnte Republik sehen; die vorigen größern Reiche waren alle Monarchieen.

Die Römer dieser Zeit aber hat uns das Bishergesagte schon in einer viel schlimmern Beschaffenheit als die früheren erscheinen lassen. Stolz waren sie zwar von Anfang; aber je mächtiger sie wurden, desto stolzer auch. Ihr Hochmuth war Uebermuth geworden, und dieser kennt keine Schranken der Gerechtigkeit mehr. Wie war

jetzt schon die ursprüngliche Biederkeit und Redlichkeit verschwunden! Es gab wohl noch Ausnahmen, aber im Allgemeinen waren sie voll der Ungerechtigkeit. Sie erlaubten sich jedes Mittel, andere Staaten zu unterdrücken; sie begiengen hiezu die schreiendsten Ungerechtigkeiten. Da machten sie sich freilich ein Bild vor von ihrem Staate, als der von oben her berufen sei, herrlich zu werden auf Erden, für dessen Macht und Glanz Alles geschehen dürfe und solle. Sie begiengen aber nun auch schon für ihre eigene Person vieles und schreckliches Unrecht. In der That begann ihnen schon das Wohl des Staates zurück- und der eigene Nutzen hervorzutreten. Das Geld wurde ihnen immer werther. Sie wurden von einer wahren Geldsucht ergriffen, und brachten an sich, was sie konnten. Am ärgsten trieben es die Beamten in den eroberten Provinzen, welche dieselben nicht nur für die Staatskasse, sondern auch für den eigenen Seckel ausbeuteten und zum Theil gräulich ausraubten. Auch die Soldaten raubten für sich, und brachten aus den fremden Ländern oft ansehnliche Schätze mit heim. Die Bürger daheim neideten sie, und suchten sich auf andere Weise etwas ohne Mühe zu verschaffen; sie verkauften z. E. ihre Stimme in den Comitien, daß sie Aemtersüchtige für eine Geldsumme zu Konsuln, Prätoren ꝛc. wählten, was zuletzt allgemeine Sitte ward, oder sie legten sich auf noch schlechtere Künste, um auch ihren Theil an dem Reichthum zu erlangen, der von allen Seiten in die Herrscherstadt floß.

Dieser Reichthum war freilich ungeheuer; und in seinem Gefolge gieng Prunken und Wohlleben, das den Römern immer besser gefiel. Die alte Einfachheit der Lebensweise verschwand je mehr und mehr. Die Häuser wurden mit glänzenden Geräthen ausstaffirt, mit den aus dem Osten weggeschleppten goldenen und silbernen Gefässen, namentlich mit den köstlichen Gemälden und Bildsäulen Griechenlands ausgeschmückt; wenn man gleich auf das Aeußere der Wohnungen in der Stadt selbst noch weniger zu verwenden pflegte, ja noch manche Patrizier, wie die

meisten Plebejer, hölzerne Häuser in den schmutzigen Gassen bewohnten. Aber von Innen und Außen prächtig stellten sie ihre Landhäuser oder Villen her, deren sie unzählige in der Nähe Roms und durch ganz Italien hin besaßen. Da liefen herrliche Gebäude hin, mit Bädern und allen Gemächlichkeiten versehen; Gärten mit den schönsten Statuen, Bäumen und Blumen umzogen sie; große Fischteiche glänzten daran, die erst ausgegraben worden waren ꝛc. Solch eine Villa war wohl etwas Reizendes; und dahin zog sich der vornehmere Römer, wenn er von Kriegs- und Staatsgeschäften frei war; und von da reiste er dann nur manchmal auf kürzere Zeit nach Rom, um an den Versammlungen theilzunehmen. In solch einer Villa suchte er seine rechte Glückseligkeit. Aber nun nicht mehr so, daß er innig glücklich sein Feld pflügte, seine Obstbäume beschnitt, sein Gemüse zog; er saß auch nicht mehr am Herd, um sich sein Gemüse selbst zu kochen, noch die edle Römerin emsig schaffend am Wollgewebe; sie saßen in Prachtgewändern, mit Gold und Juwelen überladen, an der Tafel, und schmausten alles Gute und Theure, manchen Fisch, „der mehr als ein Ochse kostete," um sich darnach mit Spielen, Wasserfahrten u. dgl. zu vergnügen. Schon war ein gewaltiger Hang zum Schwelgen eingerissen, und durch alle Klassen hin; die Vornehmen thatens voran, die Geringern nach, so gut sie's vermochten. Die Aermsten, wenn sie einmal etwas Geld in der Hand hatten, verpraßten es heute und hungerten morgen. Mit der Schwelgerei geht Wollust Hand in Hand. Auch diese wucherte auf und gewann eine furchtbare Herrschaft. Das keusche Rom ward allmählich eine Kloake der Unzucht. Schreckliche, schauerhafte Unzucht kam zum Vorschein, und zwar im Dienste des Gottes Bacchus geübt.

Manche Censoren, besonders der schon genannte Cato arbeiteten ernstlich gegen das ausschweifende Wesen; sie wollten mit aller Gewalt die alte römische Nüchternheit und Sittenstrenge zurückführen; sie schalten, droh-

ten, straften; aber es war alles umsonst. Es war zu spät; in Griechenland und Asien hatten die Römer das sinnliche Genußleben kennen und lieben gelernt, und bald war es heimisch auch auf Latinischem Boden.

Dagegen hatten bis jetzt die Wenigsten die feinere Bildung der Griechen angenommen. An Kunst und Wissenschaft fanden sie im Ganzen noch immer keinen sonderlichen Geschmack. Die wunderbaren Gebilde eines Phidias, Praxiteles ꝛc. standen zwar in ihren Hallen, und sie thaten sich etwas zu Gute darauf; aber sie schauten sie wohl in vielen Tagen nicht an. — Außer der Kriegs-, Rechts- und Baukunde befließen sie sich noch am meisten der Beredtsamkeit, weil man diese bei den öffentlichen Verhandlungen sehr gut brauchen konnte. — Einer, freilich ein Grieche, der nur in Rom lebte, Polybius, schrieb eine sehr lobenswerthe, zuverlässige Weltgeschichte, von welcher noch Bruchstücke vorhanden sind.

Etliche der Römer, deren Natur übrigens nicht recht zur Poesie stimmte, thaten sich in der Komödie hervor, welche bei dem sonst so ernsten Volke jetzt allgemein beliebt war. Derjenige, welcher zuerst etwas Erkleckliches in der Lustspieldichtung leistete, heißt Markus Attius Plautus, von dem wir noch 20 Stücke besitzen, welche allerdings mit ächtem Volkswitze gewürzt sind und das römische Leben getreu abschildern. Ein berühmter Dichter dieser Art nach ihm ist Publius Terentius Afer, nicht so körnig und kräftig als jener, aber feiner und kunstmäßiger, der wegen seiner schönen und richtig gesetzten Sprache früher in unsern Schulen viel gelesen ward.

Wenn nun aber die Römer, Hoch und Nieder, mit namhaftem Ergötzen den vor ihnen aufgeführten Komödien beiwohnten, so war ihnen doch ein anderes Schauspiel unendlich lieber; das waren die a. 264 eingeführten Fechterspiele. In ihrem großen eirunden Circus saßen sie auf erhöheten Sitzen ringsumher Kopf an Kopf, und schauten mit gespannter Begier auf den Sandplatz unten hinab, wo die Gladiatoren — gewöhnlich Leute aus

dem Sklavenstande — mit einander kämpften. Paar und Paar bekämpften sie sich, nicht zum Scherz, sondern im bittern Ernst, auf Tod und Leben. Warum oder wozu? Blos zur Belustigung des Römervolkes. Manchmal standen sie sich zu Fünfundzwanzigen, manchmal zu Hunderten gegenüber, etwa in fremde Kriegstracht gekleidet, um einen Kampf anderer Völker vorzustellen; und sie stritten so lange, bis eine Partei todt oder schwerverwundet auf dem Boden lag. Auch mit Löwen, Tigern, Elephanten ꝛc. kämpften sie (s. 186), bis die Thiere oder sie selbst im Blute lagen; alles blos zur Belustigung des Römervolkes. Dieses konnte sich an dem gräulichen Schauspiel nicht satt sehen vom Morgen bis zum Abend. Es ist aber begreiflich, daß es dabei nicht sanfter, sondern immer wilder und grausamer wurde.

## § 31.

## Innerer Kampf zwischen Reichthum und Armuth.

Lange haben wir vorhin von nichts als auswärtigen Kriegen vernommen; nunmehr ist wieder von innern Kämpfen zu berichten.

Man meine doch nicht, daß die ungeheuern Schätze, welche Rom aus aller Welt an sich zog, die zeitlichen Umstände aller römischen Bürger glänzend gemacht hätten. Zum Theil flossen sie in die Staatskasse, und der Staat bestritt seine großen Bedürfnisse damit, stellte Prachtbauten davon her u. s. f. Was aber das Uebrige und allerdings Mehreste dieser Güter betrifft, so waren es im Verhältniß zur Menge des Volkes doch eigentlich nur Wenige, denen sie in die Hände fielen und in den Händen blieben. Das waren namentlich die Haupträuber, die Befehlshaber im Kriege, die Statthalter über die Provinzen und die Pächter der Staatseinkünfte; denn der Staat verpachtete damals die Steuern und Abgaben der eroberten Länder. Viel wurde freilich auch von den Soldaten geraubt; aber sie hatten, heimgekommen, ihr Erbeutetes in der Regel bald wieder verpraßt.

Jene Haupträuber waren wohl zumeist aus den Patriciern. Denn diese saßen ja ohnedieß im Fetten, und mittelst ihres Geldes konnten sie es bewerkstelligen, daß vorzugsweise ihnen die hohen Aemter des Staates, die man sich dann so einträglich machte, und der Pacht der Staatseinkünfte, an dem man das Doppelte und Dreifache zu gewinnen wußte, überlassen wurden. Weil indessen doch auch gar manche Plebejer schon sich zu hohen Aemtern, oder durch Theilnahme an dem bemerkten Pacht oder auf andere Weise zu bedeutendem Vermögen emporgeschwungen hatten, hinwiederum aber auch manche Patricische Familien durch zu große Verschwendung oder aus andern Ursachen heruntergekommen waren, so treten jetzt die Patricier als solche in den Hintergrund, und es stellt sich dagegen ein Adel hervor, welcher Geburtsadel, Amtsadel und Geldadel in sich verband, eine Genossenschaft der Reichen und Mächtigen (Optimaten), die wir hinfort mit dem uns schon bekannten Namen Aristokratie bezeichnen werden. Und dieser verhältnißmäßig kleinen Partei gegenüber steht der große Haufe des geringen und armen Volks, welcher jetzt, weil auch liederlich geworden, noch ärmer war als je.

Es war in Rom ein schreiender Gegensatz zwischen Reichthum und Armuth, und kein Mittelstand da. Es gab Gutsherren, welche einen Länderbesitz wie ein Fürstenthum hatten, den sie durch Tausende von Sklaven zu immer größerem Anwuchs ihres Mammons bearbeiten ließen; und daneben eine Masse Bürger, deren Gütlein längst an die Reichen verkauft war, die nichts mehr hatten als den geflickten Rock am Leibe, und mit Weib und Kind Hunger litten. Die Sklaven führte man besonders aus Asien ein; auf dem großen Markt von Delos konnten ihrer 10,000 an einem Tag verkauft werden. — Das Elend der verdrängten Bauern, des großen besitzlosen Haufens, war allerdings unsäglich. Es hatten auch besser gesinnte Männer, deren es doch immer noch einige gab, schon lange und viel sich damit beschäftigt, wie dem abzuhelfen sei.

Endlich traten zwei Männer auf, der namenlosen Noth zu steuern. Das sind die beiden Gracchen.

Sie stammten selbst aus einem vornehmen und reichen Hause. Ihr Vater hatte das Consulat bekleidet. Ihre Mutter war die hochgesinnte Cornelia, die nach dem Tode ihres Gemahls hätte Königin von Egypten werden können, aber den Heirathsantrag ausschlug, um ganz der Erziehung ihrer Kinder leben zu können. Und sie erzog diese vortrefflich, so weit es im Heidenthum möglich war. Das ist die Mutter, welche einstmals, da sie schmucklos unter kostbar geschmückten Frauen saß, ersucht wurde, sie möchte doch auch ihre Kleinodien zeigen, und die dann ihre beiden Söhne vorstellte und sprach: „Das sind meine Kleinodien!" Es thut wehe, daß diese keinen schönern Freudenglanz auf ihr nachfolgendes Leben geworfen haben.

Als der ältere Sohn, Tiberius Sempronius Gracchus, Volkstribun geworden war, gieng er mit dem wärmsten Eifer daran, dem armen Volke Hilfe zu verschaffen. Es war wirklich Mitleid mit dem grausigen Elende, was ihn am stärksten zu seinem Unternehmen trieb. Zuerst hielt er in den öffentlichen Versammlungen ergreifende Reden; er griff mit solchen Worten an die Herzen, „die Thiere hätten Gruben und Nester, aber die Herren der Welt (die römischen Bürger) keinen Fußtritt Erde" u. s. f. Als er auf solche Weise vorbereitet hatte, kam er darnach mit dem Vorschlag, daß dem alten (licinischen) Gesetze gemäß kein Bürger mehr als 500 Jauchert Landes besitzen und, was er zur Zeit mehr besitze, den armen Bürgern überlassen werden sollte gegen billige Entschädigung aus dem Staatsschatze. Nun, dadurch wären freilich die bestehenden Verhältnisse ganz ungeheuerlich umgewandelt worden; da würden Manche mit Einem Schlag ganze Herrschaften Besitz verloren haben, und blutarme Bürger würden auf einmal stattliche Gutsbesitzer geworden sein. Es ist kein Wunder, daß des Gracchus Beginnen eine außerordentliche Erregung hervorrief; das Volk jubelte schon vor Freude, und die Reichen schnaubten vor Zorn.

Nach dem Herkommen wurde der Vorschlag auf dem Forum in der vollen Versammlung aller Römer zur Verhandlung gebracht. Aber wie nun eben die Sache im besten Zuge für das Volk war, erhob sich ein anderer Volkstribun, Oktavius, den die Reichen auf ihre Seite gebracht hatten, und sprach: Veto (ich verbiete!), und damit war der Antrag zwar nicht ganz abgewiesen, aber doch zur endlichen Erledigung auf eine künftige Versammlung verschoben. Die Verfassung gewährte dem Oktavius das Recht zu seinem Veto; allein hier verließ den Gracchus die Besonnenheit, und die Leidenschaft nahm ihn hin; er ließ seinen Amtsgenossen vom erbitterten Volk als einen Volksfeind absetzen, was gegen allen Brauch war. Und so wurde der wohlmeinende Mann, dessen Antrag, wie bedenklich auch, doch verfassungsmäßig eingebracht war, ein eigentlicher Revolutionär.

Nunmehr nach der Entfernung des feindlichen Kollegen siegte er freilich; sein Vorschlag wurde bei einer neuen Versammlung durch Stimmenmehrheit angenommen. Allein der Zorn der Begüterten wurde darüber zu tobendem Grimme. Und wie Gracchus seinerseits Anstalten traf, um mit Gewalt durchzugreifen, so rüsteten sich anderseits auch die Aristokraten. Droben auf dem Capitolium geriethen beide Parteien an einander. Es war zuerst ein entsetzliches Geschrei und Getöse. Da Gracchus sich dabei nicht verständlich machen konnte, bewegte er seine Hand nach dem Kopfe, um dem Volke anzudeuten, daß sein Kopf in Gefahr schwebe. Gleich schrieen einige der Gegner, er habe ein Zeichen gemacht, daß man ihm die Königskrone aufsetzen solle; und darauf fiel, trotz dem Gegenbefehl des Consuls, der Oberpriester Scipio Nasika an der Spitze einer bewaffneten Schaar über die Volkspartei her. Und wie das Volk ist, schnell in Hitze versetzt, doch nicht Stand haltend, — es ließ nach kurzem Kampf seinen Führer im Stich und lief davon. T. Gracchus wurde mit Knitteln todtgeschlagen; 300 seiner Anhänger fielen mit ihm. Und nicht einmal ein ehrliches Begräb-

niß verstattete man ihm; man warf sie alle als Vaterlandsverräther in die Tiber. 133.

Als das Volk wieder frischen Muth geschöpft hatte, geberdete es sich indessen entsetzlich wild, so daß der Senat es nicht wagte, das einmal angenommene Ackergesetz für ungültig zu erklären. Vielmehr ließ er erwählte Männer zur Austheilung des Landes schreiten. Allein bei der Ausführung zeigten sich begreiflicherweise große Schwierigkeiten, und die Sache kam baldigst ins Stocken.

Etliche Jahre später griff jedoch der jüngere Bruder des Erschlagenen, Cajus Gracchus, das Werk auf's Neue an. Er war ganz gleichen Sinnes mit dem Tiberius, nur noch kräftigeren Geistes, aber auch noch leidenschaftlicher. Und bei ihm gesellte sich zum Eifer für des Volkes Wohl auch noch die Begierde, den Bruder zu rächen. Das Volk setzte jetzt all sein Vertrauen auf ihn; und sie erhitzten sich gegenseitig immer mehr. Da gab's Frevel. Der hohe Scipio Aemilianus Afrikanus Numantinus, welcher mit den Gracchen nahe verwandt war, hatte sich doch gegen ihre Sache erklärt; er ward eines Morgens todt im Bette gefunden, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß er von der Volkspartei ermordet wurde. — Als nun Cajus Gracchus trotz aller Gegenwirkung der Aristokraten 123 zum Volkstribun erwählt worden war, bemühte er sich mit der größten Heftigkeit, nicht nur seines Bruders Unternehmen zur völligen Ausführung zu bringen, sondern auch noch weitere Aenderungen ins Werk zu setzen, daß man z. B. den Latinern das volle Bürgerrecht ertheilen solle. Seine Mutter Cornelia warnte, ermahnte und bat ihn, doch besonnen zu handeln, allein er achtete nicht darauf. Da gewann die Gegenpartei einen andern Tribun, der mit seinen Vorschlägen den Gracchus an Freigebigkeit noch überbieten mußte, bis das verwirrte Volk gegen den Gracchus gleichgültig geworden war. Zuletzt kam es wieder zu einem blutigen Zusammenstoß. Als bei einem Opfer, mit welchem jede Römerversammlung begonnen wurde, ein Lictor die Ein-

geweide des Opferthieres wegtrug, und gerade damit den heftigsten Volksleuten nahte, rief er leichtfertig aus: „Macht Platz für ehrliche Leute, ihr schofeln Bürger!" Er wurde augenblicks von den Wüthenden niedergestoßen. Das war dem Senat erwünscht; er ließ den Ruf an den anwesenden Consul ergehen, „er möge zusehen, daß der Staat keinen Schaden leide!" eine in Nothfällen gebräuchliche Formel, womit Vollmacht zu beliebigem Einschreiten gegeben ward. Der Consul Opimius heißt alsbald die Senatoren und Ritter mit ihren Clienten und Sklaven sich bewaffnen. Die Volkspartei bewaffnet sich auch. Opimius läßt angreifen, und das Volk hält abermals schlechten Stand. Cajus Gracchus erlitt das Schicksal seines Bruders; er ward mit 3000 seiner Anhänger, die meisten davon auf der Flucht, getödtet. 121.

Der Consul hatte versprochen, den Kopf des Gracchus mit Gold aufzuwiegen. Dieser wurde von einem Römer abgeschnitten, mit Blei ausgefüllt und dem Consul gebracht, welcher 17 Pfund Goldes dafür bezahlte! — Das hatte Cornelia von ihren Söhnen, ihren Kleinodien! Sie trug ihr hartes Geschick mit Fassung und konnte ohne Thränen von ihnen reden. Späterhin, als auch sie todt war, wurden die Bildnisse von ihr und ihren Söhnen in Rom aufgestellt und hoch verehrt.

Das Ackergesetz wurde aber jetzt wieder abgeschafft. Das Volk blieb arm und elend wie zuvor, wurde noch unzufriedener und ingrimmiger als zuvor, wurde auch noch fauler, bestechlicher und in jeder Weise nichtsnutziger. Aber die Aristokratie wetteiferte mit ihm an Nichtsnutzigkeit und namentlich auch an Feilheit.

## § 32.

## Der Jugurthinische Krieg.

Ein trauriges Bild von der Verdorbenheit der römischen Sitten, die in dem Rottenwesen immer schneller und tiefer sanken, zeigt uns die Geschichte mit Jugurtha.

Jener Massinissa, den wir bei den punischen Krie-

gen kennen gelernt, hatte sein weites Reich Numidien seinem Sohne Micipsa hinterlassen. Diesem waren zwei Söhne, Adherbal und Hiempsal geboren worden. Mit ihnen ließ er den Jugurtha, den unächten Sohn eines verstorbenen Bruders, erziehen; und um diesen schlauen, tapfern und verwegenen Menschen durch Güte zu gewinnen, setzte er ihn seinen Söhnen gleich, und theilte sterbend unter alle Drei das Erbe. 118.

Allein der herrschsüchtige Jugurtha räumte gleich im ersten Jahre nach des gütigen Pflegvaters Tod den Hiempsal durch Meuchelmord aus dem Wege, und dessen Bruder überzog er mit Krieg. Der bedrängte Adherbal floh nach Rom und bat dort um Hilfe gegen seinen Untertreter, die man ihm, erzürnt über dessen frevelhaftes Thun, auch reichlich zusagte. Aber Jugurtha schickte seinem Verkläger Diener mit vollen Beuteln nach; diese besuchten die Senatoren von Haus zu Haus, indem sie dabei ihre Beutel leerten, und siehe, der Zorn legte sich. Der Senat that den Ausspruch: „Beide Könige sollten friedlich neben einander zu gleichen Theilen das Land regieren." Kaum war jedoch Adherbal wieder in Afrika drüben, als ihn Jugurtha, unbekümmert um den Senatsbeschluß, auf's Neue bekriegte; und als Jener dahin gerieth, sich ihm ergeben zu müssen, so ließ er ihn, dem er Leben und Freiheit feierlich verbürgt hatte, grausam zu Tode foltern. 112.

Auf diese Nachricht schickten die beleidigten Römer nun freilich ein Heer gegen ihn über's Wasser. Allein Jugurtha bestach den Feldherrn, Calpurnius Bestia, und erlangte dadurch von ihm einen günstigen Frieden. Darüber schrie allerdings das Volk in Rom, und auf Andringen des Tribun Memmius ward Jugurtha nunmehr zur Verantwortung dahin gefordert. Er lacht und geht nach Rom, nachdem ihm sicheres Geleite versprochen ist. Er hat viel Gold bei sich, und mit diesem Zaubermittel wendet er die ihm drohende Gefahr einer Verurtheilung kräftig von sich ab. Da wird er so kühn, daß

er in Rom selbst einen dort sich aufhaltenden Enkel des Massinissa, der ihm vielleicht noch einmal schädlich werden konnte, ohne große Heimlichkeit erdolchen läßt. Das ist aber doch zu arg. Man packt ihn zwar nicht, um des versprochenen sichern Geleites willen, befiehlt ihm aber, augenblicklich Italien zu verlassen; das Weitere werde nachfolgen. Jugurtha geht lachend aus Rom; draußen wendet er sich noch nach ihm um und ruft verächtlich: „O feile Stadt, mit dir ists aus, wenn sich ein Käufer findet!"

Es zog ihm ein römisches Heer nach Afrika nach. Aber — ein Theil desselben geht bestochen zu ihm über, und der andere läßt sich von ihm durch's Joch schicken! Nun mußte denn doch Roms Ehre gerettet werden. Das Volk tobte. Man wählte einen redlichen und tüchtigen Feldherrn, den Quintus Cäcilius Metellus, und schickte ihn mit frischen Truppen nach Numidien. Dieser war unempfindlich gegen Jugurtha's Gold, schlug tapfer auf ihn los, verwüstete sein Land, und trieb ihn endlich so in die Enge, daß er zu seinem Schwiegervater, dem Könige Bocchus von Mauretanien (Marokko) floh, der sich auch zu gemeinschaftlicher Sache mit ihm bereden ließ.

Metellus konnte den Krieg in der ihm zugemessenen Zeit nicht vollenden; er mußte das Kommando dem neuerwählten Consul Cajus Marius abtreten. Dieser war eines Bauern roher Sohn, aber mit einer guten Portion Mutterwitz versehen und von außerordentlicher Thatkraft und Tapferkeit. Er nahm in Numidien einen der noch unbezwungenen festen Plätze nach dem andern ein, und schlug zuletzt bei Cirta die vereinte 60,000 Mann starke Reiterei beider Könige blutig zusammen. Darnach gelang es ihm, durch seinen Quästor Lucius Cornelius Sulla, einen hochadeligen und feingebildeten, dabei äußerst klugen und gewandten Mann, den Bocchus zu überreden, daß er gegen ein Stück von Numidien seinen Schwiegersohn festnahm und den Römern auslieferte. So ward dieser Krieg, der von 111 bis 106 dauerte, geendigt.

Jugurtha wurde 104 in Fesseln nach Rom gebracht,

und gieng in denselben, jetzt nicht mehr lachend, sondern halb wahnsinnig vor Scham und Schmerz, sammt seinen zwei Söhnen vor dem Triumphwagen des Marius her. Dann stieß man ihn in einen tiefen Kerker. Hier sollte er verhungern. Als aber der Mann von starker Natur am sechsten Tage noch lebte, ward er aus Gnaden erdrosselt. Der Theil von Numidien, den Bocchus nicht als Verrätherlohn empfieng, wurde vorerst einem Halbbruder Jugurtha's übergeben.

## § 33.

## Kampf mit den Cimbern und Teutonen.

Wir haben nun eine höchst merkwürdige Erscheinung, wie nämlich die Römer zum ersten Male mit unsern Ahnen zusammenstoßen. Jenseits der von Rhätern und keltischen Völkern umwohnten Alpen lag den Römern noch unbekanntes Land, und Niemand unter ihnen wußte näheres von dem ungeheuerlichen Volke der Germanen, welches dahinter bis zur Nord- und Ostsee, und vom Rhein bis zur Weichsel in vielen Stämmen hauste. Nur an der untern Donau waren die Griechen mit den deutschen Völkerschaften der Geten und Bastarnen schon zusammengetroffen.

Zwei solcher Stämme, die Cimbern und Teutonen, verließen in Folge einer Sturmfluth ihre bisherigen Wohnsitze, in Jütland und an der Ostsee, mit Weib und Kind, Hab und Gut, und drangen gegen Süden vor. Sie zogen auf Karren, und der streitbaren Männer allein waren nahezu an 400,000. Zunächst brachen die Cimbern in die östlichen Alpen ein. Die Römer wollten die Grenze vertheidigen; aber wie erschreckte sie der Anblick dieser Leute! Es waren lauter Riesen gegen sie. Dazu stacken ihrer Viele in Eisen vom Kopf bis zur Zehe. Sie hatten mannshohe Schilde und lange breite Schwerter, auch gräuliche Streitkolben. Ihr Kopf aber war mit einem kupfernen Helm bedeckt, auf welchem sich noch als Aufsatz, seltsam und schrecklich anzusehen, ein Thierbild

befand, ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, ein Bär, ein Wolf mit offenem Rachen ꝛc. Mit diesem Helm auf dem Kopfe war der Germane fast noch einmal so groß, als ein Römer. Unter dem Helm wallte goldrothes Haar lang herab, und die großen blauen Augen blickten so steif und starr, daß man den Blick nicht aushalten mochte. Und die erstaunliche Menge solcher Krieger!

Es war schon im J. 113, da schlugen sich die Römer zuerst in Kärnthen, bebenden Herzens, mit diesen furchtbaren Fremdlingen. Hätte nicht ein ausbrechendes Gewitter die Schlacht beendigt, es wäre kaum ein Römer übrig geblieben. Hierauf zogen die Germanen westwärts fort und durch Helvetien nach Gallien hinein. Im Süden dieses Landes hatten die Römer auch schon Besitzthum (§ 29); das wollten sie gegen die Germanen schirmen. Sie wurden im J. 109 jämmerlich, im J. 107 erbärmlich von ihnen zusammengehauen. Das war aber alles noch wenig gegen die fürchterliche Niederlage, welche sie 105 am Rhodanus unter ihren Führern Mallius und Cäpio erleiden mußten. Hier wurden 80,000 Römer in Stücke gehauen, und nur die Feldherren und 10 Soldaten entrannen, um die große Trauerkunde nach Rom zu bringen; die Gefangenen wurden von Priesterinnen geopfert.

Ein ganz ungewohnter Schrecken durchdrang die Weltherrin. Man hieß ihn nachher den „Cimbrischen," und wenn man eine außerordentlich große Bestürzung bezeichnen wollte, so sagte man: es befiel mich ein Cimbrischer Schrecken. Die Römer sahen die entsetzlichen Menschen schon vor den Thoren ihrer Stadt, und weil der alte eiserne Muth doch schon etwas abgenommen hatte, so klapperten Vielen die Zähne. „Wer kann gegen diese stehen?" so fragte man sich mit bleichen Lippen. „Das kann etwa noch Marius mit seinen festen Knochen, mit seinem wildtrotzigen, in Afrika noch dunkler gewordenen Angesicht und mit seiner ausnehmenden Tapferkeit und Feldherrnkunst." So wurde Marius, den Gesetzen zum

Trotz, abermals zum Consul und Oberbefehlshaber gegen die Germanen gewählt. Diese brachen doch nicht gleich nach Italien herein, wie sie gedroht hatten; man weiß nicht, warum. So gieng Marius mit einem neuausgehobenen Heere, unter das auch Sklaven und Fremde eingereiht worden waren, zu ihnen nach Gallien hinüber. Er fand sie nicht. Sie hatten unterdessen weitherum gebeutet, ja sogar die Pyrenäen überschritten und Spanien einen Besuch abgestattet. Doch kehrten sie von dort nach zwei Jahren zurück. Diese Ruhezeit war dem Marius höchst erwünscht, er konnte sie benützen, seine Soldaten recht einzuüben und vorzubereiten für den schweren Kampf.

Im dritten Jahre erschienen die Teutonen allein — die beiden Stämme hatten sich getrennt — im südlichen Gallien bei den Besitzungen der Römer wieder. Marius vermied lange den Kampf mit ihnen; er wollte, daß sich seine Leute allmählich erst an ihren schauerlichen Anblick gewöhnen möchten, und zog darum nur immer neben ihnen her. Endlich, als ihm die rechte Zeit vorhanden zu sein schien, hielt er den Feinden, die ihn als feig verspottet hatten, Stand zur Schlacht. Es war bei Aquä Sextiä, 102. Am ersten Tag kam es nur mit einem Theil des Teutonischen Heeres zum Treffen, der glücklich zurückgeworfen wurde. Während der Nacht tönte von den Feinden ein furchtbares Gebrüll und grausiger Schlachtgesang zu den Römern herüber, welche sich dagegen ganz still in ihrem Lager verhielten. Am andern Morgen stürmte die ganze Menge der Feinde heran. Sie schlugen mit ihren nervigen Armen und mit ihren langen breiten Schwertern grimmig drein, und ihre Weiber feuerten sie aus der Wagenburg durch unaufhörliches Geschrei zu Muth und Wuth an. Allein die treffliche Kriegskunst des Marius und die genaue Ausführung seiner Befehle von Seite seiner so wohl geschulten Truppen siegte doch über die rohe Tapferkeit der Germanen. Sie fielen in ganzen Reihen über einander hin, und die Römer mußten über Hügel von Leichen schreiten, um zu den hintern zu

gelangen, die sie dann auch niederstreckten. Zuletzt stürmten sie noch die feindliche Wagenburg, welche von den deutschen Weibern auf's Hartnäckigste vertheidigt wurde, bis ihnen die Kräfte ausgiengen, worauf sie zuerst ihre Kinder und dann sich selbst erstachen. Der streitbaren Männer lagen mehr als 100,000 auf der Wahlstatt, und die wenigen Uebrigen, darunter ihr Herzog Teutobod sammt einigen Fürsten wurden gefangen. Der Teutonische Stamm war vernichtet.

Unterdessen brachen die Cimbern über den Brenner Paß wirklich in Italien ein. Sie fuhren auf ihren Schilden jauchzend die Eisgletscher herunter. So eilte denn Held Marius, welcher in Rom abwesend immer wieder zum Consul erwählt wurde, mit seinen zwar geschmolzenen, aber siegesmuthigen Truppen an den Po. Und es stand dort noch ein anderes Römerheer unter dem Consul Catulus, mit dem er sich vereinigen konnte. Ehe die Cimbern zum Kampfe schritten, schickten sie eine Gesandschaft, und baten für sich und ihre Brüder, die Teutonen, „um Land zum Wohnplatz," so wollten sie friedlich neben den Römern wohnen; denn das schöne Land umher gefiel ihnen über die Maßen wohl. Marius erwiederte ihnen, „die Teutonen hätten Land genug für immer!" Diese Rede hielten die Cimbern, die von dem Untergange ihres Bruderstammes noch nichts wußten, für Spott und drohten Rache. Da ließ ihnen Marius die gefangenen Teutonischen Fürsten zeigen. — Nun forderte der Cimbernherzog, Bojorich, die Römer zur Schlacht heraus; und zwar „sollten sie selbst Ort und Zeit derselben bestimmen." Marius wunderte sich über dieß Ungewöhnliche, nahm aber die Ausforderung an, bestimmte die Raudische Ebene links vom Po, und den nächsten Tag, den 30. Juli 101, zur Schlacht. Die ganze Macht der Cimbern rückte in einem ungeheuern, anderthalb Stunden langen und breiten Viereck gegen das römische Heer an. Sie waren stark und tapfer, was man nur sagen kann; allein es ermattete sie die ungewohnte Hitze

des italischen Sommertages; auch standen sie so, daß der Sonnenstrahl sie blendete und der Wind ihnen den Staub entgegenwehte, dazu hatten sie sich thörichterweise, um nicht getrennt zu werden, mit Ketten aneinander geschlossen, wodurch sie um so mehr im Kampf gehindert waren, weil sie nun auch die Getödteten mit sich schleppen mußten; — und dabei ein Marius und der gleichfalls tüchtige Catulus gegen sie! Genug, es wiederholte sich bei ihnen das Geschick der Teutonen; sie wurden mit Ausnahme einiger Tausende, die man gefangen nahm, fast bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Gegen 140,000 streitbare Männer sanken auf die Wahlstatt. Wer aber nach der Wagenburg floh, der wurde dort als ein elender Feigling von den ergrimmten Weibern erwürgt, die dann ebenso, wie die Teutonischen, ihre Kinder und sich selbst tödteten. Auch der Cimbrische Stamm war vertilgt.

So gieng dießmal noch für Rom die Gefahr von den Germanen vorüber. Es sah nichts von ihnen als die Gefangenen, die mit ihrer hohen Gestalt, mit ihrem Goldhaar und ihrem stieren Blick durch seine Thore einzogen, über die es staunte und sich freute, mehr als dort über Karthago's Elephanten (§ 24.). Unsere lieben Ahnen waren damals noch gar zu roh und wild; wir wollen's darum nicht bedauern, daß sie unterlagen und Roms Cultur vor ihnen erhalten blieb, welche ihre besten Früchte, in Kunst und Wissenschaft, erst noch bringen sollte.

Der Bauernsohn Marius aber ward von vielen Römern wie ein Gott verehrt; sie spendeten ihm Trankopfer beim Mahle, und nannten ihn den dritten Romulus, den zweiten Camillus. Das Heer hatte er ganz an seine Person gekettet, wenn er es zunächst auch entließ. Aber zum Heilen der inneren Schäden fehlte ihm alles Geschick des Staatsmannes.

## § 34.

## Der Bundesgenossenkrieg. (91—88).

Wenige Jahre nach dem cimbrischen Schrecken, der

sich in Siegesjubel auflöste, trat die Gefahr des Untergangs Rom noch näher, ja sie umringte es von allen Seiten. Die meisten Städte und Völker Italiens waren mit Rom unter dem Namen Bundesgenossen vereinigt. Sie hatten in allen Schlachten an der Seite der Römer gekämpft, und ihr Blut für Roms Heil und Herrlichkeit vergossen; dafür wollten sie aber auch mit ihnen gleichbegünstigt sein, wollten das volle römische Bürgerrecht haben. Darauf hatte man ihnen schon öfters Hoffnung gemacht, aber dieselbe nie erfüllt, abgesehen von einer kleinen Ausnahme, die sich Marius nach der letzten Schlacht erlaubte.

Als nun zuletzt ein förmlicher Antrag des Volkstribuns Marcus Livius Drusus, „den Italern das Bürgerrecht zu ertheilen," abgewiesen, dagegen der Vorschlag eines Andern, „alle diejenigen zu strafen, welche das Begehren der Bundesgenossen unterstützen würden," angenommen und Drusus 91 ermordet wurde, da zuckte es durch ganz Italien hin; allerwärts standen die Getäuschten und Erbitterten auf, die Marser, Picenter, Peligner, Marruciner, Frentaner, Samniter, Vestiner, Hirpiner, Apulier, Lucaner ꝛc.; nur einige, und namentlich die Latiner, Etrusker und Umbrer, nahmen an dem Handel keinen Theil.

Die empörten Bundesgenossen riefen das ganze Italien zu Einer Republik aus. Und nicht Rom mehr sollte die Hauptstadt sein, sondern Corfinium, das auch in der Mitte des langen Stiefels, nur östlich lag. Sie schufen einen Senat von 500 Gliedern, Consuln, Prätoren und andere Beamte, welche ihren Sitz in Corfinium nahmen. Sie führten gleich ein Heer von 100,000 ins Feld gegen das selbstsüchtige Rom, das hinfort nichts mehr sein und haben sollte als jede andere Stadt Italiens.

Zwei Jahre wüthete der blutigste Krieg um Rom herum und oft vor seinen Thoren. In seinen Hilfsmitteln so sehr beschränkt, daß es mit Noth ein größeres Heer aufbrachte, erlitt es Anfangs mehrere Niederlagen, und

die stolze Weltherrscherin schwankte, wie ein hoher Thurm im Gewittersturme. Aber sie taumelte in ihrem Verstande nicht; sie war so klug, jetzt den treugebliebenen Bundesgenossen das Bürgerrecht von freien Stücken zu ertheilen, wodurch sie diese ganz für sich gewann und zum kräftigsten Beistand ermunterte. Das Kriegsglück wendete sich wieder; der alte Marius trieb die Tapfersten der Feinde, die Marser, zurück, und Sulla that, zum schweren Verdruß des Marius, noch Größeres, er schlug die Marser und Samniter so nachdrücklich, daß sie sich Rom wieder unterwerfen mußten. So war auch dieser dräuende Nothstand vorüber, nachdem auf beiden Seiten gegen 600,000 Menschen gefallen waren.

Nachträglich zeigt sich Rom als die Edelmüthige; es gibt freiwillig allen italischen Bundesgenossen ohne Unterschied das begehrte Bürgerrecht. Da sehen wir nun abermals ein Neues: während bisher eigentlich eine Stadtrepublik bestand, besteht von hier an eine Landesrepublik. Aber von der Auskunft durch eine Repräsentantenversammlung wußte man noch immer nichts. Man denke sich nun, wenn eine Volksversammlung in Rom gehalten wurde und die Bürger aus ganz Italien dazu giengen, wie sie sich da drängen und auf die Füße treten mußten! Zum Glück giengen auch bei wichtigen Angelegenheiten nicht Alle dazu; denn der Weg war Vielen doch zu weit. — Wie kommt's aber, daß das selbstsüchtige Rom zuletzt noch so edelmüthig handelte? Ach, es wußte, warum? Gerade damals hatte sich in Asien eine große Gefahr erhoben und in der Stadt selbst war gewaltige Entzweiung.

## § 35.

## Erster Krieg mit Mithradates.

Weit hinten am schwarzen Meere lag ein mäßiges Königreich, Pontus genannt. Ueber dieses herrschte der Kappadocier Mithradates, der sich durch seine Eroberungen den Beinamen der Große erwarb. Er hatte in früher Jugend seinen Vater durch Meuchelmord ver-

loren, und sich selbst den Nachstellungen seiner Verwandten durch Flucht in ein waldiges Gebirge kaum entzogen. Aber in ihm war eine große Kraft, und als er erwachsen aus seinen Wäldern hervorgieng, erfaßte er das väterliche Scepter mit starker Hand. Er hatte eine herkulische Leibesstärke und einen muthigen, durchbrechenden Geist, auch ein reiches Maß Verstand und eine unersättliche Eroberungsbegier. Frühe aber faßte er, wie Hannibal, den Entschluß, ein steter Feind der Römer zu sein, die während seiner Knabenzeit das väterliche Reich beschränkt hatten, und — das leuchtete ihm in die Augen — ihm noch sein ganzes Reich nehmen würden, wenn ihre Macht nicht gebrochen würde.

Mithradates machte den Plan, zunächst die römische Herrschaft in Asien zu stürzen, und dort selbst ein großes Reich zu stiften, dessen Grenzen er dann auch über Europa ausdehnen wollte. Und mit aller Klugheit und Vorsicht gieng er an's Werk; er stärkte sich durch leichtere Eroberungen im Osten und Norden, warb Barbarenheere, versah sich mit einer Fülle von Kriegsbedürfnissen, schloß Bündnisse mit benachbarten Fürsten und Völkern. Zu seinen großen Hoffnungen hielt er sich aber um so mehr berechtigt, da die Römer gerade im Bundesgenossenkrieg vollauf zu thun hatten, wozu noch das kam, daß die von ihnen Unterjochten allenthalben ihres Druckes und ihrer Aussaugung müde waren.

Die Gelegenheit, mit ihnen anzubinden, ergab sich ihm von selbst. Es fiel nämlich im J. 89 der König Nikomedes von Bithynien, von den Römern dazu angestiftet oder doch gesteift, räuberisch in Pontus ein. Da erhob sich der lauernde Löwe. Er schlägt die Bithynier, schlägt die diesen zu Hilfe kommenden Römer. Er bricht reißend durch die Länder Phrygien, Mysien, Lycien ꝛc.; bald ist ganz Kleinasien sein. Durch seine Heldenhaftigkeit und durch sein wohlwollendes Benehmen gewann er sich überall die Herzen; die asiatisch-griechischen Städte empfiengen ihn frohlockend als den „Retter Asiens!"

Aber wie kocht der Haß gegen die Römer in seinem Busen! Er erläßt heimlichen Befehl in alle kleinasiatischen Städte, wo welche sich aufhielten, daß alle Italer an Einem Tage überfallen und ermordet werden sollten. Merkwürdigerweise wurde die Heimlichkeit allenthalben so gut bewahrt, daß die Bedrohten nicht das Geringste davon erfuhren, und so wurden sie an dem bestimmten Tage aller Orten mit Wuth angefallen und ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes, 80,000 an der Zahl, niedergemacht. Der römische Name war in Kleinasien ausgerottet!

Mithradates blieb in Pergamum, wo er alles ordnete und leitete. Aber sein General Archelaus bemächtigte sich schon mit einer Flotte der Inseln des ägäischen Meeres, und landete selbst am griechischen Festlande. Auch hier freudiger Empfang der Feinde Roms. Die Athener führen sie jauchzend in ihre Stadt ein und träumen sich schon die Wiederkehr ihrer alten Freiheit, die ihnen ein Mithradates herstellen sollte. Ihnen nach fielen die Spartaner, Achäer, Böotier u. a. seiner Sache zu.

In Rom riefen diese Ereignisse nicht nur bittern Schmerz und tiefe Entrüstung, sondern auch sehr ernste Besorgniß hervor. Aller Besitz im Osten stand auf dem Spiele. Hier galt es, einen gewachsenen Feldherrn abzusenden. Als solcher — aber erst nach einem blutigen Streit in Rom selbst, von dem wir bald hören werden — gieng Sulla, der Hauptsieger in dem nun geendigten Bundesgenossenkriege, mit einem Heere ab. Frühling 87.

Durch diesen auserlesenen Feldherrn nahm die Sache schnell für Rom eine günstige Wendung und in nicht langer Zeit den glorreichsten Ausgang. Kaum erschien Sulla in Griechenland, als sich die dortigen Staaten den Römern reumüthig wieder zu Füßen legten. Nur das leichtfertige Athen, auf seine mithradatische Besatzung vertrauend, blieb im Widerstand. Es wurde umzingelt. In Kurzem entstand eine solche Hungersnoth darin, daß sie Gras, Leder und Leichname verzehrten. Endlich eroberte es Sulla im Sturm und ließ das Blut seiner Bewohner

in Strömen fließen, bis er „um der Todten willen den noch Lebenden verzieh." Aber Hab und Gut verschlangen seine Soldaten und begiengen unmenschliche Gräuel; Alles ward verwüstet, zerstört, vernichtet. Solch trauriges Schicksal mußte Athen im März 86 erfahren.

Hierauf rückte Sulla nach Böotien vor, wo sich das Heer des Archelaus mit noch einem andern pontischen Heere, welches Ariarathes, des Mithradates Sohn, durch Thrazien und Macedonien herbeigeführt, vereinigt hatte. Nicht die Hälfte so stark, besiegte Sulla die furchtbare feindliche Macht in zwei schweren Schlachten bei Chäronea 86 und Orchomenos, 85. In der letztern flohen seine Leute schon, da rieß er einem Fähndrich den Adler weg und schrie: „Hier, ihr Römer, ist es rühmlich für mich zu sterben; wenn man euch aber fragen wird, wo ihr euren Feldherrn verrathen habt, so sagt: bei Orchomenos!" Damit stürzte er sich in die Feinde, und seine beschämten Soldaten stürzten ihm nach, und sie errangen noch einen glänzenden Sieg.

Nachdem der Feind in Europa überwunden war, setzte Sulla nach Asien über, wo man indessen des Tyrannen müde geworden war. Die schönen Städte Kleinasiens mußten alle wieder den Römern huldigen, und als Strafgeld für ihre Untreue das Höchste, das Rom je gefordert, nämlich 20,000 Talente zahlen. Rechne zu dieser ungeheuren Summe noch das, was die Soldaten verprahten, verdarben und fortschleppten, — so theuer mußten diese Städte für ihren Wahn büßen, durch Mithradates frei zu werden. Dieser nahm den Frieden an, den ihm Sulla bot, 84, der demüthigend genug, doch bei seiner gegen die Römer verübten Bosheit immer noch recht gelind für ihn ausfiel; er zahlte 3000 Talente, trat seine Flotte von 70 wohlgerüsteten Schiffen ab und gab alles Eroberte heraus, so daß ihm nur sein altes Königreich Pontus blieb.

Während Sulla in seinem Siegeslauf begriffen war, gab es aber kuriose Auftritte in Rom, wobei seine Häuser verbrannt, seine Güter geraubt und er selbst geächtet ward. Wie das zugieng, wird § 36 zeigen.

## § 36.

## Der erste Bürgerkrieg.

Wir sind nun schon bei der letzten und gräßlichsten Zeit der römischen Republik angelangt. Jetzt muß ich erst noch viel von Streit und Blutvergießen melden, daß mir weh um's Herz wird, und ich lieber die Feder niederlegen möchte. Allein es thut's nicht anders; ich muß mein Vornehmen vollenden, und getreu vollenden. Ich muß euch aber zuerst mit euren Gedanken vor den Abmarsch Sulla's in den mithradatischen Krieg zurückführen, dann Gleichzeitliches mit diesem Kriege berichten, ehe ich in der Zeit weiter komme; bitte darum, auf die Jahrzahlen zu merken, daß ihr euch nicht verwirret.

Der Bundesgenossenkrieg hatte die Bürger der Stadt Rom, Hohe und Niedere, Reiche und Arme, den aufrührerischen Italern gegenüber wieder in Eins zusammengebracht. Kaum jedoch war er geschlossen, als der alte Spalt zwischen Reichen und Armen, oder zwischen Aristokraten und Demokraten, auf's Neue und nur desto tiefer und weiter gähnte. Es stellten sich aber nun besonders kräftige Naturen an die Spitze der Einen und Andern und kämpften gegen einander, doch nicht mehr für das Wohl des Staates, sondern für ihren eigenen Vortheil. Hier treten uns zunächst zwei Männer vor Augen, die wir in den letzten Kriegen neben einander gesehen, die aber jetzt wider einander standen in bitterster Feindschaft, und dadurch unaussprechliches Unheil über ihr Vaterland brachten. Diese Männer waren Marius und Sulla, jener das Haupt der Demokraten, dieser das Haupt der Aristokraten.

Als Mithradates seine gewaltigen Fortschritte machte und mit aller Kraft bekriegt werden mußte, bestimmte der Senat den Sulla zum Feldherrn gegen ihn. Allein der nun fast 70jährige Marius, welcher bereits sechsmal das Consulat innegehabt hatte, gönnte ihm diese Stelle nicht; er wollte selbst noch diesen ehre- und beuteverheißenden

Krieg führen und wiegelte darum das Volk auf, ihm selbst den Oberbefehl zu übertragen. Nun, schon damals gab es, wie bereits oben angedeutet, Rauferei und Schlächterei in Rom. Sulla aber marschirte mit den ihm anhangenden Legionen geradezu auf Rom, eroberte es und setzte seinen Oberbefehl durch, während Marius geächtet, das Wahlrecht den Armen genommen und die Macht des Senats verstärkt wurde, 88.

Der Besieger der schrecklicher Germanen, der dritte Stifter Roms irrte jetzt überall verfolgt zu Land und Wasser, in Hunger und Kummer umher. Einmal verbarg ihn ein Fischer in einem Moraste und deckte ihn mit Gesträuch zu. Die Häscher entdeckten ihn doch, zogen ihn mit einem um den Hals geworfenen Strick heraus und brachten ihn in das Städtchen Minturnä, wo er getödtet werden sollte. Hiemit ward ein Cimbrischer Sklave beauftragt. Dieser gieng mit einem Schwert in die dunkle Kammer, in der Marius am Boden saß. Aber die Augen des greisen Helden blitzten ihn an, und er hört aus seinem Munde das donnernde Wort: „Mensch, du wagst es, den Marius zu tödten!?" Da kam den Germanen ein Zittern an, er gieng und sprach zu denen, die ihn geschickt: „Ich kann's nicht thun!" Davon betroffen und gerührt, ließen die Minturner den Marius laufen. Er fuhr nach Afrika hinüber. Er saß verlassen auf der verfluchten Stätte Karthago's, von der er auch verjagt ward. Endlich konnte er sich auf einer kleinen Insel bergen. Aber sein Unglück beugte ihn nicht; es machte ihn nur bitterer und wilder.

Indessen hob während der Abwesenheit Sulla's von Rom die demokratische Partei dortselbst wieder das Haupt empor, und es erfolgten neue, harte Reibungen zwischen ihr und den Aristokraten. Neben dem gemäßigt-aristokratischen Consul Cnejus Oktavius stand der Consul Lucius Cornelius Cinna, ein gemeiner und verwegener Demokrat. Nie erschien dieser in einer Volksversammlung als mit zahlreichen Clienten, die allesammt

Dolche unter der Toga trugen. Da mußte sich Octavius mit gleichem Schutz umgeben; und so kam es einmal zwischen beiden zu einem gräulichen Gemetzel, in welchem zehn Tausende auf dem Platze blieben. Indessen behielt Octavius die Oberhand, und Cinna mußte aus Rom fliehen.

Allein der ergrimmte Mensch sammelte sich in Campanien ein Heer, wozu er eine Menge Sklaven durch das Versprechen ihrer nachmaligen Freiheit lockte. Auch rief er den Marius aus seinem Versteck hervor, der sogleich wie ein alter, noch zerfleischungssüchtiger Tiger aus seiner Höhle sprang, auch gleich in Afrika einen Auswurf von Menschen an sich zog und mit ihnen zum Cinna herübereilte. Sie rückten Beide racheschnaubend gegen Rom, 87. Der Senat fühlte sich zu schwach zum Widerstand, und schickte ihnen darum Abgeordnete entgegen, welche sie dringend baten, Bürgerblut zu schonen. Cinna empfieng dieselben in der Kleidung des Consuls mit stolzer Geberde; doch versprach er möglichste Mäßigung. Neben ihm stand Marius mit verwildertem Haar und Bart und fürchterlichem Grinsen; der sagte aber nichts. — Sie hielten ihren Einzug durch die offenen Thore Roms. Aber gleich beim Eintritt begann das Würgen. Auf wen Marius mit dem Finger zeigte, den hieb sein Mordgesindel nieder. Von Straße zu Straße floßen die Bäche des Bluts. Auf dem Markte wurde Oktavius sammt vielen Senatoren erschlagen. In alle Häuser seiner Gegner sandte Marius seine Henkersknechte, um ihm daraus die Köpfe derselben zu bringen, die er alle auf dem Markte aufstecken ließ. War's der Kopf eines besonders Gehaßten, so stellte er ihn erst vor sich auf den Tisch hin und lachte ihn grimmig an. Er hatte gar kein menschliches Gefühl mehr, war ein wüthender Satan; je mehr Blut floß, desto mehr lechzte er nach Blut. Und was trieben seine Schandbuben für sich selbst, die mit gezückten Dolchen überall herumschwärmten, mordeten, plünderten, schändeten! Das Schlachten währte fünf Tage und Nächte ununterbrochen fort; auf dem Forum stack Kopf an Kopf; die

Straßen lagen voll Leichenrümpfe. Cinna selbst erschrack über der Mordwuth seines Genossen; aber er konnte ihr nicht Einhalt thun. Die Häuser der Gegner wurden zerstört, ihre Güter eingezogen.

Das war denn die Zeit, wo auch des abwesenden Sulla Häuser verbrannt und seine Güter geraubt wurden, während man ihn selbst für vogelfrei erklärte.

Die Demokratie hatte jetzt in Rom die Oberhand, und der alte Bluthund Marius ließ sich neben Cinna zum siebenten Male zum Consul wählen. Er konnte jedoch seine erneute Würde nicht lange besitzen. Das Mordfieber, welches in allen seinen Gliedern tobte, der Neid, der ihm über die einlaufenden Nachrichten von Sulla's Siegen am Herzen fraß, der Haß und Fluch aller Parteien verzehrten ihn. Um seine Angst zu vertreiben, schüttete er unmäßig Wein in sich hinein; schon am 13. Tage seines siebenten Consulats verendete er. Jan. 86. Italien athmete auf; Sertorius rief des Marius Banditen unter dem Vorwand der Soldzahlung zusammen und ließ sie sämmtlich niederhauen.

Der schlaffe Cinna blieb noch etliche Jahre Meister in Rom. Denn Sulla beendete wohl seinen Krieg mit Mithradates, beeilte sich aber gar nicht mit seiner Rückkehr nach Italien, ließ vielmehr seine Soldaten in Kleinasien und Griechenland erst noch recht plündern und sich gütlich thun, um sie desto fester an sich zu knüpfen. Cinna, der ihm zuletzt entgegen rücken wollte, wurde von seinen meuterischen Truppen ermordet.

Als Sulla endlich im J. 83 nach Italien herüber sagen ließ, jetzt komme er, die Ruhe herzustellen, nur die Schuldigsten müssen gestraft werden; war alles bestürzt, Niemand gerüstet. Sulla landete zu Brundisium und marschirte unter strengster Mannszucht auf Rom. Zwar stellten ihm die Marianer in Italien noch sehr zahlreiches Volk entgegen, und er hatte viel zu kämpfen, besonders mit des Marius grimmigem Sohne; allein im Ganzen widerstanden die Revolutionstruppen doch nur schlecht,

die meisten suchten bald die Flucht, oder sie giengen gar zu ihm über.

Sulla zieht 82 triumphirend in das zitternde Rom ein. Wird er seinen Zorn dämpfen? Wird er, der Adelige, sich edel zeigen? Wird er, der vor Marius so hoch Gebildete, fein und schön handeln? Ach, der äußere Adel ist oft mit erstaunlicher Rohheit der Gesinnung verbunden, und die feinste menschliche Bildung besiegt die bösen Gelüste des Herzens nicht. Sulla vollzog die gedrohte Strafe auf das Grausamste. Es war indessen kaum Rachsucht, was ihn dabei trieb; er wollte als ein Aristokrat mit Leib und Seele die Aristokratie für immer zur Herrschaft bringen, und da meinte er sein Vorhaben am sichersten zu erreichen, wenn er alle irgend bedeutenden oder gefährlichen Glieder der demokratischen Partei vernichtete. Darum mordete er so viel als Marius, ohne dessen Mordwuth zu haben. Er war überhaupt kein heißer Teufel, wie dieser, sondern ein kalter; er that alles Teuflische mit kalter Ruhe und gänzlicher Unbefangenheit des Gemüthes.

Er ließ gleich Anfangs 4000 gefangene Marianer auf dem Marsfeld in Stücke hauen, während er daneben im Tempel der Göttin Bellona eine Senatssitzung hielt. Die Senatoren hörten mit Grausen das Schwertgeknirsch und das Angstgeschrei. Er aber sprach beruhigend: „Laßt's euch nicht kümmern; es sind nur etliche Taugenichtse, die auf meinen Befehl gezüchtigt werden."

Sodann ließ er sich vom Senat das Recht ertheilen, über Leben und Eigenthum der Bürger zu erkennen, und erhielt die „Dictatur zur Ordnung des Gemeinwesens." Wen er als einen Marianer kannte, oder wer ihm als solcher bezeichnet wurde, der wurde in die Acht erklärt. Es gab wirkliche Anhänger des Marius übergenug; da man aber bei dieser Gelegenheit seinen Haß gegen persönliche Feinde kühlen konnte, so läßt sich denken, wie viele Unschuldige mit angegeben und ins Verderben gebracht wurden. Sulla verfuhr dabei mit einer gewissen

Ordnung. Er ließ Listen anfertigen, worauf die Geächteten mit Namen verzeichnet standen; diese Proscriptions-Listen wurden an seinem Palaste angeschlagen, und sogleich eilten seine Soldaten fort, die dem Tode Geweihten aufzusuchen. Dieselben wurden, wo man sie fand, auf der Straße, im Haus, im Tempel geschlachtet. Das Vermögen der Geächteten verfiel dem Staat. Nach den Geflüchteten und Auswärtigen wurden Treibjagden durch's Land hin angestellt. Damit die Soldaten ja keinen entwischen lassen möchten, setzte Sulla auf jeden Kopf eines Proscribirten eine Belohnung von 3400 Reichsthalern, welche ausbezahlt wurden, so wie der Kopf geliefert war. „So giengen stündlich Leute mit Menschenköpfen in sein Haus, und mit Geld heraus." O was führt doch der Bürgerkrieg für namenlose Gräuel und für unaussprechlichen Jammer mit sich! Sulla aber fühlte nichts von Jammer und von Grauen. Er belustigte sich allabendlich in Schmaus und Scherz mit Schauspielern und Dirnen, und am andern Morgen freute er sich auf die frischen Menschenköpfe, die wieder zu seinem Thore eingetragen werden würden. Das Blutwerk gieng fort von einem Tag zum andern. Einmal wagte es einer seiner Offiziere, ihn zu fragen, wann denn das Morden ein Ende haben solle? „Wir wollen," sprach derselbe, „gar nicht für diejenigen bitten, die du zu tödten beschlossen hast, sondern nur aus der Ungewißheit kommen, wen du noch leben lassen willst." Sulla erwiederte: „Das weiß ich jetzt selbst noch nicht; vor der Hand nimm diese hinzu!" Damit reichte er ihm ein Blatt mit einer langen Reihe neu Proscribirter hin.

Als endlich die Bluttage um waren, zählte man, daß in diesem ersten Bürgerkriege, wohlgemerkt ohne die im Kampf Gefallenen, 15 Consuln und Consularen (gewesene Consuln), 60 Senatoren, 2600 Ritter und 40,000 andere Bürger hingemordet worden waren. Auch ganze Gemeinden wurden gestraft, Samnium geradezu verwüstet.

Anstatt der republikanischen Regierung hatte man in der That schon eine Art Alleinherrschaft. Der

äußern Form nach aber stellte Sulla eine vollkommene Aristokratie her. Selbst die Appellation an die Volksversammlung als höchste Instanz, welche sich das Volk mit der Zeit errungen, und die nun seit lange her stattgefunden hatte, ward abgethan; der Senat sollte, wie in der ersten Zeit, alle Macht besitzen. Freilich zunächst so viel er ihm ließ; denn der allmächtige Senat mußte doch natürlich ganz nach seinem, des gegenwärtigen Dictators, Willen sich richten. Hierauf gab er noch viele neue, und darunter auch wirklich gute, zur Wiederkehr der Ruhe und Ordnung dienliche Gesetze. Und dann folgten prächtige Spiele und Speisungen des Volks, „damit es nach so vielen Mühseligkeiten sich wieder ergötzen könne."

Nachdem er, schon 80, sich mit Metellus hatte zum Consul wählen lassen, legte er ganz unerwartet seine Dictatur freiwillig nieder, 79. Es war nicht ein Spiel, sondern ein Ernst bei ihm; er gieng ganz aus Rom und von allen Staatsgeschäften fort, so daß jetzt wirklich wieder der Senat mit seinen zwei Consuln regierte. Ihm nämlich, der sich selbst den Namen „des Glücklichen" beigelegt, und der auch im Siegen und Triumphiren, im Befehlen und Herrschen sich glücklich däuchte, war doch das Glück des Schwelgens süßer als jedes andere geworden; und um nach so vielen Arbeiten und Strapazen ganz ungestört schwelgen zu können, zog er sich auf eine prachtvolle Villa zurück, wo er alles das genoß, was nach der Meinung des fleischlichen Menschen angenehm und ergötzlich ist. Er genoß aber sein Glück nicht lange mehr; im nächsten Jahre schon, 78, endete sein Leben, wie einige sagen, durch einen Blutsturz, nach andern durch die Läusekrankheit. Der Schrecken seines Namens verschaffte ihm noch eine großartige Leichenfeier.

## § 37.

## Die Demokratie kämpft in Spanien fort.

Der Kräftigste und der Bestgesinnte noch unter den

Marianern war Quintus Sertorius. Dieser hatte sich nach Spanien geflüchtet und dort die entkommenen Geächteten um sich gesammelt. Durch seine Klugheit und Tapferkeit, besonders aber durch seine Gerechtigkeit und Milde, gewann er selbst die Zuneigung der Eingebornen, so daß sich ein großer Theil der spanischen Völkerschaften an ihn anschloß und dem Rom in Italien den Gehorsam kündete. Er übte sie sorgfältig in der Kriegskunst, legte auch, zu Oska, eine Schule zur Bildung ihrer Söhne in Wissenschaften an, und that sonst noch Manches zu ihrem Gedeihen, so daß er in ihrer Verehrung immer höher stieg. Zur Erhöhung seines Ansehens half ihm noch der Aberglaube nicht wenig; er hatte eine gezähmte weiße Hirschkuh, die ihn überall hin, auch in die Schlacht, begleitete, und die Spanier glaubten, es stecke eine Gottheit in dem weißen Thiere und offenbare sich ihm, wobei er sie ließ. — Sertorius besiegte die gegen ihn streitenden Sullanischen Heere in mehreren Treffen, und dehnte seine Macht immer weiter aus. Und er richtete einen eigenen Staat mit obrigkeitlichen Körperschaften ein, und nannte ihn „den Staat der freien Römer," während es zu Rom, sagte er, nur noch „Sklaven" gebe.

Zuletzt sandte der römische Senat — denn Sulla war schon von Amt und Leben fortgegangen — den Cnejus Pompejus gegen ihn, welcher sich als Unterfeldherr Sulla's bereits vielen Ruhm erworben hatte. Pompejus war der Erste, der ein römisches Heer auf dem Landwege, also über die Alpen, durch Gallien und über die Pyrenäen, nach Spanien führte, 77. Aber auch dieser treffliche Kriegsmann, im Verein mit dem dort schon kämpfenden Metellus, verstärkt noch durch ein von Rom nachgesandtes Heer, konnte mit dem genialen Gegner nicht fertig werden. Sertorius unterlag erst, als sein Untergeneral Perpenna eine Verschwörung gegen ihn stiftete, und ihn bei einem Gastmahl meuchlings ermordete, 72. — Perpenna dachte jetzt selbst den Krieg gegen die Aristokraten siegreich zu bestehen. Allein er war, wie an Ge-

sinnung, so an Feldherrntalent kein Sertorius, war schnell überwunden, gefangen und hingerichtet, womit dieser zehnjährige Krieg sein Ende nahm.

## § 38.

## Der Sklavenkrieg. (73—71.)

Noch ehe Pompejus aus Spanien zurückkehrte, brach schon wieder ein innerer Krieg aus, Rom viel näher und gefährlicher als der eben erzählte. Wie die Weltherrin den Völkern außerhalb keine Ruhe ließ, so hatte sie selbst im eigenen Gebiete keine Ruhe mehr.

Es wimmelte in Italien, mehr noch als in Griechenland, von Sklaven. Jemehr Feinde die Römer fiengen, desto mehr Sklaven bekamen sie. Sie kauften auch noch welche von den Sklavenhändlern, die solche „Waare" aus den fremden Ländern herführten, denn eine recht große Zahl von Sklaven gehörte zum Glanz eines Hauses. Ihr Loos war das kläglichste, auch abgesehen davon, daß sie wie das Vieh erhandelt wurden und, wie solches, von ihren Besitzern ungestraft getödtet werden konnten. Am Tage keuchten sie unter schwerer Arbeit, des Nachts lagen sie in unterirdischen Gewölben eingesperrt; sie wurden mit armseliger Kost gefüttert und wegen der unbedeutendsten Fehler, wohl gar aus bloser Laune ihres Gebieters oder Aufsehers, bis auf's Blut gepeischt. Und das war das Loos solcher Menschen, die zum Theil vorher in hohem Stande und im Besitz reicher Glücksgüter gelebt hatten.

Ganz schändlich aber war es von den Römern, daß sie, wie schon bemerkt, Hunderte solcher armen Menschen, meist tapfere Kriegsgefangene, gegen einander oder gegen wilde Thiere bis zum Tode kämpfen ließen, während sie mit dem größten Vergnügen zuschauten. Ja, es übersteigt fast die Begriffe, Manche speculirten auf diese Fechterspiele für ihren Beutel; sie kauften ganze Schaaren kräftiger Sklaven zusammen und richteten sie in eignen Fechterschulen noch besonders zum Kämpfen ab, um sie dann als die besten Fechter für hohes Geld an vornehme Römer

zu vermiethen, welche dem Volke den Augenschmaus solch eines blutigen Spectakels geben wollten. Bei all dem dachte man an kein Unrecht.

Doch es sollte eine scharfe Züchtigung nicht ausbleiben. Nachdem früherhin schon mehrmals die Sklaven, ergrimmt über ihre grausame Behandlung, sich da und dort und in nicht geringer Zahl zusammengerottet und wider ihre Dränger empört hatten, doch immer bald wieder überwältigt waren, so kam es jetzt zu einem höchst bedenklichen Sklavenkrieg. In einer Fechterschule zu Capua befand sich ein baumstarker Thrazischer Deserteur, Namens Spartacus, den der Gedanke, wozu er mißbraucht werden sollte, im tiefsten Herzen entrüstete, und der einen Plan der Befreiung für sich und seine Unglücksgenossen machte. Er entfloh mit etlichen Siebzig derselben, welchen er sich anvertraut hatte, aus Capua, und setzte sich mit ihnen auf dem Vesuv fest; und wie bei einem starken Ausbruch dieses Berges das Land umher erschüttert wird, so erschütterte er mit seinem Vornehmen ganz Italien. Er rief alle seine elenden Brüder zu sich, daß sie mit ihm ihre Menschenrechte erstreiten sollten, und sie liefen ihm, ihren tyrannischen Herren entrinnend, von allen Seiten zu, so daß seine Schaar schnell zu Tausenden anschwoll, die freilich jetzt vom Raube lebten und sonst noch grobe Ausschweifungen begiengen; denn in der langen Erniedrigung waren sie allerdings noch schlechter geworden, als sie von Haus aus waren.

Anfangs achtete man die Gefahr nicht gebührend und schickte nur kleinere Truppentheile gegen sie. Als sie aber diese alle niederwarfen und durch ununterbrochenen Zulauf zu einer furchtbaren Masse anwuchsen, mußte man Heere gegen sie aussenden. Aber Spartacus mit seiner großen, wohlbewaffneten und meistens aus starken Thraziern, Germanen und Galliern bestehenden Armee schlug sechs römische Feldherren nach einander. Den Gefangenen bezahlte er ihre Härte gegen die armen Knechte reichlich; er bezahlte ihnen mit ihrer eigenen vom Satan geprägten

Münze und zwiefältig. So ließ er einst 300 gefangene Römer in Paaren gegen einander auf Tod und Leben kämpfen. „Also habt ihr's mit uns gethan!" hieß es; und hier ergötzten sich die Sklaven im Kreise herum am mörderischen Fechterspiel der Herren. Aber die Siegenden wurden zuletzt selbst noch niedergestochen.

Nach so glücklichen Erfolgen seines Kampfes nahm sich Spartacus das Höchste vor, er rückte gegen Rom. Seine Armee zählte 120,000 starke kühne Krieger, und von den Römern war der Muth gewichen; sie rißen vor dem Feinde aus, wo sie ihn erblickten. Da erzitterte das stolze Rom vor seinen eignen Knechten! Es übertrug jetzt einem andern der tapfern Offiziere Sulla's, dem Marcus Licinius Crassus, den Oberbefehl gegen sie. Dieser stand damals in seiner besten Zeit; er nahm seine Truppen fest zusammen, jeden Ausreißer bestrafte er mit dem Tode; und nachdem mit der Strenge des Feldherrn und der guten Mannszucht den Römern Muth und Vertrauen wiedergekehrt war, drängte er mit geschickten Manövern den Feind in's untere Italien zurück. Es kam ihm auch eine im Sklavenheer eingerissene Zwietracht zu statten. Die Gallier trennten sich von den Andern; so konnte er sie einzeln angreifen und vernichten. Sodann glückte es ihm auch, den geschwächten Spartacus selbst in einer großen Schlacht am Silarus völlig zu überwinden, 71. Dieser Mensch kämpfte löwenmäßig; zuletzt stürzte er sich mitten unter die Römer und würgte noch schrecklich unter ihnen; und als er wegen einer Hüftenwunde nicht mehr stehen konnte, hieb er noch auf den Knieen so grimmig um sich, daß man vor ihm floh und ihn aus der Ferne erschoß. Mit ihm lagen 60,000 Sklaven auf dem Schlachtfeld, die sich alle tapfer gewehrt; 6000 wurden gefangen. Diese alle schlug man der Straße von Capua nach Rom entlang an's Kreuz! Durch eine niegesehene Menschenhatze wurde der Sklavenkrieg beendigt. Eine ernste Lehre hatten die Römer erhalten; aber sie nahmen sie so wenig zu Herzen, daß sie inskünftige nur noch härter mit den Unglücklichen verfuhren.

## § 39.

## Der Seeräuberkrieg. (67.)

Schon geraume Zeit her waren die vielen Piraten (Seeräuber) im Mittelmeere eine schwere Plage. Sie nahmen die Handelsschiffe auf offener See weg; sie landeten bald da, bald dort, plünderten die Küstenorte und raubten die Menschen, die sie nur gegen große Lösegelder wieder frei gaben oder verkauften. Sie hatten zuletzt viele Hunderte von Schnellseglern, förmliche Bündnisse unter einander, ganze Kriegsheere und allenthalben ihre festen Plätze, wo sie ihren Raub bargen und verprassten.

Einige frühere Streifzüge gegen sie hatten dem Uebel nicht gehörig abgeholfen, und während des Sklavenkrieges war es auf's Aeußerste gediehen. Aller Verkehr stockte, weil sich kein Kaufmann mehr auf's Wasser wagte; und „die Herren der Welt waren an ihrem eignen Herde nicht mehr sicher," da die Piraten selbst den Italischen Küsten hart zusetzten. Als diese nun aber gar vor Ostia eine römische Flotte angriffen und zerstörten, da schrie alles ungestüm, es müsse einmal dem Unwesen gründlich gesteuert werden! Und dazu wurde der berühmte Pompejus berufen und mit dictatorischer Vollmacht versehen.

Mit 500 Schiffen, mit 125,000 Mann Kriegsvolk und mit reichen Geld- und andern Mitteln fuhr er von dannen; er richtete aber auch seinen Auftrag auf's Preiswürdigste, ja zum Erstaunen aus. Um das Mittelmeer mit Einem Zuge zu säubern, fieng er vorn an der Straße von Gibraltar an, trieb die schlimmen Gäste aus dem westlichen Meere, aus allen ihren Schlupfwinkeln in Spanien, Gallien, Afrika und den Inseln hinaus nach Osten hin, und lieferte ihnen in Cilicien, wo sie sich zur Wehre setzten, eine Schlacht. Er schlug sie auf's Haupt, und die Zerstreuten verfolgte er überallhin mit Blitzesschnelle, daß ihm nichts entwischen konnte. Alle ihre Raubnester an den Ufern umher zerstörte er.

So hatte Pompejus in nicht mehr als 89 Tagen

das ganze Seeräuberwesen im Mittelmeer völlig vertilgt; 30,000 Piraten waren theils getödtet, theils gefangen und unschädlich gemacht, gegen 1300 Raubschiffe versenkt oder erbeutet. Freude und Dank war allenthalben groß und des Pompejus Ruhm hoch gestiegen; denn statt der früheren Hungersnoth herrschte in Italien endlich wieder Ueberfluß.

## § 40.

## Erneuerter Krieg mit Mithradates. (74—63.)

Zugleich mit dem Sklaven- und Seeräuberkrieg fand ein neuer Krieg mit dem König von Pontus statt. Der kleingemachte „Große" hatte noch immer seinen glühenden Haß gegen Rom, seine Thatkraft und seine Eroberungslust. Schon während noch mit Sertorius in Spanien der harte Streit war, verband er sich mit ihm und rüstete mit großer Emsigkeit zu einem abermaligen Kampf. Er baute sich statt der verlorenen Schiffe viele andere und bemannte sie mit tüchtigen Piraten; er ließ seine jungen Soldaten von zu ihm geflüchteten Marianern nach römischer Weise einüben, unterwarf sich noch völliger die Küsten des Schwarzen Meeres und übergab sein „Bosporanisches Reich" (in der Krim) seinem Sohne Machares; er suchte ein Bündniß mit dem durch Syriens Eroberung sehr mächtig gewordenen König Tigranes von Armenien, seinem Schwiegersohne; er zog Hilfstruppen aus den nördlich wohnenden wilden Völkern an sich ꝛc. Als er alle Vorbereitungen auf's Beste getroffen zu haben glaubte, fiel er im J. 74 mit 120,000 Fußsoldaten, 16,000 Reitern und 100 Sichelwagen in Bithynien ein, welches eben die Römer von dem abgelebten Könige Nikomedes III. geerbt und zu einer Provinz gemacht hatten. Gegen ihn zog der Consul Lucius Lucullus, wieder einer von den Offizieren Sulla's, ein bedeutender Mann und feiner Herr, der seinen Geist durch die Schriften der Griechen gebildet hatte und auf dem Forum vortrefflich sprechen konnte. Er hatte sich auch unter Sulla eine ausgezeich-

nete Tüchtigkeit im Kriegswerk erworben, so doch, daß er immer etwas Mildes in seinem Wesen behielt und seine Genüsse hochschätzte.

Lucullus führte zuerst unter den in Asien liederlich gewordenen Soldaten eine bessere Mannszucht ein, griff dann mit ihnen den Mithradates kräftig an und jagte ihn trotz seiner großen Macht und seiner furchtbar starrenden Sichelwagen, denen die Römer hübsch eine Gasse zwischen sich machten, aus Bithynien hinaus. Hierauf drang er 73 in Pontus ein, und es half dem Gegner kein augenblicklicher Vortheil, er eroberte auch dieses sein ganzes Königreich. Mithradates ließ seine Weiber tödten und floh zu seinem Eidam Tigranes, der ihn ungern aufnahm, während sein Sohn Machares mit den Römern auf eigene Faust Frieden schloß, 70. — Lucull forderte nun vom Großkönig Armeniens die Auslieferung seines Schwiegervaters. Allein der hochfahrende Tigranes, der sich „einen König der Könige" nannte, verweigerte sie und erwartete die Römer mit seinem ungeheuern Heere. Lucull drang über den Euphrat und Tigris bis zur Hauptstadt Tigranokerta vor, die er belagerte. Als ihn hier das 20mal stärkere armenische Heer umzingelte, besiegte er es so, daß 100,000 Feinde das Feld bedeckten, während nur 5 Römer getödtet und 100 verwundet waren (6. Okt. 69), eine Kriegsbegebenheit, wie kaum eine ähnliche in der Weltgeschichte vorkommt. Dann nahm er die Hauptstadt ein mit des Königs Schätzen, welche alle Kosten des Kriegs zu decken hinreichten. Darauf übernahm freilich Mithradat die Leitung des Kriegs; er entflammte die Asiaten mit religiösen Motiven, und vermied jede Schlacht, bis er sie tüchtig eingeübt hatte. Und als Lucull den Königen tiefer hinein nach Asien folgen wollte, brach ein Aufstand unter seinen Truppen aus, und er brachte sie mit guten und bösen Worten nicht weiter. Das Land vor ihnen war ihnen zu öd und rauh, sie hätten viel lieber im lieblichen Kleinasien geschwelgt, statt dahinten harte Strapazen zu erdul-

den, auch waren sie ihrem Führer bitter gram, daß er sie so wenig plündern ließ, „während er doch für sich selber die Fülle sammle." So mußte Lucull mit betrübtem Sinne umkehren und Mesopotamien räumen, während es Mithradat gelang, Pontus zurückzuerobern.

Statt daß man nun aber von Rom aus dem Lucull zur glücklichen Beendigung des so ruhmvoll geführten Krieges frische und verlässigere Soldaten geschickt hätte, wurde er ganz unerwartet — abgesetzt. Das gieng eigentlich so zu: In Kleinasien hatten römische Wucherer ihr Wesen; sie hatten den dortigen Städten jene von Sulla auferlegten 20,000 Talente auf schreiend hohe Zinsen vorgeliehen und Zinse zu Zinsen schlagend, auf die unermeßliche Summe von 120,000 Talenten gebracht; diesem Unwesen war Lucull so kräftig entgegengetreten, daß er die Schuld gleich auf ein Drittel und die Zinse auf zwölf vom Hundert (das war damals ein mäßiger Zinsfuß) herabsetzte. Ferner trieben es die römischen Beamten in Kleinasien wie allerwärts, sie saugten die Lande schändlich aus; Lucull aber wehrte auch ihnen ernstlich und gab es ihnen strenge auf, die Unterthanen mit Schonung zu behandeln. Damit erwarb er sich freilich das größte Lob der Kleinasiaten, zog sich aber auch den höchsten Zorn der Wucherer und Beamten zu, die ihn dafür in Rom tüchtig anschwärzten, wo er ohnedem schon seine Feinde hatte; und so kam's, daß ihm der Oberbefehl abgenommen und dem hochgefeierten Pompejus übertragen wurde, welcher soeben die Vertilgung der Seeräuberei vollbracht hatte, 67.

Lucullus fühlte sich so gekränkt, daß er sich von allen Staatsgeschäften gänzlich zurückzog und hinfort blos sich selbst zu leben beschloß. Er brachte ein ungeheures Vermögen aus Asien heim, von dem er sich nunmehr die herrlichsten Villen baute mit großen luftigen Sälen, mit langen Hallen zum Lustwandeln ꝛc., und sie mit den prachtvollsten Gemälden, Bildsäulen, Möbeln und Geräthen ausschmückte. Er legte die schönsten Gärten an, in welchen er neben dem edeln italischen auch asiatisches

Obst pflanzte, wie er denn zuerst die Kirschen nach Europa brachte. Er grub seeengroße Fischteiche und lenkte durch durchstochene Berge das Meerwasser hinein. Er baute wunderliebliche Lusthäuser auf Dämmen weit in's Meer hinaus. In diesen Villen lebte er mit seinen Freunden der Kunst und Wissenschaft und jeglichem sinnlichen Vergnügen. Er aß von silbernen Schalen die köstlichsten Speisen und schlürfte aus goldenen, mit Edelsteinen besetzten Bechern die edelsten Weine. Er machte einen solchen Aufwand, daß Lucullischer Luxus zum Sprichwort wurde.

Pompejus hatte indessen in Rom die Anordnungen Sulla's mit Crassus Hilfe über den Haufen geworfen, 70, hatte mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen die Piraten vernichtet, 67; jetzt ließ er sich mit unumschränkter Macht den Mithradatischen Krieg übertragen. Der Senat hatte eigentlich aufgehört zu regieren. Mit seinem neu herbeigeführten großen und siegesfreudigen Heere hatte Pompejus freilich kein schweres Spiel in Asien, und ein um so leichteres, als ihm Lucull so trefflich vorgearbeitet hatte, dessen Einrichtungen er zum Dank dafür überall tadelte und aufhob. Mithradates fühlte sich zu schwach gegen ihn und zog sich an den Euphrat zurück. Pompejus ereilte ihn jedoch unterwegs, fiel nächtlicherweise über ihn her und vertilgte in einer grausigen Nachtschlacht sein ganzes Heer, so daß nur der König mit wenigen Begleitern entrann, 66. Nachdem der eitle Römer angeordnet hatte, daß an der Stätte seines Sieges eine Stadt erbaut und Nikopolis d. h. Siegesstadt genannt würde, gieng er auf den Tigranes los. Er drang ohne Hinderniß tief in dessen Erbland hinein. Zuletzt kam dieser „König der Könige" unbewehrt zu ihm und legte ihm seine Krone zu Füßen. Pompejus gab sie ihm zurück, doch daß sie hinfort nur die Herrschaft über Ein Land bezeichne, über Armenien selbst; alle eroberten Länder mußte Tigranes an die Römer abtreten.

Pompejus drang 65 erobernd noch über Armenien hinaus bis an den Kaukasus, den er aber doch nicht

überschreiten mochte. Er wendete sich wieder südlich und durchzog ordnend und gebietend die Euphratlande bis nach Syrien herab. Hier endete er „durch einen Machtspruch" die Seleucidenherrschaft; er setzte den König Antiochus XIII. ab und erklärte Syrien mit Phönizien als eine römische Provinz. Er zog noch weiter südlich und kam nach Judäa, wo er (IX. 12) einen Thronstreit der Makkabäischen Brüder Hyrkan und Aristobul zu Gunsten des Ersteren entschied, dem aber das Jüdische Reich nur als ein römisches Lehenfürstenthum bewilligt wurde, 63. Von Jerusalem aus war dem Pompejus ein wundervolles Geschenk aus dem Tempel entgegengesandt worden, ein goldener, kunstreich gearbeiteter Weinstock, der weit über eine Million Gulden werth gewesen sein soll. Gleichwohl that er dann den Juden das entsetzliche Herzeleid an, daß er, der Heide, in das Innere des Tempels eingieng, in das Heilige, das kein Israelite selbst, als nur die Priesterschaft, in das Allerheiligste, das allein der Hoheprieſter betreten durfte. Er war überaus neugierig, „den einzigen Gott der Juden" zu sehen; da er aber vergeblich nach einem Götterbild spähte, ei wie schalt er beim Herauskommen das „gottlose" Volk, das Volk, das gar keinen Gott habe!

Wo ist denn aber unser Mithradates? Dem brauchte Pompejus nicht mehr nachzustreben. Derselbe hatte sich in sein früheres bosporanisches Reich begeben, hatte daselbst seinen Sohn gestürzt und getödtet und noch nicht gebrochenen Muthes ein neues Heer gesammelt, mit dem er durch halb Europa — nach Italien ziehen wollte. Man möchte sagen: das Kraftgefühl ist noch bei dem Manne, aber der Verstand nicht mehr. Es war ihm indessen noch vor seinem Abmarsch widerfahren, daß sein Lieblingssohn Pharnaces sich gegen ihn empörte, das Heer auf seine Seite brachte und mit demselben den Vater in der Burg von Pantikapäon (bei Kertsch) belagerte, um ihn zu fangen, und an die Römer auszuliefern, für welchen Preis er, der Sohn, das angestammte Königreich

Pontus wieder zu erlangen hoffte. Da hatte der Greis mit seinem ganzen Harem auch sich vergiftet. 63.

Pharnaces empfieng den Pontus nicht. Es wurde ihm lediglich das Bosporanische Reich und dieses nur als römisches Lehenfürstenthum belassen. Pontus ward Provinz. Auch die andern eroberten Länder, Cilicien, Galatien, Kappadocien u. s. w. wurden theils römische Lehenfürstenthümer, theils Provinzen.

Roms Herrschaft hatte sich durch Pompejus außerordentlich erweitert. Sein Name ward bis in die Wolken erhoben. Von seinem Triumphe später. (§ 43.)

## § 41.
## Cato und Cicero.

Bei dem furchtbaren und immer zunehmenden Sittenverderben der Römer, da Genußsucht, Schwelgerei, Wollust und Unzucht allenthalben im Schwange gieng, da man sich, um die Mittel zur Befriedigung seiner Lüste zu erlangen, vor keiner Ungerechtigkeit und keinem Verbrechen scheute, da kein Wort, kein Eid mehr heilig gehalten wurde, die Leute vor Gericht logen und trogen um Geldes willen, die Richter falsche Urtheile sprachen um Geldes willen ꝛc., sucht das Auge, ob es nicht noch bessere Gestalten finde, die dem gräulichen Verderben ihres Volkes entgegentraten oder doch für sich selbst ein reineres sittliches Leben führten. Es gab noch Solche, aber wenige. Ein Paar derselben wollen wir kennen lernen.

### Marcus Porcius Cato

stammte, als Urenkel, von dem strengen Censor Cato dem Aelteren (s. X. 30), mit dem er in seinem Wesen vieles gemein hatte, nur daß er die Wissenschaft mehr schätzte und sich über die zeitlichen Güter mehr erhob als jener. Er war ein Stoiker, d. h. ein Anhänger der Philosophie, die man Stoa hieß. Die Mehresten noch von den wenigen bessern Römern dieser Zeit waren Stoiker. Diese Philosophen wollten Tugend, wozu sie vornehmlich Ge-

rechtigkeit, Enthaltsamkeit und Gleichmuth rechneten. Ein rechter Stoiker sollte wie über alle sinnliche Lust, so über allen Schmerz erhaben sein; er sollte, sozusagen, das Gesicht nicht verziehen, wenn ihm der Fuß abgesägt wurde. Dieser Ruhe, Gelassenheit und Standhaftigkeit, sodann der strengsten Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Keuschheit befleißigte sich Cato mit ganzem Ernst. Er konnte aber auch das böse Wesen um sich her nicht dulden; er bekämpfte es bei jeder Gelegenheit mit Wort und That; er widersetzte sich dem Unrecht und Frevel der Vornehmsten ohne alle Furcht. Rastlos wirkte er, namentlich als Quästor und Volkstribun, nicht für seinen eigenen Nutzen, sondern zum Besten des Staates. Ihm galt noch, wie dem alten Römer, der Staat alles; und er grollte allen denen in tiefer Seele, welche ihren persönlichen Vortheil suchten oder gar die Macht der Republik an ihre Person bringen wollten. Denn als rechten, die Menschheit beglückenden Staat kannte er nur die Republik. Wir werden noch weiter von ihm hören.

### Marcus Tullius Cicero

ist im J. 107 zu Arpinum aus einem plebejischen Rittergeschlechte geboren. Bis zu seinem zwölften Jahre wurde er von seinen Eltern selbst, welche auch noch zu den bessern gehörten, sorgfältig erzogen. Früh regte sich in ihm das Verlangen, an Kenntnissen und guten Sitten der Erste zu sein. Als er hierauf nach Rom in die Schule gebracht wurde, lernt er dort so eifrig, faßte alles so leicht auf und gab so gescheide, scharfe und schlagende Antworten, daß seine Lehrer über ihn staunten. Er hatte römische und griechische Lehrer, und wurde von den letztern in die griechische Kunst und Wissenschaft eingeweiht, daran er ein höchlich Wohlgefallen fand. Er übersetzte sich die griechischen Schriften ins Lateinische, und kam so immer tiefer in sie hinein, in ihren Geist und in ihre schöne Ausdrucksweise. Hatte er irgend ein gutes Buch gelesen, so wiederholte er, vor seinen Freunden oder allein,

laut den Gedankengang und Inhalt desselben, wodurch es dem Verstande um so klarer, dem Gedächtnisse um so bleibender wurde. Bei seinem Streben nach allgemeiner wissenschaftlicher Ausbildung legte er sich insonderheit auf das, was zur Führung eines öffentlichen Amtes nöthig war, auf die Rechtskunde und die Beredtsamkeit. Stets besuchte der junge Mann den Gerichtsplatz, um dort die Anklage- und Vertheigungsreden zu hören. Von seinem 26. Jahre an trat er selbst öffentlich auf und trieb nun drei Jahre lang das Geschäft eines Anwalts, wobei er jedoch vorerst nur Angeklagte und gewöhnlich unschuldig Verfolgte vertheidigte. Er erhielt schon jetzt den Ruf eines großen Redners. Dann begab er sich aber auch noch nach Griechenland und Kleinasien, um dort die berühmtesten Redner, so wie die größten Philosophen zu hören. Als er zurückkehrte, wurde er zum Quästor gemacht, und nach seiner Amtszeit erhielt er die Provinz Sicilien zur Verwaltung, wo er sich durch seine an den Römern dieser Zeit ganz ungewohnte, Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit und Milde großes Lob erwarb. Nach Rom zurückgekommen, hielt er wieder öffentliche Reden, nunmehr für Beklagte und Klagende; denn dem Geschäfte eines Anwalts unterzogen sich damals die vornehmsten Römer. Jetzt stieg sein Rednerruhm bis zur höchsten Stufe. 36 Jahre alt wurde er Aedil, bald darnach Prätor. Er bekleidete alle seine Staatsämter mit vollem Beifall. Endlich im 43. Jahre bewarb er sich um die oberste Würde des Staates, und gleich bei dieser seiner ersten Bewerbung wurde er zum Konsul erwählt. Er verwaltete das Konsulat mit der größten Treue und Wachsamkeit; und dieser Wachsamkeit verdankte es der römische Staat, daß er nicht durch die Bosheit eines ruchlosen Menschen auf's Schrecklichste zerrüttet wurde, wie wir sogleich hören werden.

So viel einstweilen von dem Lebenslauf des Cicero. Er war menschenfreundlich, dienstfertig, ein treuer Familienvater und Freund. Obwohl vermöglich, führte er doch

eine mäßige Lebensweise; für das Beste beim Mahl galt ihm ein lebhaftes, witziges und lehrreiches Gespräch. Sonst arbeitete er unermüdlich, auch bei Nacht; und was er für's Oeffentliche that, das zielte meistens aufrichtig auf das Wohl seines Volkes und Staates. Er litt aber an Empfindlichkeit, konnte leicht gereizt werden, und hatte gar viel Eigenliebe; was er Rühmliches that, posaunte er immer selbst aus. Er war eben ein natürlicher Mensch, doch noch der Besten einer.

## § 42.

## Die Catilinarische Verschwörung. (63—62.)

Nach diesen zwei edleren Gestalten begegnet uns ein wahres Scheusal von einem Menschen — Lucius Sergius Catilina. Er war aus vornehmem Geschlechte, klug und gewandt, stark an Willen und Körperkraft; aber von der verworfensten Gesinnung, zu allen Lastern und Verbrechen aufgelegt, der verwegenste Mensch.

Er hatte durch seine gränzenlose Ausschweifung seine Vermögensverhältnisse auf's Aeußerste zerrüttet; nun dachte er durch Raub und Mord wieder zu Mitteln zu kommen. Daß er mit seiner Bewerbung ums Konsulat immer durchfiel, das brachte die Gedanken des wüthend darüber Ergrimmten vollends zum Durchbruch. So stiftete er eine Verschwörung an, in welche er eine Menge durch ihr lüderliches Leben heruntergekommener und mit Schulden beladener Leute hereinzog, indem er ihnen goldene Berge verhieß, wenn sie ihm seinen Plan ausführen hälfen. Sein Plan war aber zunächst der: Es sollten die Konsuln sammt den reichsten Bürgern ermordet, Rom an allen Ecken in Brand gesteckt und die verwirrte Stadt durch ein in den Apenninen verborgenes Heer überrumpelt und bewältigt werden. Dann wollten sie die Aemter des Staates und die Güter der Erschlagenen unter sich theilen.

So geheim im Ganzen dieses schwarze Vorhaben gehalten wurde, entstand doch durch unvorsichtiges Plaudern eines Theilhabers ein dunkles Gerücht davon. Der wach-

same und rührige Konsul Cicero hatte sich bald nähere Kunde verschafft, und mit größter Sorgfalt und Klugheit traf er seine Anstalten so, daß es vereitelt wurde. Mit ihm selbst, erfuhr Cicero, sollte der Anfang des Mordwerkes gemacht werden. Als ihm aber zwei verschworene Ritter, in der Absicht, ihn noch im Bette zu erstechen, nach römischer Sitte einen beehrenden frühen Morgenbesuch abstatten wollten, fanden sie doppelte Wache vor seiner Thüre und wurden abgewiesen. An demselben Tage noch versammelte Cicero den Senat. Auch Catilina erschien dabei und saß mit gänzlicher Unbefangenheit da. Aber jetzt hielt Cicero eine gewaltige donnernde Rede gegen ihn, darin er ihm sein Verbrechen offen und in den stärksten Ausdrücken vorhielt. Während nun Alles in der Versammlung voll Staunen und Schrecken ist, blickt Catilina ganz dreist und frech um sich; und wie er von allen Seiten ein Verruchter und Vaterlandsfeind gescholten wird, verläßt er rachedrohend den Saal. Er geht noch in der Nacht zu seinem Heer im Gebirge. Die zurückgebliebenen Verschworenen, so hatte er hinterlassen, sollten demnächst mit Sengen und Morden in der Stadt beginnen; er wollte mit der Heeresmacht dazu herbeieilen.

Cicero mußte behutsam verfahren, da er noch keine vollen rechtsgültigen Beweise besaß. Doch gelang es ihm schnell, auch diese sich zu verschaffen. Die Verschworenen in der Stadt suchten, um ihre Partei zu vergrößern, eben anwesende Gesandte des gallischen Volksstammes der Allobroger durch große lockende Verheißungen zur Theilnahme an ihrem Werke zu gewinnen; diese entdeckten es durch einen befreundeten Senator dem Cicero, welcher ihnen rieth, sich schriftliche Versicherungen von den Häuptern der Verschwörung geben zu lassen; und letztere waren unvorsichtig genug, solche auszustellen. Sobald Cicero dieselben in Händen hatte, theilte er sie dem Senate mit, worauf die genannten Häupter sofort gepackt, als nunmehr ihres Verbrechens Ueberführte zum Tode verurtheilt, und in dem tiefen Gefängniß des Tullianums, darin Jugurtha starb, erdrosselt wurden.

Gegen Catilina rückten die Legionen. Er kämpfte, wie seine ganze Rotte, mit Muth und Wuth, wurde aber doch nach verzweifeltem Kampf besiegt. Er fiel und mit ihm der größte Theil seiner Truppen, von denen Keiner im Rücken verwundet war (62). Noch einmal schien der Staat gerettet. Cicero empfieng von den dankbaren Römern den Namen „Vater des Vaterlandes," der ihm so süß lautete.

## § 43.
## Das erste Triumvirat.

Doch schon während seines Konsulatjahres erbleichte Ciceros Glanz bei dem wetterwendischen Volke; und mit seinem Abtritt von der Spitze der Geschäfte trat er gegen Andere gar tief wieder in den Schatten zurück.

Es zog einer in Rom ein, um den jubelten sie noch mehr als um den Retter des Vaterlandes; das war der Pompejus. Dieser kehrte nun erst von seinem oben (§ 40.) erzählten asiatischen Feldzuge nach Rom heim, und hielt an seinem 46. Geburtstag (Sept. 61) den allerglänzendsten Triumph, der jemals stattgefunden. Da trug man Tafeln voran, darauf waren alle von ihm bezwungenen Länder, Städte, Burgen, Schiffe verzeichnet, 16 Länder, 1000 Burgen, 900 Städte, 800 Schiffe; dazu die Zahlen der Gefangenen: 2 Millionen und etliche Tausende drüber. Unter unzähligen staunenswerthen Kostbarkeiten, welche zur Schau getragen wurden, prangte das 16 Fuß hohe goldene Bild des Mithradates und des Pompejus eigenes Bild, von eitel edeln Perlen zusammengesetzt. Ein Sohn des Tigranes mit Frau und Tochter, sieben Kinder des Mithradates und der jüdische Fürst Aristobul giengen vor seinem Siegeswagen her, der von Edelsteinen wie eine Sonne strahlte. Auf diesem stand der schöne Mann in einer erbeuteten Rüstung Alexanders des Großen! Dieser Pompejus war ohne Widerspruch der angesehenste Römer der Gegenwart. Er fühlte sich

auch als solchen, ja zu einem Herrscher wie jener Alexander berufen.

Besonderes Ansehen genoß dazumal noch ein Anderer, den wir schon kennen, Crassus, der Besieger der empörten Sklaven. Doch aber weniger sein Kriegsruhm stellte ihn so hoch, als vielmehr sein unermeßlicher Reichthum, den er sich namentlich in der Sullanischen Proscriptionszeit erworben hatte, wo er eine Menge Häuser und Güter um einen Spottpreis ankaufte, so daß ein großer Theil der Stadt Rom und Ländereien wie Fürstenthümer ihm zugehörten. Er war ein rechter Spekulant, wie man jetzt sagt, und ein unersättlicher Geldwolf. Und da er sein Vermögen fortan auf's Beste nutzbar zu machen verstand, so erlangte er immer mehr Geld, so viel, daß ers kaum mehr zählen konnte, damit aber auch begreiflicherweise einen großen Einfluß.

Nun geht uns aber noch ein Stern am Römerhimmel auf, von dem wir bisher nichts gesehen und gehört haben, das ist Cajus Julius Cäsar. Fürwahr ein ganz außerordentlicher Mann, von dessen Person ich einiges berichten muß. Er war 4 Jahre jünger als Pompejus und 15 als Crassus (geb. 102), aus einem römischen Adelsgeschlecht. Ein hochgewachsener Mann mit schwarzen funkelnden Augen; nicht sehr leibesstark von Natur, aber durch Uebung gehärtet; ein ausgezeichneter Reiter, Schwimmer, Läufer, Fechter; ein Mensch vom schnellsten und schärfsten Verstande; in allen Künsten Kriegs und Friedens wohlbewandert, ja der Erste oder doch unter den Ersten; eine kühne feurige Seele und doch fest und ruhig dabei in Allem. Ehrgeiz war die Haupttriebfeder seines Handelns, aber dieser stets von Ueberlegung und Besonnenheit im Zaum gehalten. — Cäsars kühnes und festes Wesen zeigt sich schon in folgender Geschichte seines frühern Lebens: Während der Schreckensherrschaft Sulla's empfieng er Befehl vom Allgewaltigen, sich von seiner ersten Gemahlin, einer Tochter des Hauptdemokraten Cinna, zu scheiden. Er mag nicht. Er wurde beinahe

geächtet und floh nach Asien. Auf Verwendung seiner Freunde begnadigte ihn jedoch Sulla wieder und ertheilte ihm Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren. Er mag nicht. Erst nach Sulla's Tode kehrte er zurück. — Noch eine Geschichte, in der wir den jungen Cäsar lebendig vor uns sehen. Auf einer Fahrt nach Rhodus fiel er den Seeräubern in die Hände, die damals noch ihr Unwesen trieben. Sie verlangten 20 Talente (30,000 Thaler) für seine Loslassung. Er schalt sie, daß sie für ihn solch ein Lumpengeld forderten, und versprach ihnen 50. Seine Begleiter holten das Geld aus Milet. Unterdessen gieng er mit den Seeräubern ganz herrisch um; er tadelte und strafte an ihnen Alles, was ihm nicht gefiel. Er las ihnen seine Gedichte vor, und wenn sie dieselben nicht genug lobten, drohte er lachend, sie alle zu kreuzigen. Seine Freunde bringen das Geld; er wird frei. Kaum ist er's, so bemannt er etliche Schiffe, sucht die Seeräuber damit auf, bekämpft und besiegt sie, nimmt ihnen sein Geld wieder und läßt sie Alle ernstlich kreuzigen. — In Rom suchte er die Leute durch Freundlichkeit, Artigkeit und Dienstfertigkeit zu gewinnen und nicht umsonst. Nachdem er sich eine Zeit lang als Anwalt beschäftigt und mit seiner hinreißenden Beredtsamkeit großen Beifall geerntet hatte, wurde er frühzeitig nacheinander Quästor, Aedil, Oberpriester sogar und Prätor. Er bestrebte sich in allen seinen Aemtern, vornehmlich dem Volke gefällig und nützlich zu sein. Er bemühte sich auf alle Weise, in der Gunst des Volkes immer höher zu steigen. Einstmals gab er ihm ein überraschendes Schauspiel; 320 Fechterpaare in silbernen Rüstungen mußten vor ihm kämpfen, und der ganze Schauplatz war mit silbernen Platten belegt. Das Geld warf er nur so hinaus, woher es kam, daß der von Haus aus Reiche ärmer denn arm wurde, d. h. in ungeheure Schulden gerieth. Als er nun nach Ablauf seiner Prätur in seine Statthalterschaft nach Spanien abreisen wollte, da wollten ihn seine Gläubiger, denen er nicht viel weniger als 6 Millionen Thaler schuldig

war, nicht fortlassen. Doch hier nahm sich der reiche Crassus um ihn an; dieser stand gut für ihn, und er durfte abreisen. Auf dem Wege nach seiner Provinz that er bei einem kleinen schmutzigen Städtlein gegen seine Begleiter die merkwürdige Aeußerung: er wollte lieber da drinnen der Erste, als der Zweite in Rom sein. Der Erste will er sein, wo er ist, doch freilich lieber in Rom, als in solch einem Städtlein! Sein Amt in Spanien verwaltete er gerecht und gelinde, daß die Unterthanen sich mit ihm zufrieden bezeigten. Er unterwarf einen noch unbezwungenen Theil des Landes, und behandelte auch diesen nicht hart. Trotzdem aber, daß er die Spanier nicht drückte und noch Geld in den Staatsschatz schickte, erwarb er sich doch auch selbst so viel, daß er seine Schulden bezahlen konnte. Mit Lob und Ehre kehrte er im J. 60 heim, und hier sind wir wieder im Gang unserer Geschichte.

Es war dieses Jahr 60, als die drei vorgestellten Männer, Pompejus, Crassus und Cäsar, welche jetzt unbestritten unter allen Römern das größte Gewicht hatten, einen Bund zu gegenseitiger Unterstützung miteinander schloßen, um vereint den Staat zu beherrschen. Man hieß ihn das Triumvirat, zu deutsch Dreimännerbund, und war dieses hier das erste. Keiner dachte dabei an das Wohl des Staates, auch Keiner an das Glück der Andern, sondern nur an das eigene. Indessen meinte Jeder, er könnte vor der Hand wenigstens in Verbindung mit den beiden Andern seinen eigenen Nutzen am meisten befördern. Sie hatten aber offenbar gegenwärtig die ganze Macht in ihren Händen; mit Hilfe des Pompejus und Crassus setzte Cäsar gleich seine Bewerbung ums Konsulat durch; und indem sie sich so kräftigst unterstützten, wurden sie immer zu Konsuln gewählt oder mit den vortheilhaftesten Statthalterschaften begabt; und theils in Rom anwesend, theils von außen her leiteten sie alle Angelegenheiten des Staats.

Da merkte man wohl, daß es mit der Republik

sollte zu Ende gehen, daß sie schon eine Oligarchie geworden und bald in eine Monarchie überzugehen drohe, welche bereits Sulla angedeutet hatte. Dagegen setzten sich nun namentlich Cato und Cicero, denen viel an der Erhaltung des geliebten Freistaats lag. Aber es bekamen beide ihr Theil.

Ein gewisser Clodius, ein schändlicher Mensch, aber Werkzeug der Triumvirn, brachte auf einmal bei der Volksversammlung das Gesetz in Antrag: „Wer einen römischen Bürger ohne Volksurtheil hinrichten lasse oder habe hinrichten lassen, der solle geächtet werden." Das war auf Cicero gemünzt, der die Verschworenen des Catilina nur auf Senatsbeschluß, nicht in Kraft eines Volksurtheils, hatte tödten lassen. Wirklich gieng der Antrag durch, und in Folge davon wurde Cicero um seiner Vaterlandsvaterschaft willen in die Acht erklärt, obwohl er in Trauerkleidern beim Volk herumgieng und es beweglich anflehte, doch so was nicht zu thun. Seine Wohnung in Rom brannte man nieder und seine Landgüter wurden verwüstet, während er selbst nach Macedonien floh (58). Er schrieb klägliche Briefe aus seiner Verbannung; seine Philosophie konnte ihn nicht wappnen gegen übermäßige Traurigkeit. Weil jedoch das an diesem Manne begangene Unrecht zu laut schrie, so vermochten es seine Freunde dahin zu bringen, daß er schon nach acht Monaten mit Ehren zurückgerufen wurde. Seine Rückkehr beschreibt er selbst mit Begeisterung als einen wahren Triumphzug. Alles lief ihm entgegen und beglückwünschte ihn. Sein Haus in Rom und seine Landgüter wurden auf Staatskosten wieder aufgebaut und in Stand gesetzt. Er aber behütete von nun an seine Zunge vor unliebsamen Ausfällen gegen die Triumvirn.

Dem unangreiflichen Cato thaten sie ein Anderes, um ihm ein Merks zu geben und seiner auf eine Zeit lang los zu werden. Damals hatte ein Volksbeschluß den König von Cypern, einen Ptolemäer, ohne allen rechtlichen Grund entthront, und Cato, „der rechtlichste Römer," be-

kam den Auftrag, von dem wonnigen Inselland und des Königs Schätzen Besitz zu ergreifen. Wie sträubt sich sein biederes Herz gegen solche Gewaltthat! Nach langer Weigerung gieng er aber doch dahin, indem er sich mit dem allgemeinen römischen Grundsatze beruhigte, „daß die Herrlichkeit Roms höher stehe als alles Recht." Und er richtete seine Sendung mit strenger Gewissenhaftigkeit aus, nahm alles weg, was er von königlichen Geldern und Gütern vorfand, und brachte einen Raub von 18 Millionen Gulden für den Staatsschatz zurück. In Rom aber fuhr er fort, mit großem Ernst „für die Gerechtigkeit gegen die Ungerechtigkeit" zu sprechen.

## § 44.

## Cäsar in Gallien. Wie groß er wird!

Cäsar hatte sich nach seinem Konsulate die Provinz Gallien, und zwar das jenseits und diesseits der Alpen gelegene, übertragen lassen. Er reiste ohne Aufenthalt ins jenseitige, von dem die Römer erst einen kleinen Theil (die Provence) inne hatte, und wo es darum für sein erhabenes Feldherrntalent noch ein weites Arbeitsfeld gab. Er hat glorreich dort gekämpft, und das Römerreich durch die Unterwerfung und Romanisirung des Westens erst recht vollendet.

Zunächst besiegte er ein helvetisches Volk, das von Deutschen gedrängt unter seinem Herzog Orgetorix nach Gallien auswanderte, bei Bibracte in der Nähe des Genfersee's, und trieb es in seine verlassenen schweizerischen Gebirge zurück. Weiter nördlich in Gallien, an der Saone, traf er auf ein mächtiges deutsches Volk, das über den Rhein gegangen war und sich in dem angenehmen Lande immer weiter ausbreitete. Der Herzog desselben, Ariovist, that sehr stolz, und ließ dem Cäsar sagen, „mit ihm solle er nicht anbinden; seine Leute, die in vierzehn Jahren unter kein Dach gekommen, seien bis dato unbesiegt." Die römischen Soldaten erschracken auch vor ihnen, und verloren den Muth so sehr, daß sie

ihre Testamenter machten und nach der Heimat schickten. Aber Cäsar stachelte mit Hinweisung auf des Marius Siege ihr Ehrgefühl auf, daß sie sich doch tapfer zu fechten entschloßen; er kam den Deutschen in der Besetzung von Besontio (Besançon) zuvor und in der Schlacht siegte die Kriegskunst über die rohe Kraft (58). Die hohen starken Leiber der Germanen lagen in Haufen auf der Wahlstatt; der großsprecherische Ariovist aber floh auf einem Kahne über den Rhein zurück, um nie mehr etwas von sich hören zu lassen.

Cäsar bemächtigte sich des ganzen mittlern Galliens, des Stammlandes der viel zersplitterten Kelten. Er drang in das nordöstlich gelegene Belgien ein, welches damals eine Eidgenossenschaft von gallischen und deutschen Stämmen bildete; und er bezwang auch diese Belgen, die tapfersten der Gallier, in mehreren Schlachten, 57. Dem allertapfersten Stamme, den Nerviern, wäre er fast unterlegen, dafür aber auch dieser Stamm, als er ihn doch noch bewältigte, beinahe ausgetilgt wurde. Cäsar unterjochte sofort die Seegaue (Aremorica) im Norden und Westen, auch durch eine Seeschlacht vor der Loiremündung, 56. Kurz das ganze große Land ward durch ihn römisches Besitzthum. Er verrichtete wunderbare Thaten, daß die Gallier sprachen: „Laßt uns dem Willen der Götter folgen und uns ergeben!"

Nachdem Cäsar zwei neu über den Rhein gekommene Stämme der Deutschen, die Usipeten und Tencterer, überfallen und ein paar mal hunderttausend Menschen niedergemetzelt hatte, gieng er sogar (bei Andernach) über den Rhein nach Deutschland hinüber, 55. Allein in dem waldigen Lande bei dem ungemein starken Volk der Sueven wars ihm doch nicht recht geheuer, und er zog sich nach 18 Tagen schon über den Strom zurück.

Darauf setzte er aber auch auf einer schnell erbauten Flotte über den Kanal nach Britannien über, das gleichfalls von Kelten bewohnt war; er überschritt die Themse, kehrte aber aus dem noch unwirthlichen Lande bald und ohne bleibende Eroberung zurück, 54.

Cäsar war ein wunderbarer Mensch, immer auf dem Marsch, bis in die entlegensten Gegenden, und immer doch mit seinem Blick in Rom, von wo er alles durch Boten erfuhr, dahin er stetig durch Boten verhandelte. Oefters saßen zwei Schreiber neben ihm im Zelte, denen er zu gleicher Zeit Briefe diktirte. Dabei fand er auch noch Muße zu schriftstellerischen Arbeiten, wie er denn seine Thaten und Entdeckungen in den fremden Landen gleich im Lager niederschrieb.

Noch einmal rafften sich die Gallier auf und empörten sich vereint, unter Anführung des tapfern und klugen Arverners Vercingetorix, wider ihre Zwingherren, 52. Aber in der furchtbaren Schlacht bei Alesia (unweit Dijon) wurde ihr Doppelheer von dreihunderttausend Kriegern durch den Römerhelden fast ganz vertilgt. Nun war ihre Kraft zerbrochen, und Rom herrschte über sie in Ruhe und Cäsar mit Schonung. Der ritterliche Vercingetorix aber, der sich für sein Volk zum Opfer gab, wurde im Triumph des J. 46 durch die Gassen Roms geführt und enthauptet.

Die Botschaften von diesen Siegen brachten in Rom außerordentlichen Jubel hervor. Doch freilich nicht jeder jubelte mit, und nicht jeder ergötzte sich dran, wenn die Leute sprachen: Ein Feldherr wie Cäsar ist noch nicht dagewesen! Dieser strich seinen Ruhm, der ihm, wie alles, von Rom aus hinterbracht wurde, mit Gedanken ein, welche noch über den bloßen Ruhm hinausgiengen. Doch mehr noch als sein gefeierter Name war es sein in den Gallischen Kriegen so trefflich eingeübtes und ihm völlig ergebenes Heer, dessen er sich im Hinblick auf die Verfolgung seines geheimen Planes freute.

## § 45.

## Der zweite Bürgerkrieg.

Noch vor der Schlacht bei Alesia wurde der Dreimännerbund durch den blutigen Untergang eines seiner Glieder in einen Zweimännerbund gewandelt.

Crassus war in die ihm gewordene Provinz Syrien abgegangen, hatte dort nach seiner Art das Land ausgeraubt, selbst die Tempel ohne Scheu geplündert, auch den von Jerusalem, und unternahm zuletzt nun, der bejahrte Mann, noch einen Zug gegen die wilden Parther. Theils wollte er neue Schätze erbeuten, theils aber auch noch größern Kriegsruhm als Pompejus und Cäsar erwerben. Allein er sollte auf diesem Zuge Ruhm und Schätze, ja Alles verlieren. Denn, obwohl ernstlich gewarnt, ließ er sich durch einen Verräther in die mesopotamische Wüste bei Haran verlocken, wo plötzlich die Parthischen Reiter ihn umringten und mit einem Hagel von Geschoßen drei Viertheile seines matten Heeres erlegten. Er selbst entrann zwar ihren Pfeilen, wurde aber gleich darauf bei einer Unterhandlung, zu welcher sie ihn eingeladen hatten, meuchlerisch getödtet, 53. Sie hatten von seiner unersättlichen Goldgier gehört; so schütteten sie dem Leichnam geschmolzen Gold in den Hals. Es war dies seit Jahrhunderten der erste ernsthafte Sieg, den die Orientalen über das Abendland erfochten; wie jubelte man in der parthischen Hauptstadt Ktesiphon, welche Seleucia gegenüber am Tigris sich erhoben hatte. Der Euphrat war fortan im Osten die vielumstrittene Grenze des römischen Reichs.

Es waren also jetzt noch zwei miteinander verbundene Gewalthaber da, Pompejus und Cäsar, der Schwiegersohn und der Schwiegervater; denn der alternde Pompejus hatte Cäsars Tochter Julia geheirathet, aber jetzt (54) war sie gestorben. Es blieb eine lediglich auf Eigennutz beruhende Verbindung: Jeder wollte durch den Andern nur selbst höher steigen; jeder wollte der Erste sein; so harrte Jeder der guten Stunde, wo er den Nebenbuhler unter die Füße treten könnte. Längere Zeit suchten sie freilich ihres Herzens Gedanken vor einander zu verbergen; aber der Zwiespalt mußte früher oder später hervortreten.

Pompejus, der bei aller Größe Cäsars doch sich

selbst für viel mehr hielt, brach zuerst den Bund, that aber damit eigentlich nur, was der Andere wünschte. Er hatte bis anher große Vorzüge genossen, war immer in Rom geblieben, war Konsul, einmal sogar — etwas Unerhörtes! — alleiniger Konsul gewesen, und hatte doch dabei die Statthalterschaft über das reiche Spanien innegehabt, was ganz gegen das Gesetz anlief, denn ein solches Amt sollte von einem abgetretenen Konsul ꝛc. in der Provinz persönlich verwaltet werden. Da nun die Zeit seiner Statthalterschaft zu Ende gieng, ließ er sich dieselbe vom Senat auf neue 5 Jahre verlängern. Als aber Cäsar, dessen Statthalterschaft über Gallien um dieselbe Zeit ablief, für sich ein Gleiches verlangte, neue Uebertragung seiner Provinz und dabei Erlaubniß, sich ums Konsulat zu bewerben, widersetzte sich Pompejus mit aller Macht. Es wogte in Rom wieder ein wilder Parteienkampf. Das gemeine Volk stand größtentheils auf Seite des Cäsar, welcher sich ihm stets mit Wort und That hold erwiesen hatte und schon als Schwiegersohn Cinna's für einen Demokraten galt; doch hiengen demselben auch manche Vornehme an, die er mit seinem vielen nach Rom gesandten Gelde an sich gezogen. Die meisten Senatoren und Ritter hielten es jedoch mit dem Pompejus, weil dieser seit etlicher Zeit sichtlich die Aristokratie begünstigte. Ja selbst Cato und Cicero waren zuletzt ganz zu seiner Partei getreten, um sie zu verstärken, da sie durch den Cäsar die geliebte Republik am meisten gefährdet glaubten, während die klugen Männer vom Pompejus wunderlicherweise noch einige bessere Hoffnung hegten. So kam es denn, daß nach vielem Hin und Wieder Nov. 50 der Senatsbeschluß durchgieng und dem Cäsar zugefertigt wurde: „er solle in kürzester Frist seine Statthalterschaft niederlegen und seine Heere entlassen; wo nicht, so werde er für einen Feind des Vaterlandes erklärt."

Als Cäsar diesen Beschluß empfieng, versammelte er seine tapfern Krieger um sich, erzählte ihnen, wie undank-

bar er vom Senat behandelt werde, und fragte sie, ob sie für seine Ehre und des Volkes Wohlfahrt fechten wollten. Alle riefen ein freudiges Ja und: „Auf, nach Rom." Da brach Cäsar ungesäumt auf, Jan. 49. Als er aber an den Grenzbach seiner Provinz, den Rubicon, gelangte, da legte er die Hand an die Stirne und besann sich noch einmal, ob er diesen überschreiten und damit den Anfang eines neuen schrecklichen Bürgerkrieges machen solle. Plötzlich jedoch rief er: „Der Wurf ist gethan!" und hinüber gieng's. Mit Flügelschnelle drang er von Stadt zu Stadt, und was ihm die Thore nicht öffnete, eroberte er im Nu.

In Rom verursachte seine Annäherung an der Spitze seiner kriegsbewährten Legionen, obwohl er vorerst nur Eine zur Hand hatte, einen außerordentlichen Schrecken. Man glaubte, er werde als ein andrer Cinna und Marius kommen, und alles, was Aristokrat heiße, über die Klinge springen lassen. Und auch Pompejus selbst, der in stolzer Sicherheit sich gar nicht auf den großen Gegner vorgesehen, der, da derselbe noch hinter dem Rubicon stand, prahlerisch geäußert hatte: „Wo Pompejus in Italien mit dem Fuße hinstößt, da wird eine Legion herausspringen!" auch er machte jetzt ein ander Gesicht als vorhin. Es wollte jetzt doch nicht so schnell gehen mit dem Legionen aus dem Boden herausstampfen. Ja, er fühlte sich dem Gegner für den Augenblick nicht gewachsen und — floh aus Rom. Mit ihm floh in Angst der größte Theil des Senats; und so groß war die Verwirrung, daß sie nicht den Staatsschatz, sondern nur die Schlüssel dazu mit sich nahmen, als ob Cäsar ihn nicht auch ohne Schlüssel öffnen könnte, der darin außer dem Gemünzten 26,000 Goldbarren, eine treffliche Beihilfe zur weitern Kriegführung, vorfand. Pompejus begab sich mit allen seinen vornehmen Herren und ihrem Troß nach Griechenland, um dort aus dem ganzen östlichen Theile des Reichs eine Macht an sich zu ziehen, mit welcher er seinen Gegner wie ein Riese ein Kindlein erdrücken wollte.

Cäsar aber ließ ihm Zeit. Wohl ein schneller, wie starker Aar, flog er zuerst durch Italien hinab bis in die Spitze, und rechts und linkshin und in 60 Tagen, von seinem Uebergang über den Gränzfluß, hatte er ganz Italien in seine Gewalt gebracht. Doch weder in Rom noch im ganzen Lande zerbrach er ein Haus, das nicht von Feinden vertheidigt ward, noch vergoß er einen Blutstropfen derer, die nicht das Schwert gegen ihn zückten. Er verfuhr überall mit ganz unerwarteter Milde; er wußte wohl, daß man mit Güte die Herzen gewinne. Auch nachdem Italien sein war, rückte er nicht gleich seinem Nebenbuhler zu Leibe, sondern er wollte zuerst den Westen des Reichs säubern, um von da her sicher zu sein. Darum begab er sich, während er einen General gegen die Pompejaner in Afrika schickte, mit der Hauptmacht nach Spanien, der Provinz seines Gegners, wo viel Kriegsvolk desselben lag. In 40 Tagen brachte er dort durch seine vortrefflichen Kriegsmanövers alle Pompejanischen Legionen dahin, daß sie sich ihm ergeben mußten. Er löste sie auf und schickte sie heim.

Nunmehr schiffte er (Nov. 49) nach Griechenland hinüber, wo Pompejus unterdessen außer einer gewaltigen Flotte ein zahlreiches Heer um sich versammelt hatte, unter welchem fast alle römischen Ritter prangten, und triumphsgewiß ihre Rosse tummelten. Wirklich gieng's hier dem Cäsar anfänglich nicht zum Besten; er gerieth durch ein verlorenes Gefecht und durch Mangel an Lebensmitteln in fühlbare Noth. Aber sein kühner Geist schwang sich über alles empor; und als er endlich bei Pharsalus in Thessalien, im Sommer 48, den Pompejus zur entscheidenden Schlacht brachte, da führte er seine Leute, die an Zahl nicht die Hälfte der Feinde erreichten, mit dem frohesten Muthe hinein. Er sprach zu ihnen: „Stoßt nur den schmucken jungen Herrn da drüben gleich in die Gesichter, das können sie nicht vertragen, denn sie fürchten sich vor'm Wüstwerden!" Das thaten seine Leute, und die jungen Ritter kehrten bald den Rücken. Das andere

feindliche Kriegsvolk wehrte sich besser, fieng aber an zurückzuweichen. Pompejus — nie das wirklich, was er sein wollte, doch jetzt noch viel weniger als je vorher — ritt schon dem Meere zu, ein Schiff zu suchen. Seine Soldaten suchten Schutz im Lager, das aber bald erstürmt ward. Am Abend war das große Heer theils erschlagen, theils gefangen, theils zerstoben, während der Sieger nur wenige Leute verloren hatte.

Pompejus flüchtete sich an's Meer, verbarg sich die Nacht über in einer Fischerhütte und schiffte Tags darauf nach Lesbos, um dort seine Gemahlin Cornelia und seinen Sohn Sextus zu sich zu nehmen. Und wohin wendete er sich nun? Statt sich zu seiner an Griechenlands Küsten kreuzenden Flotte zu begeben und mit derselben nach Afrika zu segeln, wo er noch ein starkes und den Cäsarianern bereits obgelegenes Heer besaß, fuhr er nach Egypten, um bei dem dankbaren Könige, dessen Vater durch ihn auf dem Thron erhalten worden war, neue Truppen zu holen. Aber des Königs Räthe, den Cäsar fürchtend, wenn sie den Pompejus schützten, und vielmehr bestrebt, sich in des Siegers Gunst zu setzen, beschloßen den Flüchtigen zu ermorden. Sie holten ihn zu dem Ende mit einem kleinen Kahn, in welchem nur Er und ein paar Begleiter Raum fanden, von seinem Schiff an's Gestade, und eben als er den Fuß aus dem Kahn an's Land setzte, stieß ihm einer von hinten das Schwert durch den Leib, daß er todt an's Ufer fiel. So endete der „große" Pompejus! 48. Seine Gemahlin sah es vom Schiffe aus, und ihr Wehgeheul drang herüber an's Ohr des Sterbenden; doch der Steuermann rettete flüchtend sie und ihren Sohn. Die Egypter schnitten dem Ermordeten den Kopf ab und rißen ihm seinen Siegelring herunter; beides übergaben sie dem Cäsar bei seiner Ankunft zu einem wohlgefälligen Opfer. Dieser aber wendete sich mit Grauen von dem Anblick des blutigen Hauptes weg, und den Siegelring seines einstigen Schwiegersohnes betrachtete er mit Thränen. Dann ordnete er die Thronfolge in Egypten,

und hatte den Winter über alle Mühe, sich der Alexandriner zu erwehren, bis Syrer und Juden ihm Ersatz brachten.

Darnach 47 gieng Cäsar nach der Provinz Afrika. Da stand noch ein großes Heer seines gefallenen Gegners, das durch die der Pharsalischen Schlacht Entronnenen, welche sich meistens hieher gewendet hatten, sehr verstärkt worden war. Auch die Pompejanische Flotte unter dem Befehl des Cato war dahin gelaufen. Hier vornehmlich hatte Cäsar noch um die volle Herrschaft über das römische Reich zu kämpfen. Aber auch hier blieb das Glück dem kühnen und einzigen Feldherrn treu; er vernichtete in der großen Schlacht bei Thapsus, 46, das feindliche Heer gänzlich. Der Pompejanische Senat saß sammt Cato in Utika, dem jetzt Cäsar nahte. Zum Theil flohen die Herren, zum Theil baten sie ihn, und fast alle nicht umsonst, um Gnade. Nur Cato wollte nichts von Flucht und nichts von Gnade wissen. Da er durch Cäsar die Republik gestürzt sah (die jedoch Pompejus als Ueberwinder auch nicht hätte leben lassen), die Republik, welche ihm Alles war, so hatte das Leben keinen Werth mehr für ihn. Darum nahm er, nachdem er zuvor Plato's Phädon (von der Unsterblichkeit der Seele) gelesen, sein Schwert und stieß sich dasselbe mit stoischer Gelassenheit in den Leib; und als ihn die Seinigen verbanden, riß er den Verband wieder weg und starb. Selbstmord ist etwas Gräßliches; es ist aber bei Cato zu berücksichtigen, daß er ein Heide war, der rechts und links nicht richtig unterscheiden konnte. Möchten wir seinen festen Charakter in Lichtkinderart behaupten, und mit christlicher Ruhe alles Widerwärtige dieser Zeit ausdulden, bis uns der HErr von hinnen nimmt.

## § 46.

## Cäsar, lebenslänglicher Dictator.

Cäsar hielt bei seiner Rückkehr nach Rom prachtvolle Triumphe und ein großes Dankfest für den von den

Göttern ihm beschiedenen Sieg. Er wurde zunächst auf 10 Jahre und bald auf lebenslang zum Dictator ernannt. Auch legte man ihm den Titel „Imperator," d. h. „Befehlshaber" bei. — Die alte Republik hatte in der That ausgelebt, und nicht zum Unglück der Römer; Cäsar gebot, Cäsar herrschte. Doch ließ er noch die alten republikanischen Namen und Formen stehen, um seine Römer allmählich an den Gedanken der Monarchie zu gewöhnen. So wurden immer noch Consuln gewählt; aber zwischen ihren beiden Amtsstühlen stand der erhöhte Sessel des purpurbekleideten Imperators.

Uebrigens sprach er zu den Römern: „Ich will nicht euer Tyrann, sondern euer väterlicher Berather sein." Und er regierte sie wirklich mit sanftem Stabe und sorgte weislich und gütig für ihr Wohlergehen. Seine Monarchie war die Vertretung der Nation durch ihren Vertrauensmann. Nachdem er für sich Alles hatte, konnte er auch viel für Andere thun; und in der Freude über sein Glück konnte er auch viel vergessen. Er dachte nicht mehr daran, an Feinden Rache zu nehmen; besonders wenn sie um Gnade baten, war ihnen alles verziehen und sie konnten im Frieden zu ihren Gütern zurückkehren; und wenn er mit ihnen zusammenkam, sagte er ihnen kein böses Wort. Auch Cicero, den er vor seinem Zuge nach Griechenland selbst besucht hatte, um ihn für sich zu gewinnen, und der dann doch dem Pompejus nachgelaufen war, mußte das nicht entgelten; auch er durfte heimkehren und konnte in ungekränkter Ruhe seine Bücher lesen und schreiben, daß der Mann ganz gerührt solch hohe Güte pries.

Die unermeßlichen Schätze, welche Cäsar in die Hände gefallen waren, brauchte er dazu, zumeist seinen Freunden und Anhängern, aber auch allem Volk wohlzuthun und Vergnügen zu bereiten. Jeder gemeine Soldat seiner Heere empfieng nebst einem Stück Land ein Geschenk von 1400 Thalern; die Offiziere erhielten das Doppelte, Dreifache, Vierfache ꝛc. Aber auch jeder in Rom ansäßige

Bürger wurde mit einer Geldgabe von 2 Thalern bedacht. Außerdem theilte er aus seinen Magazinen Korn und Oel an unbemittelte Familien unentgeldlich aus. Er ließ sodann vor dem Volke allerlei prächtige Spiele, namentlich Thierhetzen, Fechterkämpfe, ja ganze Feld- und Seeschlachten aufführen. Und einmal lud er das ganze römische Volk zu Gaste, und speiste es in 22,000 Zimmern, wo edle Gerichte im Ueberfluß aufgetragen wurden und in jedem Zimmer zwei Fässer des besten Weines flossen.

Was aber mehr sagen will, er traf auch heilsame Anstalten zur Wiederkehr einer dauernden Ordnung, gab gute, wohlbemessene Gesetze, die Jedem sein Recht und Schutz gewährten, beförderte Ackerbau und Handel, und ließ sich auch die Wiedereinführung besserer Sitten angelegen sein, obgleich er freilich selbst in Mäßigkeit und Keuschheit kein Muster abgab. — Indessen blieb bei all dieser Freundlichkeit und diesen Gutthaten doch etwas Gehässiges an ihm haften. Man sah, daß es mit der Republik allerdings sollte ganz zu Ende gehen. Man sah schon den König an ihm, wenn er auch den Namen nicht führte. Er saß auf einem erhöhten goldenen Stuhle und empfieng sitzend den hohen Senat; er vergab auch alle Aemter und Würden, ohne Senat und Volksversammlung auch nur zu fragen; seit 45 erscheint sein Kopf auf den Münzen. Seine Freunde machten Versuche, ihm auch den Königstitel zu geben, doch stets umsonst. Unter der jetzigen Alleinherrschaft war ein unendlich besserer Zustand als vorher; ja die Republik war gar nicht mehr zu halten, nur die Monarchie konnte den Staat noch retten; und doch grollten Viele dem Alleinherrscher, obschon sie ihm äußerlich auf knechtische Weise zu schmeicheln pflegten.

## § 47.

## Cäsars Ermordung.

Nur von kurzer Dauer sollte die Herrlichkeit des „Imperators" sein. Im dritten Jahre schon nach seinem triumphirenden Einzug in Rom entspann sich eine Ver-

schwörung gegen sein Leben. An derselben nahmen 60 Menschen Theil, lauter Senatoren und meistens junge; nicht lauter solche, denen der Verlust der Republik wehe that, sondern auch manche, die es verdroß, daß sie nicht mehr so zügellos und räuberisch schalten konnten wie vorher.

Der eigentliche Anstifter des Mordplans war ein von Cäsar begnadigter und zu der hohen Stelle eines Legaten beförderter Pompejaner, Namens Cajus Cassius, ein finsterer, in sich zerrissener, wie wir sagen würden, mit Gott und Welt zerfallener Mensch. Mit ihm an der Spitze stand Cato's Neffe und Schwiegersohn, Marcus Brutus, ein Abkömmling jenes Brutus, der das Königthum gestürzt (§ 8.), welchen Cäsar gleichfalls begnadigt, mit Gutem überhäuft und so lieb hatte, daß er ihn nur seinen Sohn hieß. Dieser hatte lange nicht gewollt, aber man ließ ihm keine Ruhe. Man führte ihn an die Bildsäule seines Ahnherrn, auf welche man geschrieben: „Ach, daß Du noch lebtest!" man legte Zettel auf seinen Stuhl in der Curie mit der Schrift: „Brutus, du schläfst?" man reizte ihn so lange, bis er in der eiteln Meinung, er vor Allen wäre berufen, das Kleinod der Freiheit dem Staate zu retten, sich mitverband. Auch alle andern Verschworenen hatten von Cäsar Wohlthaten, und zum Theil die größten, empfangen und angenommen.

Die Ausführung des Mordplans wurde auf den 15. März 44 gesetzt. Cäsar hatte sich zu einem Krieg gegen die Parther gerüstet, welche nicht nur die Schuld eines Meuchelmords an seinem ehemaligen Verbündeten Crassus trugen, sondern sich auch aus ihren Wohnstätten immer weiter vorwärts bis in die römischen Besitzungen hinein drängten; er wollte die Euphratlinie sichern und sodann die an der untern Donau um sich greifenden Geten zurückweisen. Man sagt auch, in der letzten Senatssitzung vor seiner Abreise sollte der Antrag verhandelt werden, ihm den Königstitel, etwa über die außeritalischen Theile des Reichs zu verleihen. Bei dieser besonders passenden Gelegenheit sollte er erdolcht werden.

davon jedoch jedesmal der Eine ein Plebejer sein müsse. Die Patricier wehrten sich gegen diesen Antrag auf Tod und Leben; sie brauchten alle Mittel, ihn zu hintertreiben. Allein die Volkspartei ließ nicht von ihm ab; 10 Jahre nacheinander fort und mit immer größerer Anstrengung wurde er erneuert, bis die Patricier, des langen Widerstandes gegen ihn müde und zum Theil von der Billigkeit und Heilsamkeit desselben überzeugt, endlich nachgaben. Im J. 367 gieng der Licinische Antrag durch, und Licinius selbst wurde vom dankbaren Volk zum ersten plebejischen Consul erwählt.

Nun war in der Hauptsache Rechtsgleichheit zwischen Volk und Adel vorhanden. Wohl hatten sich die Patricier auch jetzt noch etwas vorbehalten, das Amt der Prätoren (Richter), Censoren (Sittenrichter), und die Priesterwürde. Allein daran lag doch weniger; und etliche Zeit nachher — es war ja einmal das Höchste und Beste mit ihnen getheilt — gewährten sie den Plebejern auch zu diesen Aemtern und Würden, in Summa zu allen und jeden, den Zutritt. — Da man ihnen zugleich mit der Bewilligung des Consulats sehr bedeutende Staatsländereien, welche bisher alle den Patriciern zur Nutznießung gegen einen geringen, dem Staate zu entrichtenden Pacht überlassen waren, als Eigenthum zutheilte und damit die Umstände der vielen Armen unter ihnen beträchtlich verbesserte, so waren sie gestillt. Es kehrte Ruhe und Friede und holde Eintracht in Rom ein, und das geeinte Römervolk war jetzt wohl stark, seine Herrschaft weit auszubreiten, wozu es sich bestimmt hielt.

Daß Rom herrlich werde, dahin strebten sie hinfort Alle mit gleichem Eifer unverrückt. Für die Größe, für das Wohl, für die Rettung ihres Roms konnten sie alles thun, alles opfern. Nur zunächst hier ein Beispiel solcher freudigen Aufopferung; wir werden in der Folge noch mehrere vernehmen. Um's J. 350 erschütterte ein Erdbeben jene Gegend. Auf einem Platze in Rom entstand dabei ein solcher Erdriß, daß er durch die Berge hineinge-

worfenen Schuttes nicht gefüllt werden konnte. Grausig gähnte der Schlund, der sich erweitern und die ganze Stadt verschlingen konnte. Man fragte die Priester, was hier zu thun sei? und sie brachten die Antwort von den befragten Göttern: „Der Spalt schließe sich nur dann, wenn man das hineinwerfe, woran Rom am stärksten sei!" Das deutete der Ritter Marcus Curtius auf Waffen und Tapferkeit, denn darin liege ja die Stärke Roms. So betet er zu allen Göttern um ihre Gunst für die theure Vaterstadt, setzt sich dann in voller Rüstung auf sein Streitroß und — sprengt in den Abgrund hinein! Roms Frauen werfen ihm Früchte und Blumen nach. Der Schlund soll sich sogleich über ihm durch hervorbringendes und einen Teich bildendes Wasser geschlossen haben.

## § 21.

## Rom breitet seine Herrschaft über Mittelitalien aus.

(342—282.)

Der römische Staat war bis jetzt noch eine freilich schon sehr große und bevölkerte Stadt, doch aber mit keinem beträchtlichern Gebiete als dem eines deutschen Fürstenthums. Ein Stück von Latium und etwas von Etrurien war sein Gebiet. Von dem an jedoch, da Volk und Adel einträchtig zusammenhielten, gewann er durch fortwährende und zum Theil unglücklich geführte Kriege, die er aber stets mit neuer Kraft aufnahm und siegreich durchkämpfte, in etlichen Menschenaltern schon eine erstaunliche Ausdehnung. Am meisten hatten es die Römer zunächst mit den Samnitern und Latinern zu thun.

Vom Latinerkrieg zuerst. Die vielen andern Staaten Latiums hatten sich nicht nur untereinander, sondern auch mit den südlich von ihnen eine weite Landschaft bewohnenden Campanern gegen Rom verbunden und ein furchtbares Heer zu dessen Bekämpfung und wo möglich Vernichtung zusammengebracht. Die Römer zogen gegen sie unter den Consuln Publius Decius Mus, der sich

Die alten Schriftsteller erzählen von vielen Anzeichen, durch welche Cäsar gewarnt worden sei. Die am Palatinischen Berg aufgehängten heiligen Schilde hätten von selbst geklungen; der Haruspex hätte die Opferzeichen äußerst bedenklich und unglückverkündend gefunden ꝛc. Merkwürdig ist aber jedenfalls ein schwerer Traum, den seine Frau Calpurnia in der Nacht vor dem verhängnißvollen Tage hatte, darin ihr der Gatte mit blutenden Wunden überdeckt in die Arme fiel. Sie sagte ihm davon und bat ihn flehentlich, an demselben Tage daheim zu bleiben; und weil er sich ohnehin unwohl fühlte, gab er ihr nach und traf Anstalt, daß der bereits versammelte Senat wieder entlassen werde. Nun kam aber schon einer der Verschworenen aus der Curie, um sich nach dem Grunde seines Nichterscheinens zu erkundigen; dieser, dem sich Cäsar als einem Vertrauten offen mittheilte, verlachte den Glauben an eitle Weiberträume, machte ihn auf die Wichtigkeit der heutigen Versammlung aufmerksam, faßte ihn bei der Hand und zog ihn fort, und — Cäsar folgte trotz der Angst seiner Gattin. Noch auf dem Wege zur Curie drückte ihm Jemand einen Brief mit den Worten in die Hand: „Lies ihn sogleich, er betrifft eine Sache von der höchsten Wichtigkeit!“ In dem Briefe war die ganze Verschwörung aufgedeckt; allein er fand keine Zeit zum Lesen. So gieng der sonst so scharfblickende und vorsichtige Mann wie mit verhüllten Augen an den Ort seiner Schlachtung.

Als er sich im Sitzungssaale auf seinen goldenen Stuhl niedergelassen hatte, stellten sich die Verschworenen um ihn herum. Ein gewisser Cimber brachte eine Bitte in einer Familienangelegenheit vor, und als ihn Cäsar damit zurückwies, weil hier nicht der Ort dafür sei, riß ihm Cimber die Toga herunter. Das war das verabredete Zeichen für die Verschworenen; in diesem Augenblicke fielen sie alle mit ihren Dolchen über ihn her. Eine Zeitlang vertheidigte sich der hohe Mann; als er aber auch seinen Liebling Brutus mit gezücktem Dolche auf sich eindringen

sah, da sprach er wehmüthig: „Auch du, mein Sohn?" verhüllte sich mit seiner Toga, und sank mit 23 Wunden an der Bildsäule des Pompejus entseelt nieder.

Er, der Größere, hatte also ein ähnliches Ende wie sein großer Gegner. Rom kann bessere Männer aufweisen als Cäsar, aber einen größern Mann hat es vom Anfang bis zum Ende nicht gehabt.

## § 48.

## Das zweite Triumvirat.

Der nächste Eindruck des Blutwerkes war allgemein Schrecken und Entsetzen; und die Verschworenen sahen sich in ihrer Hoffnung, daß die andern Römer, wäre es nur vollbracht, sogleich zustimmen würden, sehr getäuscht. Der Senat zerstob im Augenblicke der That, und sie konnten dieselbe nicht, wie sie gewollt, in einer Rede vor ihm rechtfertigen. Und das Volk floh vor ihnen, als sie unter dasselbe traten, und wollte ihre Predigt von der neuaufgegangenen Freiheit nicht anhören. Darüber wurden sie verblüfft; und weil sie gar keinen festen Plan auf weiter hinaus gemacht hatten, so befanden sie sich rathlos und suchten für sich selbst Schutz oben auf dem Kapitolium.

Das gemeine Volk, als es aus seiner Betäubung von dem furchtbaren Schlag sich erholte, regte sich für Cäsar; es jammerte laut um seinen väterlichen Wohlthäter, schrie und tobte gegen seine Mörder, wollte sie erwürgen, ihre Häuser verbrennen ꝛc. Die Aristokratie dagegen, als sie wieder zu sich gekommen, nahm allerdings für die Sache der Verschworenen Partei. Der Senat wagte zwar nicht, ihre That selbst gut zu heißen; aber er amnestirte die Thäter sogleich, sorgte für ihre Sicherheit, vertraute ihnen sogar die wichtigsten Aemter an. Selbst Cicero trat für die Sache, d. i. für die Republik auf, und gebrauchte noch einmal seine große Redekunst zum Preise „der Freiheit." Wie stand's denn aber mit den mächtigen Freunden Cäsars? Hätten denn diese, die Masse des Volks auf ihrer Seite, mit den Legionen

Cäsars nicht den Senat und die Aristokratie sammt den Verschworenen über den Haufen stürzen können? O freilich, wenn sie nur alle des Willens und unter sich einig gewesen wären. So aber suchte jeder aus dem Ereigniß seinen eigenen Vortheil zu ziehen, und sie kamen miteinander selbst in Zerwürfniß und standen in Waffen gegen einander.

Es trat eine außerordentliche Verwirrung im Staate ein, wie wenn ihm die Seele genommen wäre, ein tolles Durcheinander, blutiger Kampf, Angst und Noth allenthalben, und niemand wußte, was werden sollte.

Indessen im andern Jahr löste sich die Verwirrung. Da versöhnten und verbanden sich die mächtigsten Cäsarianer Marcus Antonius, Marcus Lepidus und Cajus Octavius; worauf wieder zwei gesichtete Parteien hervortraten. — Antonius war der beste Feldherr Cäsars, aber ein ausschweifender, gewissenloser Mensch. Er bekleidete gerade das Consulat, als der Mord geschah; und da nun der Imperator über dem Consul weg war, konnte er selbst jetzt den Herrn machen, und da hauste er, zwar nicht unter den Republikanern, die er zunächst klüglich schonte, aber unter den Staatsgeldern und in den andern Staatsangelegenheiten auf eine wahrhaft gräuliche Weise. Lepidus, der Reitergeneral des Cäsar und Statthalter in Gallien, war nur ein tapferer Degen. — Den 18jährigen Octavius, den Enkel seiner Schwester, hatte Cäsar in dem Testamente, das er vor seinem beabsichtigten Zug gegen die Parther machte, zum Haupterben eingesetzt, und weil er selbst keine Kinder aus rechtmäßiger Ehe besaß, an Sohnesstatt angenommen. Seit der Eröffnung des Testamentes nannte sich Octavius darum Cäsar Octavianus. In diesem lag mehr, als irgend jemand zuvor vermuthet hätte. Der zarte Jüngling erschien, so wie er als Cäsarssohn sich wußte, als vollendeter Mann; er zeigte eine Kraft, Besonnenheit, Klugheit und Gewandtheit, daß man sich nur verwundern mußte; und ob er schon anfänglich sehr bescheiden auftrat, merkten

doch die schärfer Blickenden bald, daß er es von Anfang an auf den goldenen Stuhl seines Adoptivvaters abgesehen habe, um sich fester darauf niederzulassen. — Diese Drei, von denen sich jeder allein zu schwach fühlte, es mit den Republikanern aufzunehmen, schloßen nun, Okt. 43, auf einer Flußinsel bei Bononia (Bologna) ein Bündniß, um mit vereinten Kräften die republikanische Partei zu vernichten und die Herrschaft über das römische Reich unter sich zu theilen. Dieß ist also das zweite Triumvirat.

Sie zogen mit ihren vereinigten Legionen nach Rom. Aber wie schrecklich begannen sie ihr Werk! Sie wollten, da die Staatskasse leer war, die Kosten zu dem bevorstehenden großen Kriege durch Aechtungen erlangen; auch wollte Jeder, um für seine Person sicher zu sein, seine persönlichen Feinde aus dem Wege geräumt haben; — so setzten sie eine Proscriptionsliste von 300 Senatoren und 2000 Rittern und vielen andern Namen auf, welche „an Cäsars Tod Antheil gehabt oder wenigstens sich darüber gefreut hätten," die darum verdientermaßen getödtet und deren Güter zum gemeinen Besten eingezogen werden sollten. Gleich bei ihrer Ankunft in Rom ließen sie mit der Ausführung der Proscription beginnen. Es war Abends; die Soldaten stürzen nach den Geächteten fort, Häuser werden umzingelt, Thüren erbrochen, Schwerter gezückt; man hört das Geschrei der Verfolgten, das Heulen der Weiber und Kinder; Feuer bricht aus und durchleuchtet schauerlich die Nacht ꝛc. Es war wohl die gräßlichste Nacht, die Rom je erlebt hatte. Das Verfolgen und Morden gieng mehrere Tage nacheinander fort. Da wurden wieder alle Teufel der Leidenschaft und Bosheit los; Gattinnen verriethen ihre Gatten, Söhne ihre Väter, und lieferten sie in die Hände ihrer Schlächter. Nach den in der Stadt nicht aufgefundenen Proscribirten wurden wieder Hetzjagden durch's Land hin angestellt. Die Leiber der Erschlagenen warf man in die Tiber, oder ließ sie den Thieren des Feldes zur Speise; die Köpfe

aber paradirten wieder neben einander auf dem römischen Forum!

Da kannst du nun auch das Haupt Cicero's sehen, an dem Orte, wo er so viele glanzvolle Reden gehalten. Auch er war auf der Aechtungsliste, da er ja den letzten Glanz seiner Redekunst der Verherrlichung der Republik gewidmet und dazu den Antonius persönlich mit vielen und scharfen Worten angegriffen hatte. Octavian zwar wollte den ausgezeichneten Gelehrten erhalten; allein der Beleidigte bestand durchaus auf seinem Tode. Als Cicero die Nachricht von seiner Aechtung erfuhr, floh er von seinem Landgut Tusculum nach der Meeresküste, und setzte sich auf ein Schiff, bald aber kehrte er wieder an's Land zurück und suchte auf einem andern Landgute bei Gaeta ein Versteck; doch auch hier blieb er nicht lange, sondern ließ sich von seinen Sclaven in einer Sänfte wieder nach dem Meere tragen. Auf dem Wege dahin ward er von den verfolgenden Soldaten ereilt. Sie hieben ihm den Kopf und die Hände ab und brachten sie nach Rom. Antonius hatte eine ganz unmäßige Freude darüber und bezahlte eine hohe Summe dafür. Und sein eben so schändliches Weib, die Fulvia, zog aus dem Kopf die Zunge heraus, die auch ihrer nicht geschont hatte, und durchbohrte sie mit Nadeln.

## § 49.

## Dritter großer Bürgerkrieg.

Die Häupter der Republikaner, Cassius und Brutus, hatten sich schon vor der Stiftung des neuen Dreimännerbundes nach dem Osten begeben, und dort eine große Macht gesammelt. Sie vereinigten alle ihre Truppen in Macedonien. Antonius und Octavian zogen gegen sie, während Lepidus in Rom blieb, um dort Zucht und Ordnung zu halten. Die Cäsarianischen Soldaten brannten vor Begierde, ihres Imperators Mord zu rächen; aber auch die Gegnerischen waren schlachtenmuthig und entschlossen, alle ihre Kräfte zur Rettung „der Frei-

heit" aufzubieten. Uebrigens waren die beiderseitigen Heere an Zahl einander ziemlich gleich, 110,000 bis 115,000. In der Nähe von Philippi (wo Paulus 90 Jahre später das Evangelium predigte) erfolgte der Zusammenstoß in zwei heißen Schlachten. 42.

Die erste war eigentlich nicht entscheidend. Cassius unterlag auf seiner Seite der Geschicklichkeit und dem gewaltigen Ansturm des Antonius; dagegen erhielt Brutus die Oberhand über die Truppen des Octavian, welcher durch Krankheit verhindert am Kampfe nicht selbst Antheil nehmen konnte. Es hätte sich so ausgeglichen. Allein hier schon schwebte ein finsteres Verhängniß über den Republikanern; denn da beide Feldherren derselben etwas getrennt von einander schlugen, so erfuhr Cassius nicht gleich den Vortheil seines Genossen: er hielt das ganze Heer für besiegt, und in Verzweiflung darüber ließ er sich von einem Freigelassenen mit seinem eigenen Schwerte den Kopf abhauen. Es war der Kopf, der den Cäsarsmord und alles damit verbundene Unglück ausgebrütet hatte! Als Brutus die Kunde hievon empfieng, weinte er um „diesen letzten Römer," der uns freilich kein schönes Bild eines Römers darbietet.

Brutus vereinigte jetzt sämmtliche republikanische Truppen unter seinem Commando, wollte jedoch, wohlversorgt mit allen Bedürfnissen, an denen die Gegner Mangel litten, nicht gleich wieder schlagen, sondern in seiner sichern Stellung bleiben, bis jene durch Entbehrung geschwächt wären. Allein auch hier schwebte eine schwarze Schicksalswolke über den Republikanern; die Soldaten drangen so ungestüm auf Erneuerung des Kampfes, daß der Feldherr ihnen nicht zu widerstehen vermochte, und so folgte denn nach 20 Tagen eine zweite Schlacht, die ihr Verderben entschied.

Etliche Monate zuvor, noch in Asien, saß Brutus eines Nachts bei einer Lampe und einem Buche einsam in seinem Zelt, als auf einmal eine riesige fürchterliche Gestalt vor ihm stand. Auf seine Frage: Wer sie sei?

Ob ein Mensch oder ein Gott? antwortete sie dumpf: „Ich bin dein böser Geist; bei Philippi wirst du mich wieder sehen!“ Damit verschwand der Geist. Nun, in der Nacht vor der zweiten Schlacht bei Philippi sah Brutus abermals diesen Geist, der stumm an ihm vorüberschritt. Wie sich's mit diesem Gesichte verhalten möge, jedenfalls war es ein böser Geist, der den Brutus verfolgte, seit auch er den Dolch in das Herz seines väterlichen Wohlthäters gestoßen. — Am Morgen stürmten beide Heere auf einander, und es wurde von beiden Seiten mit äußerster Anstrengung und Erbitterung gefochten. Wiederum war es der vortreffliche Feldherr Antonius, welcher den Ausschlag gab. Denn nachdem Octavian, der heute selbst commandirte, bereits zurückgedrängt war, zerbrach jener mit einem ungeheuern Stoß das Centrum der Feinde, die dadurch so in Unordnung geriethen, daß auch Octavian wieder vordringen konnte. Die Cäsarianer gewannen den vollständigsten Sieg. Die mehresten Führer der Republikaner fielen. Etliche entkamen, Brutus aber wurde umzingelt und konnte nicht entrinnen. Da stürzte er sich selbst in sein Schwert. Das Uebrige seines Heeres ergab sich darauf den Siegern.

Es war kein Heil aus Cäsars Mord gewachsen, weder dem Staate, noch den Verschworenen. Die Entronnenen nahmen fast alle noch ein gleich gräßliches Ende wie Cassius und Brutus. Der römischen Republik aber war bei Philippi für immer zu Grab geläutet, nachdem sie 467 Jahre gewährt hatte. Eine lange Zeit, reich an Ruhm, aber auch an entsetzlichen Gräueln und jammervollem Elend.

## § 50.

## Auch das zweite Triumvirat hält nicht.

Das römische Reich hatte also wieder drei verbündete Herren, von denen jedoch, wie beim ersten Triumvirat, zwei heimlich nach der Alleinherrschaft strebten, während der Dritte so neben hergieng.

Octavian begab sich nach Italien zurück, um im Westen des Reichs noch Widerspenstige zu bezwingen und alles vollends in Ruhe und Ordnung zu bringen. Dasselbe sollte Lepidus in Afrika ausrichten. Antonius aber gieng nach Asien, um die Verwaltung des Ostens zu besorgen und namentlich diejenigen noch zu strafen, welche es mit den Republikanern gehalten hatten. Dieser Mann, der am meisten zur Besiegung der Gegenpartei gewirkt, überließ sich aber jetzt solch einem schwelgerischen Leben, daß seine Thatkraft merklich abnahm. Es war bezeichnend, daß sie ihn in Kleinasien zum Gotte Bacchus (Weingotte) machten. Sie thaten's, um ihm zu schmeicheln und Schonung abzugewinnen; und er hatte an solcher Vergötterung seine absonderliche Freude.

Ganz toll wurde er vollends durch die junge Königin Kleopatra von Egypten gemacht. Diese hatte erst Cäsar gewonnen, dann aber sich den Republikanern zugekehrt, und wurde deßhalb von Antonius zur Verantwortung nach Tarsus beschieden. Sie erschien, dachte jedoch seinen Zorn mit ihren Reizen zu überwinden; denn sie hatte schon genug von ihm gehört. Sie war eine sehr schöne Frau, dazu voll Witz und Kunst, eine vollkommene Buhlerin. In einem goldenen Schiff mit silbernen Rudern, darin sie als Venus gekleidet in all ihrem Liebreiz saß, fuhr sie daher. Das Volk am Ufer lief nach der Stadt und rief: „Venus kehrt bei Bacchus ein!" Am Strande steigt sie nicht aus und kommt nicht demüthig vor den Antonius, sondern sie läßt ihn freundlich zu einem Mahle bei ihr einladen. Er kann nicht widerstehen, er kommt zu ihr und wird von ihrem Anblick ganz närrisch. Er liegt zu ihren Füßen und lebt hinfort nur für sie. Er begleitete sie nach Egypten und brachte dort mit ihr seine Tage in eitel Wollüsten hin. Sie wußte ihn mit immer neuen Festen und Spielen zu belustigen und immer tiefer in ihr Netz zu ziehen; und obwohl sie keine Neigung zu ihm fühlte, so freute sie sich hoch darüber, denn sie gedachte durch ihn Königin der Welt zu werden. — Die

Schwelgerei, welche dort herrschte, übersteigt alle Begriffe. Einst wollten sie eine Probe machen, wer den andern kostbarer bewirthen könne. Antonius gab ihr ein Mahl, bei dem die auserlesensten Gerichte endlos aufgetragen wurden. Hierauf gab ihm Cleopatra ein mäßigeres Mahl, bei dem aber zuletzt eine Brühe kam, die eine Million kostete; denn es war eine große Perle von diesem Werth darin aufgelöst worden. Und Er mußte ihr den Vorrang lassen.

Noch schien es einmal, als ob Antonius aus seinem Taumel herausgerissen werden sollte. Es erneuerten die Triumvirn, nach vorangegangener herber Uneinigkeit, im J. 40 ihren Bund zu Brundisium, wohin sie sich alle Drei zu dem Ende begeben hatten. Da theilten sie das ganze römische Reich unter sich und zwar so, daß Antonius die Morgenländer, Octavian die Abendländer und Lepidus Afrika erhielt. Bei dieser Gelegenheit heirathete nun Antonius, dessen Gemahlin Fulvia aus Wuth über seine Lieblosigkeit gestorben war, Octavians junge Schwester Octavia, zum Frohlocken des ganzen Volks, welches darin eine Bürgschaft des Friedens sah. Diese Octavia war die schönste und tugendhafteste Römerin, milder Gemüthsart und gebildeten Geistes. Antonius schien auch eine Zeitlang an ihr Wohlgefallen zu finden, und durch sie von einem bessern Geiste beseelt zu werden; er führte ein geregelteres Leben und widmete sich wieder ernstlicher den Staatsgeschäften.

Die bessere Eintracht zwischen ihm und Octavian konnte aber nicht von Dauer sein, denn im tiefen Herzen war jeder dem Andern abhold, weil ihm der Andere im Weg zur erstrebten Alleinherrschaft stand. Bald gab es wieder bittern Streit unter ihnen, daß nur Octavia's innige Vermittlung sie noch etliche Jahre zusammenhielt, bis — Antonius die Octavia selbst genug hatte.

Indessen löste sich das Triumvirat, eh' es noch zwischen diesen beiden zum Bruche kam. Es stand noch ein Sohn des großen Pompejus, Sextus, der sich in

Sicilien festgesetzt, gegen die Cäsarianer in Waffen. Nachdem man ihm erst die Insel gelassen, wurde er doch von Octavian bekriegt und vertrieben. Lepidus, welcher bisher von den zwei Andern zurückgesetzt worden war, wollte auch einmal einen Vorzug haben und nahm das schöne Sicilien für sich in Anspruch. Da lief Octavian zu den Soldaten desselben und klagte ihnen vor, daß ihr Führer den allgemeinen Frieden stören wolle; und siehe, das ganze Heer trat zum Octavian über, 36. Lepidus aber wurde nach Circeji verbannt, wo er vergessen lebte und starb.

Bald erfolgte auch der Bruch zwischen Antonius und Octavian, herbeigeführt durch des Erstern schmähliches Benehmen und rasende Thorheit. Die tugendhafte Liebe seiner Gattin widerte ihn für die Länge an, und er wendete sich mit aller Leidenschaft wieder der egyptischen Buhlerin zu. Er begab sich wieder nach Egypten, um das alte Schandleben mit ihr zu erneuern, angeblich jedoch, um sich zu einem „Rachekrieg" gegen die Parther zu rüsten, von denen er schwere Verluste erlitten hatte. Als nun die treue Octavia ihm nachzog, und zwar mit Geld und Truppen, die sie ihm von ihrem Bruder zuführte, schickte er ihr den Befehl entgegen, fern von ihm zu bleiben; und nachher schickte er ihr sogar einen Scheidebrief. — Die Verstoßene zog sich weinend zurück, nahm sich aber wie ihrer eigenen, so seiner zuvor mit Fulvia erzeugten Kinder fortan mit aller Treue an, um sie nach bestem Vermögen tugendhaft aufzuziehen. Später nahm sie sogar noch die dem Treulosen von der schlechten Kleopatra geborenen Kinder zu sich, und widmete auch ihnen mütterliche Liebe. Wahrlich, bei einer Heidin und in dieser verderbten Zeit ein wunderbarer Adel der Gesinnung!

Diese Verstoßung der edlen Octavia brachte indessen bei den Römern eine große Erbitterung gegen den Antonius hervor. Doch noch eine viel größere, daß er an die Kleopatra die schönsten Länder verschenkte, ja alle

von ihm beherrschten römischen Provinzen, als wären sie sein Privateigenthum, schon im Voraus unter seine Kinder von ihr austheilte, die dieselben nach seinem Tode als ihre eigenen Reiche beherrschen sollten. Das erregte den äußersten Unwillen gegen ihn. Und so ward es dem Octavian, der bisher bedächtig zugesehen, wie sein Nebenbuhler sich selbst ruinirte, als er es nun an der Zeit hielt, gegen ihn aufzutreten, ein Leichtes, den Senat zu bestimmen, daß er den Antonius für einen verrückten, zu allen Aemtern des Staates unfähigen Menschen erklärte, und der Kleopatra, als seiner Verführerin und Verderberin, den Krieg ankündigte. — Nur gegen Kleopatra wurde der Krieg erklärt. Octavian wollte den Namen eines neuen Bürgerkriegs vermeiden; in der That aber brach nun doch ein solcher los.

## § 51.

## Antonius stürzt im vierten großen Bürgerkriege.

Zwei können überhaupt nicht wohl mit einander herrschen, es liegt in der Natur der Sache, daß Ein Haupt sei; zwei Köpfe haben so leicht zweierlei Sinn, wie hätten die eines Antonius und Octavian sich miteinander vertragen sollen? Alles neigte sich im römischen Reich zur festen Monarchie; es fragte sich nur noch, wer von den Beiden der Herr sein sollte. Diese große Frage, bei der sich's um das Regiment über ein Weltreich handelte, sollte jetzt entschieden werden.

Es war im J. 31 v. Chr., als die Beiden bei Actium, einer griechischen Küstenstadt unterhalb Epirus, mit Flotte und Landheer einander gegenüberstanden. Antonius erkannte, daß er zu Land seinem Gegner überlegen sei, und seine besten Unterbefehlshaber alle riethen ihm zu einer Landschlacht. Allein es war Kleopatra bei ihm, und sie, die schon ernstlich an den Fall des Unterliegens dachte und zur See leichter entrinnen zu können hoffte, drang auf eine Seeschlacht; ihr Wille aber war ihm Gebot und so mußte zur See geschlagen werden.

Am 2. Sept. stießen die Flotten Angesichts der beiden Landheere zusammen. Antonius hatte seine großen prächtigen Schiffe sehr gut aufgestellt, daß sie wie ein undurchdringlicher Wall dastanden, und seine Leute fochten mit vorzüglicher Tapferkeit. Kaum aber war's dem Octavian nach langer vergeblicher Arbeit gelungen, ein wenig in diesen Wall einzudringen, so ergriff Kleopatra mit ihren 60 egyptischen Schiffen die Flucht; und kaum gewahrte das Antonius, als er, der herrliche Kampfesheld, seiner Hexe auf einem Schnellsegler nach Egypten hin folgte, wo er freilich nachher seiner Heldenthat sich schmerzlich schämte, ohne sich doch mehr ermannen zu können. Seine Leute aber fochten bis zum Abend fort, da sie sich endlich, nachdem die Flucht des Führers allgemein bekannt geworden war, mit allen ihren Schiffen dem Octavian ergaben. — Das die Gegner um 20,000 Mann überragende Landheer des Antonius wartete noch 7 Tage lang sehnlich auf ihn, daß er komme und es zu Kampf und Sieg führe. Allein es sah nichts mehr von ihm, und so streckte es denn auch vor dem Cäsarssohn die Waffen.

So hatte Octavian die Welt gewonnen. Seine Freude darüber war mit gänzlicher Ruhe und Besonnenheit gepaart. Er schaute alles kühl an und gieng langsam aber sicher seinen Weg. Zunächst ließ er den Flüchtling unverfolgt, und zog lohnend und strafend durch Griechenland und Vorderasien, wo allenthalben die noch übrigen Truppen sich ihm ohne Schwertschlag ergaben. Im Winter ließ er seine Heere sanft ausruhen. Im Frühling aber, 30, erschien er mit großer Macht vor Alexandrien. Auch hier blühte dem Antonius kein Heil mehr; seine frisch aufgebrachten Truppen und Schiffe giengen zu Octavian über, sobald derselbe sich zeigte. — Um bei dem Letztern desto eher Gunst zu finden, wollte Kleopatra sich nun des Antonius entledigen; und da sie wußte, daß dieser ohne sie nimmer leben könne, so mußte man ihm die Nachricht hinterbringen, „die Königin habe sich im

Gram über ihr gemeinsames Unglück selbst entleibt." Die Schlaue hatte sich nicht geirrt; als Antonius dieß hörte, stieß er sich sogleich mit einem Jammerschrei das Schwert in den Leib. Blutend sank er hin, ohne jedoch gleich ganz todt zu sein. Da hörte er, daß Kleopatra noch lebe, und augenblicklich befahl er, daß man ihn zu ihr trage, um bei ihr zu sterben. Und er starb in ihren Armen, denn er war von ihr verzaubert, bis er seinen letzten Odem aushauchte.

So war denn Kleopatra ihres Liebhabers ledig und trachtete nach einem neuen. Sie bat den Octavian um eine Unterredung, und bot noch einmal alle ihre Reize und Künste auf, um auch ihn zu verzaubern. Allein dieser sah die schöne, in Trauerkleidern anmuthig auf ihrem Ruhebette sitzende, klare Thränen vergießende, endlich sogar seine Füße umfassende Frau ganz kalt an, und ob er ihr wohl höflich einige tröstende Worte zusprach, darin er sie versicherte, daß ihrem Leben kein Leid geschehen solle, so merkte sie doch ihr Schicksal, daß sie nämlich, wie es Brauch war, als eine besiegte Fürstin mit goldenen Ketten vor seinem Triumphwagen hergehen sollte. In der Brust der Stolzen, die sich schon eine Herrin der Welt gedacht, empörte sich alles wider solche Schmach, und um ihr zu entgehen, vergiftete sie sich selbst. Einige sagen: durch eine angelegte Schlange, wo dann eine Schlange sich von der andern hätte umbringen lassen.

Octavian machte Egypten zur römischen Provinz. So namhaft mehrte er das Reich gleich beim Beginn seines Alleinregiments. Und daß er dasselbe auch sonst beliebter antreten könnte, dazu kamen ihm Kleopatra's aufgehäufte Schätze zu statten, mit denen er seine Krieger und Freunde herrlich belohnen und auch noch alle Bürger Roms stattlich beschenken konnte.

## § 52.

## Octavian, der erste römische Kaiser.

Nun zog Octavian als Alleinherrscher in Rom

ein, und es beginnt eine neue Zeit des römischen Staates, nämlich das Kaiserreich. Es ward ihm der hohe Titel Imperator für beständig beigelegt; allein er nannte sich bescheiden nur nach seinem Adoptivvater „Cäsar" (deutsch: Kaiser). Octavianus Caesar wird daher als der erste Kaiser aufgeführt, indem alle ihm folgenden Herrscher diesen Namen beibehielten. Mit diesem Namen, welcher jetzt den des Königs überragt, zeigten sich seine Römer völlig zufrieden. Es war ihnen jeder recht, nur nicht der verhaßte „König." Am Königstitel lag aber dem Octavian nicht das mindeste; es lag ihm nichts an allem äußern Schall und Schein, wenn er nur die Macht hatte, die ihm jetzt niemand mehr bestritt. Er trug keine Krone, aber er war unbeschränkter Regent; er gieng einfach wie ein Bürger einher, aber alle Bürger beugten sich von dem allgewaltigen Herrscher.

Die Republik hatte für immer aufgehört. Man erkannte allgemein, daß sie unmöglich länger hätte bestehen können; und es stand um so weniger ein neuer Versuch zu ihrer Wiederaufrichtung zu besorgen, da ja jene Proscription der zweiten Triumvire (§ 48.) und der folgende Bürgerkrieg (§ 49.) ihre besondern Freunde gar weggeräumt hatte. Um aber doch den Uebergang zur bleibenden Monarchie den Römern weniger fühlbar zu machen, ließ auch Octavian noch einige hohle Bilder von der vorigen Verfassung stehen, Consulat, Senat, ja Volksversammlung zu Zeiten. Indessen mußte alles nach seinem Willen geschehen; und zu den Berathungen, die der besonnenen Festsetzung dieses seines Willens vorausgiengen, nahm er nicht einmal den ganzen Senat, sondern nach seinem Ermessen die Verständigsten davon, welche einen besondern Staatsrath um ihn bildeten. Was er mit seinem Staatsrathe besprochen hatte und darnach als Edikt (Verordnung) ausgehen ließ, das galt als Gesetz und wurde in die Gesetzbücher eingetragen.

Um so leichter aber konnten die Römer ihre sog. Freiheit verschmerzen, weil sie ihnen doch so gar viel Jammer

gebracht hatte. Jetzt waren sie des ewigen Haders, der gräßlichen Bürgerkriege von Herzen müde und sehnten sich nach Ruhe, und das mußte ja jeder, der nicht stockblind war, einsehen, daß sie diese nur unter Einem, als Herrscher, erlangen konnten. Und wie gerne konnten sie sich den Octavian als solchen gefallen lassen, und wie herzlich ergeben konnten sie ihm werden, da er nicht von fern einem Tyrannen glich, sondern die größte Milde und Güte walten ließ. Seitdem er erreicht hatte, wornach sein Ehrgeiz strebte, traten seine strengen Eigenschaften ganz hinter Freundlichkeit und Wohlwollen zurück; ja er suchte durch außerordentliche Milde das Andenken an sein hartes grausames Auftreten als weiland Triumvir in allen Herzen auszulöschen.

Er sorgte unablässig und auf's Gedeihlichste für die Wohlfahrt seiner Unterthanen, wobei ihm zwei innig befreundete, des Gedächtnisses werthe Männer ganz besonders trefflich zur Hand giengen, nämlich Agrippa, sein überaus tüchtiger Feldmarschall, und Mäcenas, sein überaus gewandter Staatsminister. Er selbst blieb aber doch in allem das Haupt und die Seele. Mit seinem scharfen durchschauenden Verstande traf er überall die besten Anordnungen, und mit seiner ausnehmenden Festigkeit und Beharrlichkeit setzte er sie stets in Kraft und Leben. Durch seine stehenden Heere, die er allenthalben im Reich, besonders gegen die Grenzen hin, vertheilte, hielt er alles in Ordnung und Ruhe, wobei doch die Angesessenen nicht mit Dienst geplagt waren, sondern ungehindert ihrem Geschäfte nachgehen konnten, denn Bürger und Soldat waren jetzt ganz von einander getrennt. In Rom selbst hielt eine zahlreiche Stadtmiliz (cohortes urbanae) Ordnung und Sicherheit aufrecht, daß dort nie zuvor eine solche gute Polizei bestanden; während die Leibwache der Prätorianer (cohortes praetorianae), wie billig, den kaiserlichen Palast schirmte, obwohl das bei ihm wenigstens gar nicht nöthig erschien. Namentlich ward auch den Provinzen unter seiner

Regierung ein viel besseres Loos zu Theil; damit sie nicht mehr von den Beamten und Einkünftepächtern so schändlich ausgepreßt würden, setzte er den Erstern, die vorher auf Bezüge aus ihren Provinzen angewiesen waren, einen festen Gehalt aus, und ließ alle Einkünfte der Länder unmittelbar in die Staatskasse fließen. Er bereiste auch persönlich die Gebiete des großen Reichs, hörte von Jedermann Beschwerden an, stellte wahrgenommene Mißbräuche alsbald ab und duldete nirgends Unrecht und Unordnung. So hatten sie in und außer Rom die wahre bürgerliche Freiheit, das ist: gutes Recht und guten Schutz. Auch sonst that er viel zum Frommen seiner Unterthanen — durch Anlegung trefflicher Heerstraßen, durch Herstellung ersprießlicher Wasserleitungen ꝛc., auch durch gute Sittengesetze, z. B. gegen Ueppigkeit und Schwelgerei, die nur leider außer ihm selbst, der sich eines ehrbaren Lebens befließ, von den Wenigsten gehalten wurden. Genug aber, das Volk vergaß je mehr und mehr seine miserable republikanische Freiheit, und lobte und segnete, nun wirklich frei aufathmend, die Monarchie. Es fühlte sich unter dem jetzigen Regimente, in Rom, in Italien und in den Provinzen unendlich viel besser berathen als vorher.

Das Volk freute sich insonderheit des edeln Friedens nach so harten Kämpfen und Stürmen. Der Janustempel ward zugeschlossen, zum erstenmal wieder seit dem Ende des ersten Punischen Kriegs, also seit 200 und etlichen Jahren, zum andernmal seit Roms Entstehung. Da war denn kurz vorher, ehe das höhere Friedensreich, das Friedensreich für die armen gequälten Seelen, mit Christo in die Welt kam, und wie zu einer Anmeldung desselben und zu einem Vorbild darauf, im ganzen weiten römischen Reich zeitlicher Friede. Nun baute der Landmann allenthalben ruhig seinen Acker, der Handwerker hämmerte und hobelte friedlich, der Kaufmann zog sicher die gute Straße, und auch die Künste und Wissenschaften blühten im milden Hauche des Friedens auf.

Uebrigens blieb der Janustempel auch nicht immer unter Octavians Regierung geschlossen. Er gieng nicht gerade auf Eroberungen aus, sein Reich war ihm groß genug; aber er wollte die Grenzen desselben sichern. Nun waren die Alpenvölker immer wegig, und die hinter den Alpen und überhaupt im Norden wohnenden kriegerischen Völkerschaften beunruhigten häufig das römische Gebiet. Darum sandte er seine Legionen gegen sie, und das Glück heftete sich an ihre Adler dermaßen, daß sie alle noch unbezwungenen Länder unterhalb der Donau bis an's Schwarze Meer hinab eroberten, — Rhätien (Tirol), Vindelicien (das südliche Schwaben), Noricum (Altbaiern und Salzburg), Pannonien (Oestreich unter der Donau und ein Stück von Ungarn) und Mösien (Bosnien, Serbien und Bulgarien).

So kamen allerdings auch die deutschen Länder südlich der Donau unter römische Botmäßigkeit, 15 v. Chr.; und es erhoben sich da aus befestigten römischen Lagern Städte, die noch berühmt sind, Augusta Vindelicorum, unser werthes Augsburg, Regina castra, unser Regensburg ꝛc. Die beiden Stiefsöhne Octavians, Drusus und Tiberius, welche bei diesen Eroberungen das Meiste gethan, drangen sogar, Einer nach dem Andern, bis in's Herz von Deutschland ein, bis zur Elbe hin; allein hier konnten sie keinen festen Fuß fassen, und mußten sich beide wieder zurückziehen. Im Nordwesten Deutschlands, vom Rhein bis zur Weser hin, setzten sich zwar die Römer einmal fest, jedoch auch nicht auf lange. Hier gieng es ihnen im Jahre 9 nach Christi Geburt sehr schlimm, was aber erst im folgenden Theil der Geschichte zu erzählen ist.

Es wurde aber doch der römische Staat unter Octavian größer als irgend eines der vorherigen Weltreiche. Er umfaßte die Länder Asiens vom Mittelländischen Meer bis an den Euphrat und noch drüber hinaus, sodann den ganzen Norden Afrika's, endlich den ganzen Süden und Westen Europa's, die Türkei, Grie-

chenland, Illyrien, das meiste von Ungarn und Oestreich, auch Süddeutschland bis zur Donau, Italien, die Schweiz, Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal; er reichte vom Kaukasus bis ans Atlantische Meer, und von der Wüste Sahara bis zur Donau.

Betrübend ist es, daß Octavian, dieser ungemein kluge und nach dem Maße seiner Erkenntniß auch gute Fürst in seinem häuslichen Leben so gar viel Jammer und Herzeleid hatte. Seine dritte Frau, Livia, welche er als Wittwe geheirathet und die ihm eben die vorhingenannten Stiefsöhne aus ihrer ersten Ehe zugebracht hatte, war ein unmäßig böses und ruchloses Weib, das ihm sein Leben arg verbitterte. Mit Verleumdungen und heimlichen Praktiken drängte sie alle seine nähern Verwandten von ihm weg; ja es ist nur zu wahrscheinlich, daß sie die Mehresten derselben durch Meuchelmord aus der Welt schaffte. Sie that dieß, weil sie nach Octavian, der keinen eignen Sohn hatte, ihren geliebten Tiberius, einen Herkules an Kraft, aber so heillosen Charakters wie seine Mutter, auf dem Thron sehen wollte. Sie lag auch ihrem Gatten beständig in den Ohren, daß er den trefflichen Tiberius adoptiren und zu seinem Nachfolger bestimmen sollte. Lange widerstand Octavian, der seinem Volk einen bessern Fürsten nach ihm gönnte; erst da er älter und schwächer geworden, und so einsam stand, gab er nach.

Hatte nun aber dieser große Monarch wenig Trost und Heil im eigenen Hause, so konnte er sich doch der bleibenden, ja wachsenden Liebe und Verehrung seines gesammten Volkes erfreuen. Sie nannten ihn „Vater des Vaterlands" und „Augustus", der Hehre, und es war ihnen ein rechter Ernst damit. Der 8te Monat, in welchem er a. 29 seinen Triumph gefeiert, wurde nach ihm August geheißen. So regierte er ruhig im Ganzen und glücklich über die Welt die lange Zeit von 44 Jahren. Endlich ward er auf einer Reise krank und starb zu Nola in Campanien im 76. Lebensjahre, 14 Jahre nach Christi Geburt. Als er den Tod nahen

fühlte, sprach er zu seinen ihn umstehenden Freunden: „Hab' ich meine Rolle gut gespielt?" Er redete da im Bilde eines Schauspielers, meinte aber doch wohl, ob er die ihm vom Schicksal gewordene Aufgabe gut vollbracht habe. Und als sie es ihm bejahten, schien er befriedigt und schloß die Augen.

Das ist der Cäsar Octavianus Augustus, unter welchem der **Herr Jesus Christus** geboren worden ist. Luk. 2, 9.

## § 53.

## Roms damalige Gestalt, und noch etwas von der Bildung und Gesittung der Römer.

Die Stadt Rom streckte sich jetzt weit über ihre sieben Hügel hinaus. Eine rechte Hauptstadt der Welt mit ein paar Millionen Einwohnern, während sie heutzutage nur den zehnten Theil der damaligen Seelenzahl enthält. Sie hatte 420 Hauptstraßen sammt vielen freien Plätzen. Der größte freie Platz war nicht mehr das Forum, sondern das später hergerichtete Marsfeld, dieses so groß, daß sich darauf die ganze römische Bevölkerung, Alt und Jung, versammeln konnte. Es gab jetzt weit mehr ansehnliche Gebäude, als noch vor hundert Jahren. Da prangten 400 größere und kleinere Tempel; der prächtigste darunter immer doch der mit Goldblech gedeckte Jupiterstempel auf dem Kapitol. Durch Agrippa war der zweite Wundertempel gebaut worden, ein Rundgebäude, das heute noch steht, das Pantheon. Stolz erhoben sich auch mehrere Basiliken, öffentliche Gebäude bloß mit Sälen und Hallen, zu Vorträgen gelehrter Männer und andrem dergleichen Gebrauch. Marmorpaläste der Großen und Reichen in Gold-, Siber- und Elfenbeinschmuck ließen sich in vielvermehrter Anzahl schauen. Auch gab es glänzende Theater, darunter ein von Marcus Aemilius Scaurus gebautes und mit Tausenden von Marmor- und Erzstatuen ausgeschmücktes Amphietheater, welches 60,000 Zuhörer faßte. Ein solches

Amphitheater war eirund gebaut, ohne Dach, ringsum mit mehreren Reihen von Sitzen versehen, welche gegen hinten aufstiegen, so daß die hintersten Zuschauer über alle Köpfe vor ihnen wegsehen konnten. Neben den Prachtgebäuden standen allerdings der kleinen ärmlichen Häuser noch die Menge, und die Straßen waren meistens noch schmal, krumm und winkelig wie vordem. Die vornehmern Römer liebten es auch fortan, sich aus der dumpfen Stadt hinauszumachen und die Sommertage auf ihren freien schönen Villen zuzubringen.

Aber in den Häusern der Stadt oder auf den Villen saßen nun viel Mehrere als sonst in der Studirstube und beschäftigten sich emsiglich mit den Büchern der Griechen, brachten auch selbst auf dem geistigen Gebiete mehr hervor als ihre Vorfahren. Augustus selbst war ein Kenner, Freund und Beförderer der Kunst und Wissenschaft; und sein aus Etrurischem Königsgeblüte stammender Minister Mäcenas gilt für den römischen Patron derselben. So wurde denn das Zeitalter des Augustus „das goldene Zeitalter der römischen Literatur," wiewohl diese die Griechische doch lange nicht erreicht. — Wir wollen noch die in Kunst und Wissenschaft berühmtesten Römer des letzten Jahrhunderts vor Christo kennen lernen. Es sind namentlich Dichter, Geschichtschreiber, Rechtsgelehrte und Redner. Von römischen Bildhauern und Malern, die an Meisterschaft den griechischen nur etwas nahe gekommen wären, ist nichts bekannt.

### Dichter.

Titus Lucretius Carus, geb. 99. Ein geistvoller Mann, der in seinem Lehrgedicht „über das Wesen der Dinge" die Lehre Epikurs verkündigte, daß die Götter sich nichts um den Menschen kümmern, und dem Aberglauben mit dem Unglauben kräftig zu Leibe gieng.

Publius Vergilius Maro, geb. 70. Das ist der größte römische Poet im Epos oder Heldengedicht. Er hat „die Aeneide" verfaßt, ein Werk, darin er die Irr-

fahrten des angeblichen Stammvaters der Gründer Roms, und seine Niederlassung in Latium besingt. Eine erhabene Dichtung. Vergil (oder Virgil) hat dann auch den Landbau auf eine sehr ansprechende Weise dichterisch dargestellt; dieses Werk heißt Georgica.

Quintus Horatius Flaccus, geb. 65. Ist der größte lyrische oder Leyer-Dichter der Römer. Er hat ein Buch Oden (Gesänge) geschrieben, darin er von Allerlei sehr fein, geschmackvoll und glänzend redet; auch ein Buch Satyren (Spottgedichte), in denen er die menschlichen Schwachheiten und Thorheiten lächerlich macht.

Albius Tibullus, geb. 67. Ein rechtschaffener Dichter. Er hat Elegien oder Wehmuthsgesänge verfaßt, in welchen er gar zart, innig und ergreifend singet von dem schönen ruheseligen Landleben und von der Sehnsucht darnach.

Publius Ovidius Naso, geb. 43. Sein berühmtestes Werk sind die Metamorphosen (Verwandlungen), wo er in vielen Gedichten Sagen von Schöpfung der Welt an erzählt, die alle mit einer Verwandlung schließen. Er ist ein Dichter von vielen Gaben, besonders phantasiereich, aber leider häufig unzüchtig.

## Geschichtschreiber.

In der Historiographie haben die Römer das Meiste geleistet, so wenig sie sich noch mit eigentlicher Geschichtsforschung befaßten.

Cajus Julius Cäsar. Der Imperator. Er war in Allem groß, auch mit der Feder. Er hat selbst seinen ganzen gallischen Krieg und den zweiten Bürgerkrieg, und wahrhaft meistermäßig, zu Papier gebracht, doch mehr in Form eines bloßen Militärberichts. Seine Wirksamkeit als Staatsmann umgeht er vorsichtig. Cäsar führte auch mit dem egyptischen Sonnenjahr einen bessern Kalender ein, der nach seinem Vornamen der Julianische heißt und bis zum J. 1582 n. Chr. gegolten hat.

Cornelius Nepos, geb. 90. Hat ein Buch vor-

trefflicher „Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Feldherren" hinterlassen, 20 Biographieen meist griechischer Männer.

Sallustius Crispus, geb. 85. Dieser hat „die Catilinarische Verschwörung" und „den Jugurthinischen Krieg" beschrieben, und auch vorzüglich gut. Er weiß die Sünden seiner Zeit scharf zu zeichnen und zu strafen, hat aber selbst allzusehr daran theilgenommen.

Titus Livius, geb. 59. Gilt für den Größten der römischen Geschichtschreiber. Er hat die ganze Historie des römischen Volks von Anfang an bis zum Kaiser Augustus in 142 Büchern erzählt, die aber bedauerlicherweise bis auf 35 verloren gegangen sind. Vollendet in der Darstellung, ermangelt doch sein Werk der wahren Kritik.

## Rechtsgelehrte.

Die Jurisprudenz wurde von den Römern eifrigst fortgetrieben; sie haben das menschliche Recht auf's allseitigste und allerschärfste ausgeführt. Die zwei berühmtesten Juristen dieser Zeit heißen Labeo und Capito.

## Redner.

Die römische Redekunst hat vor dem Kaiserthum ihren Gipfel erstiegen. Vor allen Rednern strahlen zwei, welche zu gleicher Zeit lebten und auch bei Gelegenheit gegen einander sprachen, Quintus Hortensius und Marcus Tullius Cicero. Cicero ist der größte von allen römischen, doch an den griechischen Demosthenes reicht auch er nicht gänzlich hin. Unter seinen vielen Reden sind besonders ausgezeichnet: die Rede für den Roscius Amerinus, die für das Manilische Gesetz, die Reden gegen den Catilina und die gegen den Antonius (Philippiken gen.), die ihm den Kopf kosteten. — Cicero hat sonst noch gar viel in Prosa geschrieben, z. E. eine vortreffliche Abhandlung „über das Greisenalter" und eine nicht minder schöne „über die Freundschaft." In ihm haben wir auch den größten römischen Philosophen. Allein

seine Weisheit ist da nicht aus dem eigenen Geist geflossen, sondern aus den Schriften der Griechen geschöpft, wie denn alle Römer keine Anlage zum selbsteignen Philosophiren hatten, und zwar ist sie aus den verschiedenen Schulen der Griechen zusammengetragen. Zu seinen namhaftesten philosophischen Werken gehören die „über das höchste Gut und Uebel," „über das Wesen der Götter" und „über die Pflichten." Cicero gilt übrigens für den größten römischen Schriftsteller, und sein Latein für das allerbeste. —

Was soll ich nun zum Schlusse noch von der Gesittung der Römer in diesem letzten Jahrhundert sagen? Ach, die Geschichte selbst hat schon übertraurig davon geredet! Wenn auch da und dort noch ein edleres Menschengebilde sich schauen ließ, im Ganzen waren sie immer schlechter und verdorbener geworden. Etwas mochte dazu der Verfall der Religion beitragen, der jetzt bei einer großen Menge eingetreten war, die nicht mehr an die alten Götter und an gar nichts mehr glaubte. Denn das lehrt auffallenderweise die Geschichte, daß es selbst mit den Heiden im Allgemeinen noch schlimmer geworden ist, wenn sie aus ihrem Glauben d. h. jämmerlichen Aberglauben gar in den Unglauben geriethen.

Wenn nun aber einerseits die Religion verfiel, so kam anderseits eine ganz nichtsnutzige Philosophie auf, die der Epikurer (Ap. Gesch. 18, 18.). Der Stoiker, von denen ich beim jüngern Cato (§ 41.) Meldung gethan, waren es wenige; Epikurer dagegen gab es unzählige.

Diese Philosophen zerbrachen sich den Kopf nicht viel mit Nachsinnen über das Unsichtbare; sie hatten es eigentlich nur mit der sichtbaren Welt zu thun, und noch eigentlicher nur mit dem, was den Sinnen schmeichelt. Das war ihre Eigenthümlichkeit, daß sie das sinnliche Vergnügen für das Höchste und Beste hielten. — Und das, was bei den Römern dieser Zeit überhaupt am allerstärksten hervortritt, ist: Sinnenweide, Fleischeslust, und insofern waren fast alle Epikurer, wenn sie sich auch nicht zu der philosophischen Sekte zählten. Essen,

Trinken, Schlemmen, Prassen, Unzuchttreiben ꝛc., das war ihre Lebensaufgabe, ihr Gottesdienst. Es ist erstaunlich, wie sie schwelgten, und selbst solche, die auch dabei geistige Beschäftigung liebten. Zwei angesehene Römer luden sich einst beim reichen Lucull zu Gaste, erst am Morgen für den Abend, und mit der ausdrücklichen Bitte, daß er keine Umstände mache, sie wollten blos ein heiteres, geistreiches Tischgespräch bei ihm führen. Gleichwohl fanden sie ein Mahl bereitet, das sie über 40,000 fl. schätzten. Die Römer waren nun auch nicht mehr mit einmaliger Gaumenergötzung zufrieden; hatten sie sich vollgegessen, so reizten sie sich, z. B. mit einer Vogelfeder, zum Erbrechen, um mit entleertem Magen von vorne beginnen zu können. Wie schrecklich unter ihnen daneben die Unkeuschheit herrschte, davon läßt sich nicht näher reden. Sie kannten da gar keine Schranke mehr. Die Ehe, sonst so heilig bei ihnen, wurde für nichts mehr geachtet; Ehebruch war in den höhern und niedern Ständen eine gemeine Sache; wie denn auch Ehescheidungen, meist nur um sinnlicher Lust und Unlust willen, zur Tagesordnung gehörten. Die armen Kinder aber, welche ohnedem von verdorbenen Sklaven und Freigelassenen, denen jetzt gewöhnlich ihre Erziehung übergeben war, frühzeitig zu einem schnöden Lasterleben angeleitet wurden, sahen an ihren eigenen Erzeugern die unverheimlichte Sünde und Schande, und folgten ihnen denn ungescheut nach, ja überboten sie noch darin.

Mit der Wollust paart sich häufig die Grausamkeit; und das ist das Andere, was bei den Römern dieser Zeit besonders stark hervortritt. Die Grausamkeit wurde bei ihnen schon immer durch das viele Kriegführen und Blutvergießen, dann insonderheit noch durch die abscheulichen Fechterspiele geweckt und genährt; doch nun in den entsetzlichen Bürgerkriegen mußte sie in's Ungeheure wachsen. Wir haben in der Geschichte dieser Kriege selbst die gräßlichsten Bilder von ihr gesehen; aber sie offenbarte sich auch sonst, so weit sie nicht durch das strafende Gesetz

gehemmt wurde, auf die gräulichste Weise. Besonders wurde sie an den Sklaven geübt, deren Leben und Tod ganz in der Hand ihrer Herren stand, und die man nach ihren Empörungen um so weniger schonte. Ein gewisser Vedius Pollio, man sollte den Namen nicht nennen, ließ seine Sklaven um geringer Versehen willen lebendig in Stücke zerhauen und das blutende rauchende Menschenfleisch den großen Seethieren, die er in seinen Teichen hielt, zur Speise vorwerfen!! Doch ich breche von diesen Schändlichkeiten und Scheuslichkeiten ab.

Je mehr bei den Römern das menschliche Recht sich ausbildete, desto ungerechter wurden die Menschen, je mehr sie in Kunst und Wissenschaft fortschritten, desto roher und wüster wurden ihre Sitten, — ein leuchtender Beweis, daß das Gesetz nicht zum Leben verhilft und die menschliche Bildung nicht vom Tod errettet. All' ihre Macht und Pracht und fleischliche Ergötzung aber konnte sie vor der Noth und Pein nicht bewahren, die immer der Sünde folgt. Auch bei dem äußern Frieden unter Augustus war in den Herzen Unfrieden, Jammer und Qual, und ob sie die Ewigkeit leugneten, doch heimlich ein Schauer vor dem Tode und dem, was dahinter ist. Und wie in Rom und Italien, so stand es im Allgemeinen durch das ganze römische Reich und über die ganze weite Erde hin. Die Welt war grau in Thorheit, Sünde und Elend; entweder es mußte Alles brechen, oder die Welt mußte verjüngt, sie mußte wieder gereinigt und geheiligt werden.

## Weitere Schriften des Calwer Verlagsvereins.

Die Partiepreise gelten nur bei mindestens 25 Exempl., gegen baare kostenfreie Vorausbezahlung zumalgenommen.

Handbuch der **Bibelerklärung** für Schule und Haus. Die wichtigsten Abschnitte der heil. Schrift, in geschichtl. Zusammenhang ausgelegt, mit übersichtl. Angabe der nicht erklärten Stellen. Erster Band, das Alte Testament enthaltend. 4. Aufl., Mit 3 Charten Preis: in Calw roh 1 fl. 12 kr., im Buchh. roh 1 fl. 36 kr. od. 1 thlr.
— — Zweiter Band, das Neue Testament enthaltend. 4. Aufl. Mit 2 Charten. Preis: in Calw 54 kr., im Buchh. 1 fl. 12 kr. od. 24 sgr.

**Geschichte von Württemberg,** neu erzählt für den Bürger und Landmann. 3. verb. u. verm. Aufl. Mit 13 Abbild. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part. 15 kr.; im Buchh. einz. 24 kr. od. 8 sgr.

Erstes **Lesebuch** für Schulen. 16. Aufl. in Calw einz. 9 kr., in Part. 8 kr., im Buchh. einz. 12 kr. od. 4 sgr., in Part. 9 kr. od. 3 sgr.

**Missionsbilder.** Erstes Heft: Neuseeland. Mit vielen Bildern. brosch. 18 kr., in Part. 15 kr.; im Buchh. 24 kr. oder 7½ sgr., in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.
— — Zweites und drittes Heft: Polynesien. brosch. 36 kr., in Part. 30 kr.; im Buchhandel 48 kr. oder 15 sgr., in Part. 40 kr. od. 13 sgr.
— — Viertes Heft: Nordamerikanische Indianer. brosch. 18 kr., in Part. 15 kr., im Buchhandel 24 kr. od. 7½ sgr., in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.; ferner zu gleichem Preis 5—11tes Heft: die Mission in den Polarländern; in Mittel- und Südamerika; Jamaika u. die Bahamas; Sierra Leone u. Joruba; Westafrika; Madagaskar; das Kapland.

Handbuch der **Missionsgeschichte** und **Missionsgeographie** verfaßt von Pfarrer Blumhardt in Boll. Dritte ganz neue Ausgabe. Zwei Bände mit je 3 Karten. Preis beider Bände zusammen 1 fl. 20 kr., in Part. 1 fl. 12 kr.; im Buchh. 1 fl. 48 kr. od. 1 thlr. 4 sgr., in Part. 1 fl. 36 kr. od. 1 thlr. 2 sgr.

C. G. Barth's **Missionslieder.** brosch. 15 kr., 25 Ex. 5 fl.; im Buchh. 20 kr. od. 6 sgr., in Part. 16 kr. od. 5 sgr.

Dr. Schubert's **Naturgeschichte der drei Reiche.** Ein Handbuchlein für Schulen und Familien. Preis: in Calw einzeln 30 kr., in Part. 27 kr., im Buchh. 40 kr. oder 12 sgr.

Biblische **Naturgeschichte** für Schulen und Familien. Fünfte verm. u. verb. Aufl. Preis: in Calw einz. 18 kr., in Part. 15 kr., im Buchh. einz. 24 kr. od. 7½ sgr., in Part. 20 kr. od. 6½ sgr.

Die **Naturlehre,** als kurzer Inbegriff der Sternkunde, der Physik sammt Chemie und der Lehre von der Erdbildung. Für Schulen und Familien. 2. Aufl. Preis: in Calw einz. 24 kr., in Part. 21 kr., im Buchh. einz. 32 kr. oder 10 sgr., in Part. 28 kr. od. 9 sgr.

Kurze **Reformations-Geschichte,** erzählt für Schulen und Familien von W. Redenbacher. Mit Abbild. 3. Aufl. Preis: in Calw einzeln roh 12 kr., in Part. von 25 Ex. 3 fl. 45 kr., im Buchh. einzeln 16 kr. od. 5 sgr., in Part. 12 kr. od. 4 sgr.

Der **neue Robinson** oder die Schicksale des Philipp Ashton, während seines erzwungenen Aufenthalts unter den Seeräubern und auf der unbewohnten Insel Nuatan. Eine wahre Geschichte. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Dr. G. H. Schubert. 4. Aufl. In Umschlag geh. Preis: in Calw einz. 27 kr., in Part. 24 kr., im Buchh. in Cartonband einz. 40 kr. od. 13 sgr. Zu je 12 Ex. 1 frei.

Handbüchlein der **Weltgeschichte** für Schulen und Familien, Mit Abbild. 3. Aufl. Preis: in Calw einz. 24 kr., in Part. 21 kr., im Buchh. einz. 32 kr. od. 10 sgr., in Part. 28 kr. od. 9 sgr.

Die allgemeine **Weltgeschichte** nach biblischen Grundsätzen für nachdenksame Leser. 6. Aufl. Preis: in Calw 12 kr., im Buchh. 28 kr. od. 9 sgr. Zu je 12 Ex. 1 frei.

Lesebuch der **Weltgeschichte** oder die Geschichte der Menschheit von ihrem Anfange bis auf die neueste Zeit, allgemeinfaßlich erzählt von W. Redenbacher. Zweiter Band. 2. Aufl. In Calw einz. roh 27 kr., in Part. 24 kr.; im Buchh. einz. 36 kr. od. 12 sgr., in Part 32 kr. od. 10 sgr.

— — Dritter Band einz. roh 45 kr., in Part. 42 kr.

— — Vierter Band im Buchh. einz. 40 kr. od. 13 sgr.

**Bibelwegzeiger.** Einleitung in die heil. Schrift und ihre sämmtlichen Bücher für Schule und Haus. Preis: in Calw roh 12 kr., 25 Exempl. 3 fl. 45 kr.; im Buchh. 16 kr., in Part. 12 kr.

Biblisches **Handbüchlein** zum Gebrauch in Schulen und Familien. Preis: in Calw roh 6 kr., 25 Exempl. 1 fl. 40 kr.

Biblische **Geographie** für Schulen und Familien. Neunte verbesserte Aufl. mit Holzschnitten und einer neuen Karte des heil. Landes. Preis: in Calw einz. 24 kr., in Part. 21 kr.; im Buchh. einz. 32 kr. od. 10 sgr., in Part. 28 kr. od. 9 sgr.

**Karte von Palästina.** Einz. 2 kr., 25 Exempl. 37 kr.

Zweimal zweiundfünfzig **biblische Geschichten** für Schulen u. Familien. Mit Abbildungen. Zweihundert und neunte Auflage. Preis: in Calw einz. roh 12 kr., 25 Exempl. 3 fl. 45 kr.; im Buchh. einz. 16 kr. od. 5 sgr., in Part. 12 kr. od. 4 sgr.

**Lesebuch der Erdkunde. I. Die Heimatkunde,** oder Deutschland und seine Nachbarländer. Preis: in Calw einz. 1 fl., in Part 54 kr.

— — II. **Die Außenländer Europa's und die übrigen Welttheile.** Preis: 1 fl., in Part. 54 kr.

---

Druck von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

Esk 108

#61555343